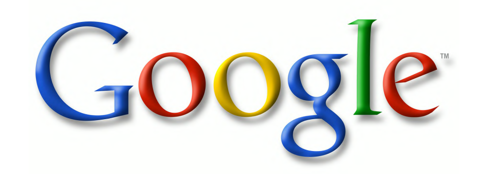


This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

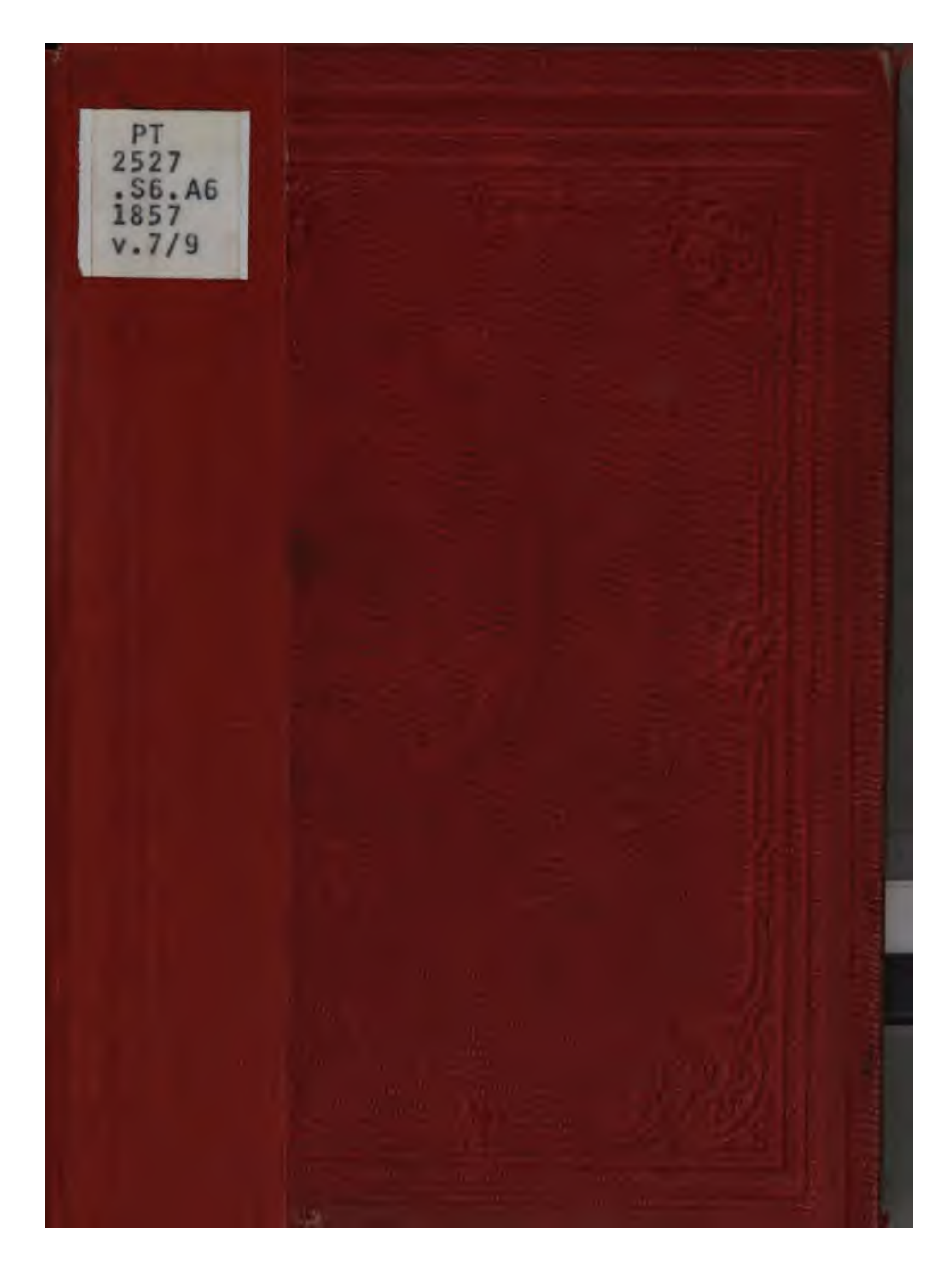
Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

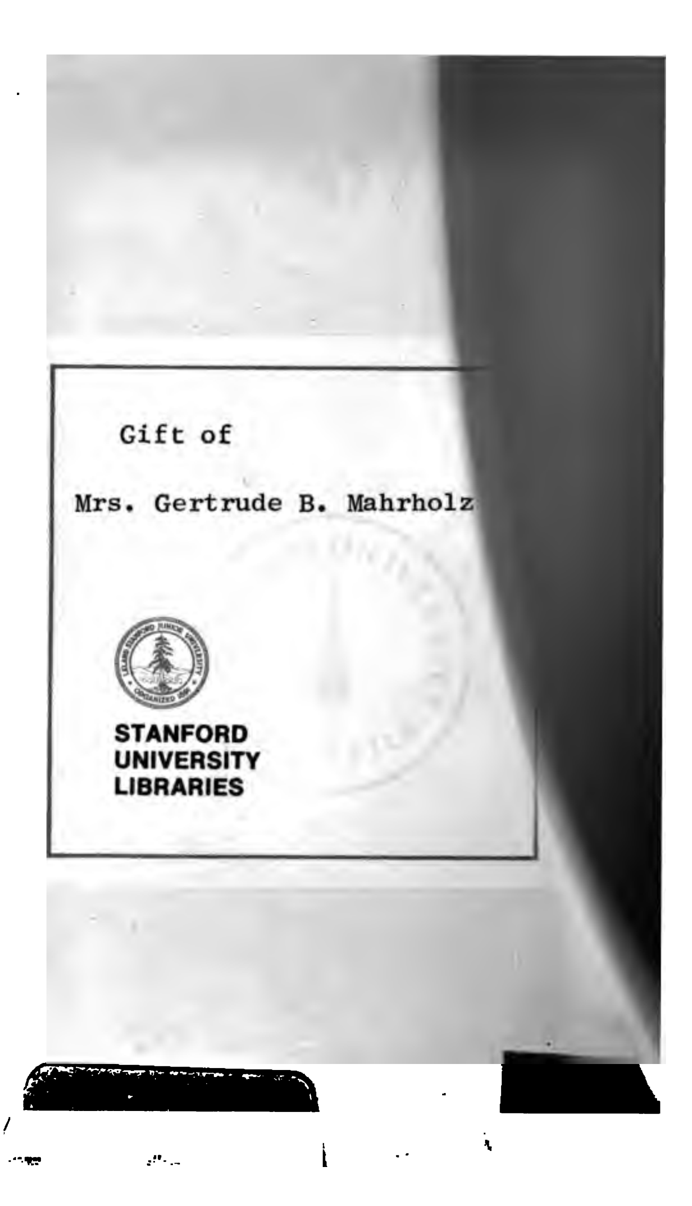
Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

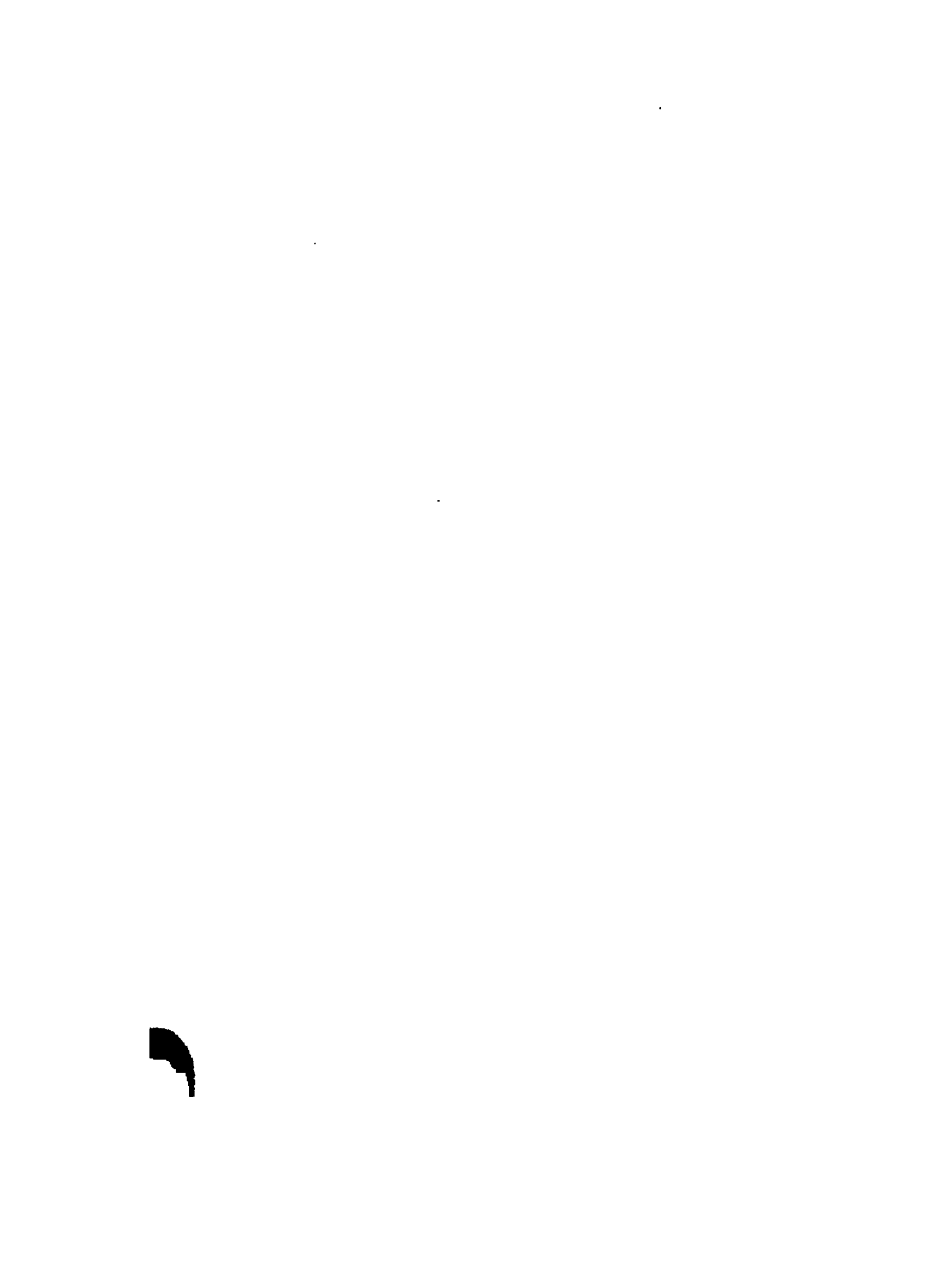

PT
2527
.S6.A6
1857
v.7/9

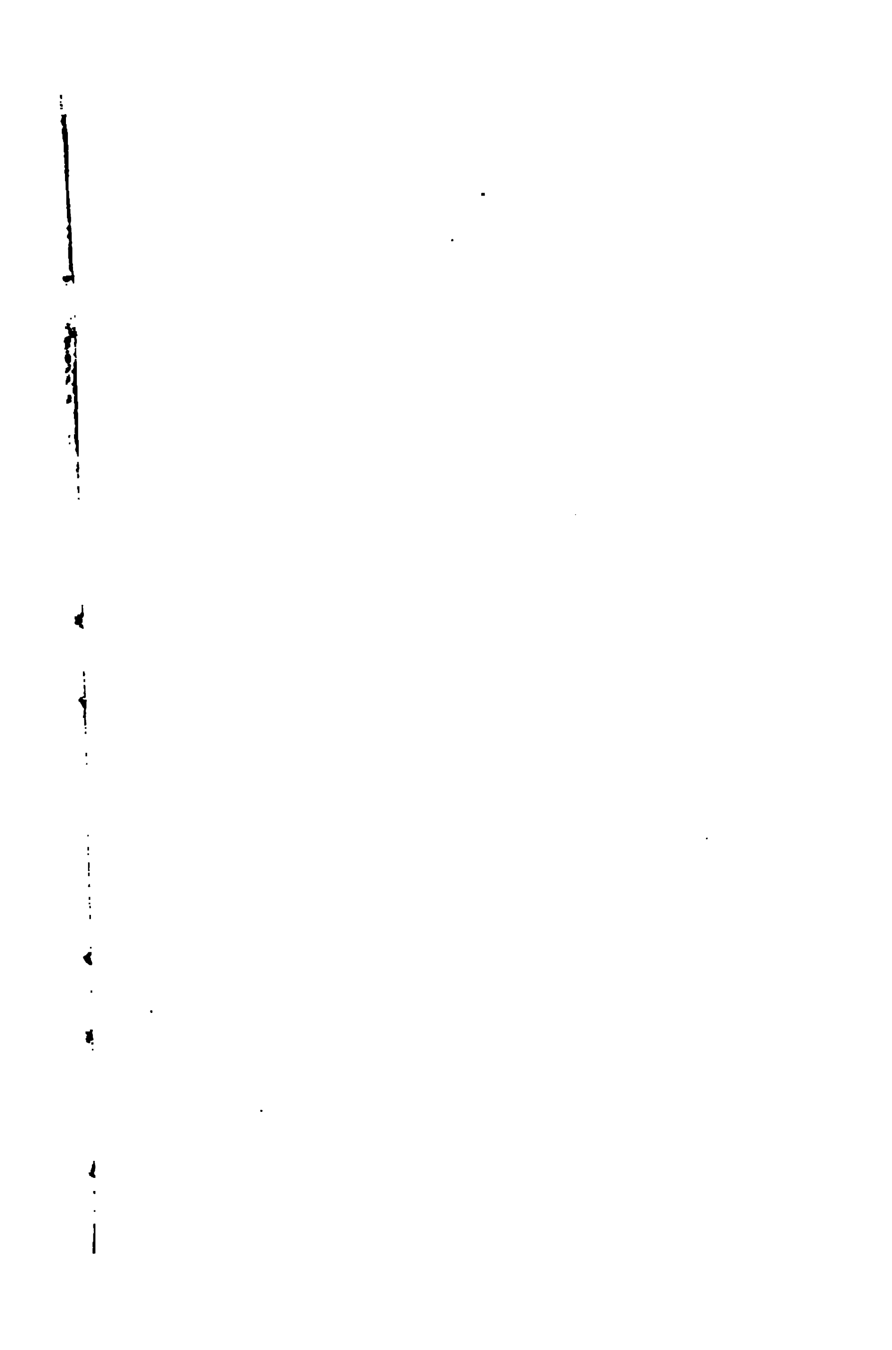


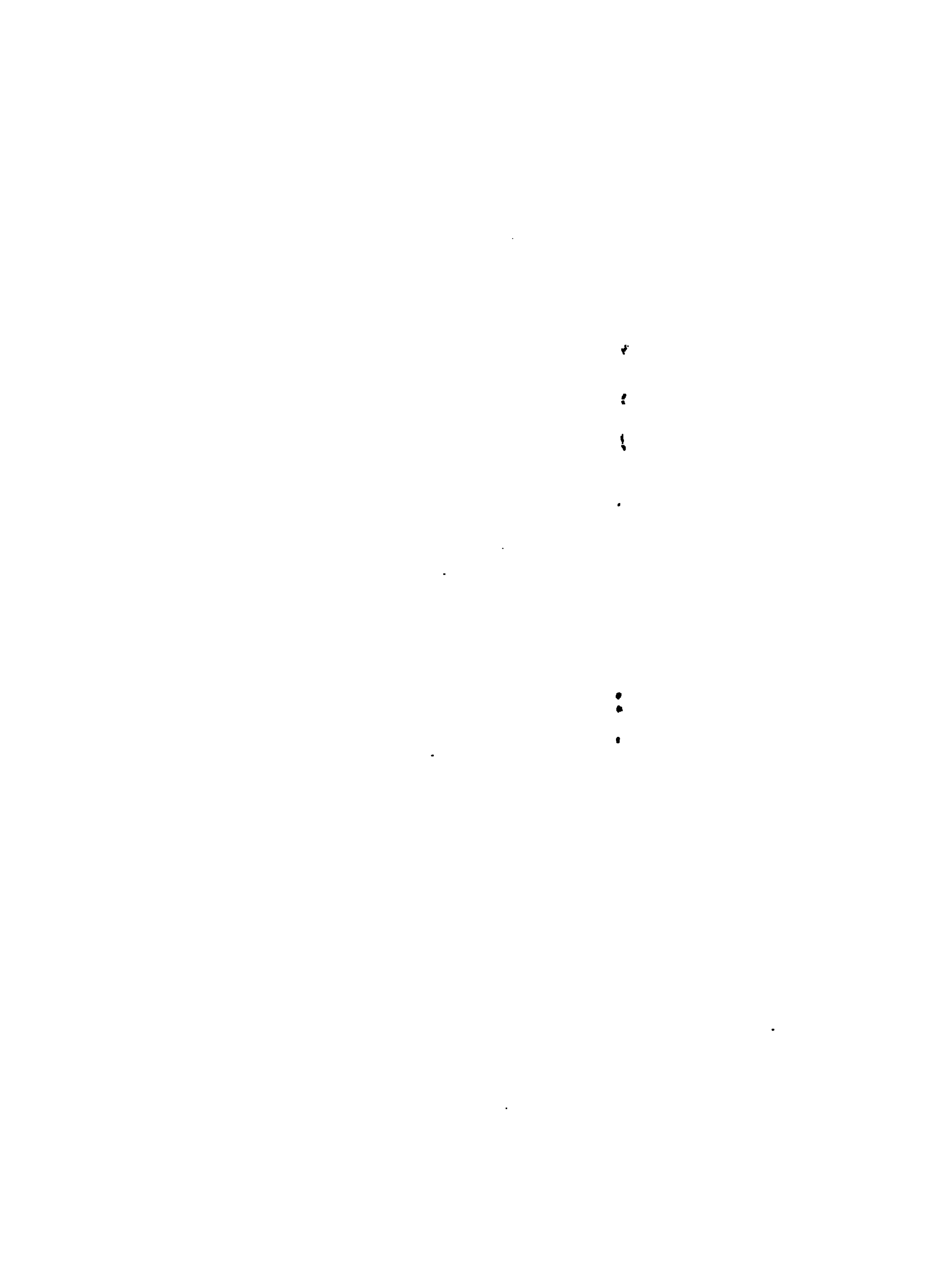
Gift of

Mrs. Gertrude B. Mahrholz

STANFORD
UNIVERSITY
LIBRARIES







PT 2527
S6 A6
1857
v. 7-9

Ferdinand Stolle's
ausgewählte Schriften.

Volks- und Familien-Ausgabe.

Siebenter Band.

Zweite Auflage.

Leipzig,
Ernst Keil.
1859.

Deutsche Pickwickier.

Komischer Roman

von

Ferdinand Stolle.

Zweiter Theil.

Zweite Auflage.

Leipzig,
Ernst Keil.
1859.

Erstes Kapitel.

Wieder ein Abend auf dem Rathskeller.

Es war am selben Tage wo Kappler das Ehrenberger Abenteuer bestanden, als er sich Abends zum ersten Male seit der verhängnißvollen Geisternacht wieder auf dem Rathskeller zeigte. Seine aufgeregte Gemüthsstimmung hatte ihm zu Hause keine Ruhe gelassen. Er mußte unter Menschen. Auf dem Keller traf er Langschädeln, der seit der Duellgeschichte sichtbar abmagerte. Wie war das auch anders möglich? Der Lieutnant, welcher sich auf Pistolen geschlagen, durfte Niemandem von dieser Heldenthat erzählen. Der Hofcommissair hielt ihn förmlich beim Genick. Auch aufschneiden durfte er in des gefürchteten Mannes Gegenwart nicht mehr. Hauptsächlich aber war es dem Bramarbas außerm Spaße, daß ihn der Hofcommissair nie mehr Lieutnant titulirte. Er nannte ihn schlechtweg Langschädel, und sobald besagter Langschädel sich's beikommen ließ, das große Pferd zu besteigen, benamsete ihn der Hofcommissair nie anders als Brückenzollgeldereinnehmer, auf welche Benennung er jedesmal einen besondern Nachdruck legte. Sobald Langschädel diesen Namen hörte, wußte er wieviel es geschlagen und er ward bescheiden und einsylbig.

Indeß je größer die Furcht und das Ansehen war, in welches sich Eccarius beim Lieutnant gesetzt hatte, desto höhere Verehrung genoß Langschädel von Seiten Kappler's. Der Lieutnant war dem Sportelschreiber fast eine heilige Person, aus keinem andern Grunde, als weil er der Onkel der Nichte war, in welcher Kappler einen Engel des Himmels verehrte.

Wenn daher Langschädel Kapplern allein auftreiben konnte, so war dies ein wahres Labsal für ihn; gegen den frommen Anbeter seiner Nichte konnte er aufschneiden nach Herzenslust; er fand stets einen Gläubigen und Bewunderer seiner außerordentlichen Historien.

Die Verehrung des Sportelschreibers für Fräulein Agnes war übrigens so zarter Natur, daß weder das Mädchen noch Langschädel eine Ahnung davon hatten.

So wie der Lieutnant Kapplern erschaute, nahm er ihn sogleich in Beschlag.

„Wissen Sie es schon?" frug er.

„Kein Wort, hochgeehrtester Herr Lieutnant," erwiederte der Gefragte.

„Es ist eine wahre Qual, ein hübsches Mädchen zu bevatern," fuhr Langschädel fort. Der Sportelschreiber wurde bei diesen Worten ganz Ohr und sein Herz schlug erwartungsvoll. Er wiederholte daher: „Kein Wort, hochgeehrtester Herr Lieutnant."

„Sie kennen doch meine Nichte?" sprach der andre.

„Durch Ihre Güte, hochverehrtester Herr Lieutnant," gab Kappler zur Antwort, „ist mir das hohe Glück zu Theil geworden, dero Fräulein Nichte von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen."

„Nun in Betreff dieses Mädchens weiß ich mich vor Heirathsanträgen nicht zu retten."

Wiewohl Kappler dies ganz in der Ordnung fand, begann er doch am ganzen Leibe zu zittern.

„Erst gestern hab' ich ein ganzes Schubfach solcher verliebter Anhalteschreiben in's Feuer geworfen," erzählte Langschädel weiter; „heute erscheint schon wieder ein Baron mit nicht weniger denn sieben Rittergütern. Was sagen Sie, Kappler?"

Dem Sportelschreiber ward schwarz vor den Augen. Wiewohl er selbst nie die entfernteste Absicht gehabt, das Mädchen heimzuführen — eine so vermessene Idee hätte ihm für Sünde gegolten — so war ihm doch der Gedanke, die Angebetete an der Seite eines Andern zu wissen, niederschmetternd. Gedachte er nun gar des Barons mit den sieben Rittergütern, so schwand ihm vollends alle Hoffnung; denn diesen Antrag warf der Lieutnant gewiß nicht in's Feuer; eine brillantere Partie konnte es für Agnes ja gar nicht geben.

„Aber können Sie sich denken," fuhr Langschädel fort, „daß ich die Sache dem Baron bereits abgeschrieben habe?"

Kappler vermochte sich dies schlechterdings nicht zu denken.

„Ja," meinte der Großsprecher, „sehen Sie, Freund, unsereins hat auch seine Marotten, seinen Stolz. So ein adeliger Schlucker glaubt, nur anklopfen zu dürfen, und Thür und Angeln würden wie besessen aufspringen; ja prosit, wir sind auch nicht von gestern; nein, so lange ich Etwas zu sagen habe, soll meine Nichte keinen Adeligen heirathen und säß' er im Golde bis über die Ohren."

Kappler athmete bei diesen Worten neue Lebensluft. Der Lieutnant fuhr leidenschaftlich fort:

„Ja, Gott straf' mich, eh' ich so eine adelige Mariage zugebe, soll meine Agnes eher Frau Sportelschreiberin werden. Sie kennen mich nicht, Kappler. Ich bin da ein närrischer Kauz."

Der Sportelschreiber ward über und über roth und vermochte auf diese Rede, die ihm wie ein seliges Evangelium erklang, kein Wort zu erwiedern.

„Ich glaube auch," fuhr Langschädel nach einer Pause fort, „Sie würden keine Frau unglücklich machen, Kappler; Sie sind von verträglichem Charakter, sanftem Gemüth und reinen Sitten."

„Oh, ach," stammelte der von diesen Worten berauschte Sportelschreiber.

„Mit meiner Nichte zum Beispiel," sprach der Lieutnant ruhig weiter, „würden Sie sich recht gut vertragen; was meinen Sie? Agnes ist ebenfalls verträglich und ganz geschaffen, einem Manne das Leben zu erheitern."

Der Sportelschreiber hätte mögen zur Erde fallen und Langschädeln anbeten.

„Freilich," meinte der andre trocken und achselzuckend, „Ihre Stellung ist nicht der Art, eine Frau anständig zu ernähren; Sie müssen nach Vermögen gehen und meine Nichte ist arm."

„Aber reich, unermeßlich reich," platzte jetzt der Sportelschreiber heraus, „an Vorzügen des Geistes wie des Herzens."

„Davon wird man heut zu Tage nicht satt, mein lieber Kappler," erwiederte welterfahren der Lieutnant.

Kappler gestand dies nicht ohne Seufzer zu; dennoch hatten die Worte Langschädel's in seinem Herzen einen gewaltigen Aufstand zu Wege gebracht. „Ich glaube, Sie würden sich recht gut vertragen!" diese Phrase klang noch immer wie Orgelton und Glockenklang in seinem Innern. Der Lieutnant erschien ihm als Gott, weil er die Nichte dem Baron mit den sieben Rittergütern nicht zugestehen wollte.

„Ach," dachte er bei sich, „wenn ich nur Eins,

nur ein halbes, ein Viertelchen von so einem Rittergute besäße, wer weiß, was geschähe. Der Herr Lieutnant scheinen mir nicht abgeneigt."

[illegible] nein, Sportelschreiber," fuhr er nach einer Pa[illegible]r sich fort, „sei nicht hoffärtig; welch übermü[illegible] Gedanken durchkreuzen dein Gehirn; Demuth hat Gott lieb. Laß dich nicht verlocken. Du malst an einem Glück, das hienieden nicht zu erreichen. Laß dich nicht verblenden durch trügerische Hoffnung. Wer hoch steigt, fällt tief. Kappler, schlag dir solche Gedanken aus dem Sinne und wandle bescheiden die Wege wie zeither. Der Name des Herrn sei gepriesen von Anfang bis an's Ende. Hallelujah! Amen!"

Langschädel, nachdem er in Kappler's Herzen einen wahren Sturm zu Wege gebracht, war im Begriff, dem leichtgläubigen Manne eine neue groteske Lüge aufzuheften. Es hatte ihm schon lange das Herz abgedrückt, daß er von seinem Pistolenduelle gegen Jedermann schweigen mußte, weil er die Rache des Hofcommissairs fürchtete. Er fühlte es täglich mehr, daß er sich innerlich aufreiben würde, wenn er sich Niemandem entdecken dürfe. Ein solches Geheimniß länger für sich zu behalten, erschien ihm eine Marter der Hölle. Kappler war der einzige Mensch, von welchem er wußte, daß er ihn, ohne Gefahr verrathen zu werden, in's Vertrauen ziehen konnte. Die Gelegenheit zeigte sich heute gleichfalls günstig. Er befand sich mit dem Sportelschreiber fast ganz allein.

Während also Kappler's Gedanken hinsichtlich Langschädel's Nichte noch in überirdischen Regionen schwebten, faßte der Lieutnant den Sportelschreiber krampfhaft am Arme und zog den etwas Erschrockenen in die Vertiefung eines Fensters.

„Kappler," sprach er mit gedämpfter Stimme,

„heben Sie die Hand auf, strecken Sie drei Finger in die Höhe und schwören Sie."

Der Sportelschreiber, welcher im ersten Schreck nicht anders glaubte, als der Schwur betreffe Langschädel's Nichte, war schon im Begriffe, den Arm nach den Wolken zu heben, als sein religiöses Gefühl siegte und er mit den Worten: „Euere Rede sei Ja, Ja, Nein, Nein, was darüber ist, ist vom Uebel," die Rechte wieder sinken ließ.

Kappler," fuhr Langschädel leidenschaftlich fort, „bei Ihrer unsterblichen Seele, schwören Sie."

„Da soll mich der Himmel bewahren," protestirte schaudernd der Gottesfürchtige.

„Es wird Sie nicht gereuen," sprach der Lieutnant eindringlich.

„Was soll ich denn beschwören?" frug Kappler.

„Mich nicht zu verrathen, ich habe Ihnen eins der außerordentlichsten Geheimnisse zu entdecken."

„Ich Sie verrathen?" frug der Sportelschreiber im Ton gekränkter Freundschaft, „wo denken Sie hin, verehrter Herr Lieutnant."

„Also kann ich auf Sie bauen?"

„Ein Wort wie tausend," betheuerte Kappler.

„Wohlan," begann nun Langschädel mit geheimnißvoller Stimme, „so wissen Sie denn — aber Kappler, wenn Sie eine Sylbe —"

Der Sportelschreiber legte die Hand auf's Herz und war äußerst erwartungsvoll. Der Lieutnant räusperte sich und war im Begriff, seinem gepreßten Herzen Luft zu machen, als sein Unstern den Hofcommissair in's Zimmer führte.

„Pst," flüsterte Langschädel erschrocken und legte Kapplern die Hand auf den Mund, „jetzt kein Wort darüber."

Der Sportelschreiber war so klug wie zuvor und überdies auf die Folter der Neugier gespannt. Er begriff nicht, warum Langschädel nicht mit der Sprache heraus wolle, da er wegen seines kurzen Gesichts den eingetretenen Eccarius nicht bemerkte.

Der Lieutnant ging dem Hofcommissair zuvorkommend entgegen. So wie letzterer Kapplern erschaute, erkundigte er sich sogleich, wie es mit der Notenabschreiberei auf Ehrenberg abgelaufen sei, denn er hatte bereits erfahren, daß der Sportelschreiber auf genanntem Schlosse gewesen sei.

Kappler wollte sich in weitläufigen Entschuldigungen ergehen, dem Rathe des Hofcommissairs nicht nachgekommen und nach Ehrenberg gegangen zu sein. Er ward aber von Eccarius unterbrochen.

„Was waren es denn für Noten?"

Kappler, dem es sehr schwer ankam, eine Unwahrheit zu sagen, erwiederte stockend:

„Ich glaube, Sonaten."

„So, Sonaten?" fuhr Eccarius fort, „und der Compositeur?"

Der Sportelschreiber ward ob dieses unerwarteten Examens immer bestürzter.

„Der geachtete Compositeur fällt mir nicht gleich bei," erwiederte er stockend.

Der Hofcommissair, welcher Kapplern genau kannte, war sogleich im Klaren, daß es mit der Notenschreiberei sich anders verhalte, als der des Lügens ungewohnte Sportelschreiber berichtete; doch setzte er, um Kapplern größere Verlegenheit zu ersparen, das Examen nicht fort. Der Sportelschreiber war sehr erfreut darüber und Eccarius frug: „Ob man heut Abend nicht ein Spielchen machen wolle?"

Der Lieutnant wie Kappler waren erbötig. Es

fehlte nur an Sonnenschmidten. Der Zufall wollte, daß in demselben Augenblicke die Gigantengestalt des Inspectors in die Stube trat.

Der Hofcommissair befahl jetzt Röschen, den Solotisch zurecht zu machen. Er erkundigte sich zugleich bei Sonnenschmidt nach dessen Neffen Carl Willer.

„Danke für gütige Nachfrage,“ erwiederte der Inspector, „so viel ich weiß, gedenkt er in einigen Monaten das Examen zu machen.“

„Das gewiß brav ausfallen wird,“ sprach Eccarius.

„Wollen's hoffen,“ meinte Sonnenschmidt, sich die Pfeife in Brand steckend; „wenigstens hat der Junge Geld genug gekostet.“

Als man den Inspector zum Spiele einlud, deprecirte er wider alles Erwarten.

„Ich habe mir vorgenommen,“ sprach er sich entschuldigend, „eine Zeit lang das Spiel zu quittiren.“

„Dummes Zeug,“ zankte der Hofcommissair, „machen Sie heut eine Ausnahme.“

„Geht wirklich nicht,“ erwiederte Sonnenschmidt, „es ist mein fester Vorsatz.“

„Den haben wahrhaftig die Pfaffen total umgarnt,“ sprach Eccarius für sich, „da ist es Zeit, daß vorgebeugt wird, sonst verpuppt sich der ehemalige Freigeist in einen Mystiker, auf bestem Wege ist er.“

Der Hofcommissair frug daher ziemlich spitzig:

„Sie waren wohl heut zur Beichte?“

Der Inspector verneinte.

„Sagen Sie einmal,“ fuhr Eccarius fort, „wie vielmal beichten Sie jetzt des Jahrs? Ist Ihr dermaliger Lebenswandel so gottlos, daß Sie so oft Ihre Sünden abzuschütteln gezwungen sind?“

„Gute Vorsätze,“ gab der Inspector zur Antwort, „kann man nicht häufig genug fassen.“

„Ah so," versetzte der Hofcommissair; „was Sie früher zu wenig thaten, suchen Sie jetzt einzubringen."

„Mag's nicht leugnen," gestand Sonnenschmidt, „man kommt in die Jahre; wird nachdenklicher."

„Richtig," fuhr Eccarius fort, „Weisheit kommt mit den Jahren, ist ein altes Sprichwort. Wie lange werden denn Ihre Spielferien noch dauern?"

„Ist unbestimmt," meinte der Inspector, „das Spiel gewährt mir in der That wenig Vergnügen mehr."

„Allerdings," erwiederte der Hofcommissair, „Sie sehnen sich nach geistiger und geistlicher Nahrung. Wohlan, wir wollen an Ihnen nicht zu Verführern werden; frommen Wandel soll man nicht stören."

Hierauf arrangirte Eccarius das Solo zu Dreien; Sonnenschmidt stellte sich mit der dampfenden Pfeife hinter Langschädel und schaute dem Spiele zu. Der Hofcommissair, welcher sich über den fromm gewordenen Freigeist ärgerte, ließ nicht ab, ihn beständig zu necken.

„Das Spiel ist doch," begann er, „bei Licht besehen, ein wahres Laster; ein Meuchelmord an Geist und Zeit, das in einem gebildeten, und was mehr sagen will, in einem christlichen Staate eigentlich nicht geduldet werden sollte. Der Inspector hat vollkommen Recht, wenn er sich von dieser Sünde frei erhält. Ja, will man streng gehen, so würde ich nicht einmal erlauben, dem Spiele zuzusehen. Ist es nicht eben so strafbar, wenn man einem Diebstahle ruhig zuschaut, in Gedanken Theil daran nimmt, als ob man ihn selber verübte? Und ist das Spiel nicht ein Diebstahl und zwar ein um so verdammlicher, da er an einem Dinge begangen wird, das man sich mit allem Golde der Welt nicht wiederkaufen kann, ich meine die Zeit?"

Der Hofcommissair ging noch weiter. Er bewies,

daß das Zusehen beim Spiele ein noch weit größeres Verbrechen sei als das Spiel selbst. Es gehöre unter die sogenannten geheimen und scheinheiligen Sünden. Er entwarf ein grauenhaftes, greuelvolles Bild solcher scheinheiligen Sünden, deren hohe Immoralität er nicht ermangelte, in ihrer ganzen Verworfenheit hinzustellen.

Während Eccarius auf diese Weise docirte, verzog er nicht eine Miene und behielt seine ruhige ernsthafte Haltung in dem Grade bei, daß der Uneingeweihte in der That glauben mußte, der Mann spreche aus vollster Ueberzeugung.

Sonnenschmidt, der Dialectik des Hofcommissairs keineswegs gewachsen, ward endlich mit Schrecken gewahr, welcher Missethat er sich schuldig mache, wenn er dem Solo länger zuschaue. Er klopfte leise seine Pfeife aus und entfernte sich so unbemerkt wie möglich.

Dies hatte Eccarius nur gewünscht. Es machte ihm großes Vergnügen, den ehemaligen Freigeist ein wenig gezüchtigt und in die Flucht getrieben zu haben.

Während aber der Hofcommissair sich's hatte Mühe kosten lassen, den Inspector von der hohen Immoralität des Spiels zu überzeugen, war er gar nicht gewahr geworden, wie auch der gottesfürchtige Kappler, auf den es gar nicht abgesehen, in hohem Grade stutzig geworden war.

Die Worte des Hofcommissairs waren ihm so einleuchtend erschienen, daß er mehrere Male im Begriff stand, das letzte Spiel anzusagen.

„Sie haben mir aus der Seele gesprochen, hochgeehrter Herr Hofkammercommissair,“ begann er, nachdem Eccarius mit seinen Beweisgründen zu Ende, „man mag sagen, was man will, das Spiel ist und bleibt ein Laster. Ich werde fortan auch dasselbe, so viel in meinen Kräften steht, gleichfalls zu umgehen suchen.“

Der Hofcommissair konnte sich eines Lächelns nicht erwehren. „Auf dich, ehrliche Einfalt,“ dachte er bei sich, „war's nicht abgesehen;“ und zum Lieutnant gewendet, frug er:

„Wie denken Sie denn über's Spiel, Langschädel?“

„Ich weiß nicht,“ versetzte dieser, „aus einem soliden Spielchen mache ich mir kein Gewissen. Es liegt dies Unsereinem im Blute. Einem alten Kriegsmanne darf man so Etwas nicht so hoch anrechnen.“

Der Hofcommissair, den es ärgerte, daß Langschädel immer auf sein nicht eben so glorreiches Landwehrthum zurückkam, erwiederte:

„Da haben Sie vollkommen Recht, der ganze Krieg ist ja nichts weiter als ein großes Hazardspiel. Dahin gehört auch der Zweikampf, das Duell, Herr Brückenzollgeldereinnehmer.“

Langschädel schrak bei diesen Worten zusammen und hütete sich wohl, auf seine Kriegscarriere zurückzukommen.

Das Spiel währte bis gegen zehn Uhr, wo man aus einander ging. Der Lieutnant mußte für diesmal sein großes Geheimniß auf dem Herzen behalten.

Zweites Kapitel.

Kappler erhält mehrfachen Besuch.

Kappler saß am nächsten Morgen im tiefsten Negligée beim Frühstück, welches aus ein paar Tassen Cichorienkaffee und einigen gedörrten Brodrinden bestand, und ahnte nicht, welch neues Mißgeschick ihm

von höherer Hand bereitet werde, als es an die Thür klopfte und der Lieutnant Langschädel hereintrat.

Der Sportelschreiber, auf so frühen Besuch durchaus nicht vorbereitet, war außer sich vor Schreck und Bestürzung, daß man ihn in solchem nonchalanten Zustande vorfinde. Er wußte im ersten Augenblicke nicht, wonach er zuerst greifen sollte, ob nach seinen herabhangenden Unaussprechlichen, oder nach dem durchlöcherten Schlafrocke, oder nach einem Stuhle für den Lieutnant.

„Entschuldigen Sie, Kappler," begann Langschädel, „wenn ich bei so frühem Tageslichte erscheine, und lassen Sie sich im Geringsten nicht stören. Ich kann aber das Geheimniß, so ich Ihnen gestern anvertrauen wollte, nicht länger bei mir behalten. Es drückt mir das Herz ab; ich habe die vergangene Nacht nicht schlafen können."

Der Sportelschreiber, noch immer mit Aufräumen beschäftigt, vernahm wenig von den Eingangsworten des Lieutnants. Er hatte bei seiner übergroßen Eilfertigkeit den Kaffeetopf umgeworfen, welcher Unfall ihn von Neuem in Verwirrung brachte. Langschädel fuhr fort: Sie versprechen mir, mich nicht zu verrathen? Hören Sie wohl, Kappler, mich nicht zu verrathen!"

„Um alle Schätze der Welt nicht," gelobte der Sportelschreiber, welcher mit Betriebsamkeit bemüht war, die braune Cichorienfluth aufzutrocknen.

„Wohlan, so vernehmen Sie denn," sprach der Lieutnant in langsamem, feierlichem Tone. -

Kappler scheuerte ununterbrochen weiter.

„Ich habe das gekränkte Bürgerthum," begann Langschädel, „auf eine eclatante Weise am Adel gerächt; auf eine Weise, wie wohl selten dagewesen und wie sie so leicht nicht wiederkommen wird."

Der Sportelschreiber, mit Aufräumen noch immer nicht zu Ende — er suchte so eben nach dem andern Stiefel, um das Paar in symmetrischer Ordnung an die Wand zu stellen — erwiederte blos die Worte:

„Was Sie sagen!“

Der Rächer des Bürgerthums war mit dieser kurzen Phrase keineswegs zufrieden. Er hatte gehofft, Kappler werde bei dieser Nachricht voll Bewunderung erstarren. Er wiederholte daher mit gehobener Stimme seine vorige Rede, daß er das Bürgerthum auf eclatante Weise gerächt habe.

Der Sportelschreiber, nachdem er mit der nothdürftigsten Ordnung zu Stande war, ward durch den erhöhten Ton aufmerksam gemacht und zugänglicher. Er faßte vor dem sitzenden Helden demüthigst Posto und frug: „Also am ehrsamen Bürgerstande haben Sie außerordentliche Rache genommen? Sehen Sie einmal!“

Kappler wußte wirklich nicht, was er sprach. Der Lieutnant ward zornig.

„Kramen Sie zum Teufel ein ander Mal,“ rief er, „und hören Sie auf meine Rede.“

„Ich bin ganz Ohr, hochverehrter Herr Lieutnant,“ sprach Kappler.

„Es war einmal Zeit,“ fuhr Langschädel fort, „daß wir das Rauche herauskehrten und dem Adel die Zähne wiesen. Wir wären außerdem völlig unterdrückt worden.“

„Wirklich?“ frug Kappler verwundert.

„Nicht anders,“ sprach der Lieutnant, „es galt einen kühnen Entschluß, eine große That. Niemand gab sich her; ich that's.“

Des Sportelschreibers Mund floß über von Lob und Bewunderung ob solcher Heldenthat, obschon er noch nicht wußte, worin dieselbe bestand.

„Ich habe mich mit drei Husarenoffizieren über das Schnupftuch geschossen," fuhr der Großsprecher fort: „zwei blieben auf der Stelle, der Dritte liegt hart darnieder."

Kappler schlug die Hände über dem Kopfe zusammen.

„Aber," rief er erschrocken, „das Duell ist ja bei harter Strafe verboten!"

„Allerdings," gestand Langschädel, „aber, wer fragt darnach, wenn's die Ehre gilt. Sie hätten die Schüsse sehen sollen. Meisterschüsse waren es; die beiden ersten Kugeln fuhren den Husaren mitten durch's Herz. Die beiden Gegner waren auf der Stelle todt und rührten sich nicht."

Kappler schauderte. Der Lieutnant fuhr fort:

„Nachdem meine Wuth an den ersten beiden gekühlt war, nahm ich's mit dem Dritten nicht genau; als ich den Arm zerschmettert herabsinken sah, gab ich mich zufrieden. Was sagen Sie, Kappler?"

„Ich kann noch gar nicht zu mir kommen."

„Es wird Trauer geben in den ersten Familien des Landes," sprach Langschädel.

„Aber ich bitte Sie um aller Heiligen willen," rief der Sportelschreiber, „wenn nun der furchtbare Zweikampf herauskommt?"

„Dann allerdings," meinte der Lieutnant achselzuckend, „bleibt mir nichts, als lebenslängliche Festung. Sie sind außer dem Secundanten der Einzige, Kappler, der um die Sache weiß. Sie werden hoffentlich mein Vertrauen nicht hintergehen und mich verrathen?"

„Soll mich Gott in alle Ewigkeit behüten," betheuerte der Sportelschreiber, „daß ich mich solcher Missethat schuldig machte; nicht ein Sterbenswörtchen wird über meine Lippen kommen, so lange ich lebe auf Erden."

„Das ist mir lieb," versetzte Langschädel, „offen gestanden, mir war etwas bange um Sie. Aber wie da, Kappler, wenn man sich bemüht, Sie durch Gold zum Reden zu bringen? Es ist leicht möglich, daß man einen großen Preis auf meine Entdeckung setzt."

„Und wenn man alle Reiche der Welt darauf setzt," erwiederte eifrig der getreue Kappler, „ich schweige, wie das Grab."

Langschädel reichte dem Sportelschreiber die Hand und sprach in gerührtem Tone: „Kappler, ich werde Ihnen das nie vergessen."

„Aber sagen Sie mir," fuhr Kappler voll Besorgniß fort, „wie sind Sie nur zu dem unglückseligen Duelle gekommen? Womit hat man Sie beleidigt?"

„Mich? Beleidigt?" lachte Langschädel, „mich hat Niemand beleidigt."

„Aber wie konnte denn außerdem das Duell entstehen, in welchem Sie so meisterhaft geschossen haben?"

„Auf die einfachste Weise von der Welt," erklärte der Lieutnant; „einer der Husarenoffiziere sprach sich auf dem letzten Harmonieballe etwas ungünstig über den Bürgerstand aus. Ich hörte es. Da war der Tanz fertig. Man darf nie etwas auf seinem Stande sitzen lassen, merken Sie sich das."

„Aber konnte denn die Sache," erwiederte Kappler, „nicht auf friedlichem Wege abgemacht werden? Das kann doch dem lieben Gott unmöglich angenehm sein, wenn seine Kinder im tiefsten Frieden auf einander schießen."

„Kappler, das verstehen Sie nicht, ohne Blut konnte es diesmal nicht abgehen. Der Adel mußte einen Denkzettel erhalten. Er wird ihn so bald nicht wieder vergessen."

„Aber wie leicht konnten Sie auch todtgeschossen

werden," gab der Sportelschreiber zu bedenken, und gedachte dabei der verlassenen Nichte.

„Das mußt' ich mir gefallen lassen," versetzte Langschädel; „ist doch das gesammte Bürgerthum durch mein kräftiges Einschreiten glänzend gerächt. Glauben Sie wohl, Kappler, daß sich ein anderer Bürgerlicher zu dem verzweifelten Kampfe hergegeben haben würde?"

Der Gefragte übersann in Gedanken alle streitbare Helden der bürgerlichen Honoratioren und blieb die Antwort eine Zeit lang schuldig. Der Lieutnant ward ungeduldig und sagte:

„Was ist da lange zu überlegen, ich geb' Ihnen mein Wort, es würde sich kein Bürgerlicher gestellt haben. War ich nicht, blieb die Schmach sitzen."

„Sie haben da ein großes und schweres Opfer gebracht," versetzte der Sportelschreiber.

„Das will ich meinen."

„Es ist beklagenswerth, daß Ihr Muth nicht bekannt werden darf."

„Es wäre mein Untergang; darum, Kappler — reinen Mund gehalten; mein Leben steht in Ihrer Hand."

Der Sportelschreiber raffte alle Betheuerungen zusammen, die er aufzutreiben vermochte.

„Ich trage das Bewußtsein erfüllter Pflicht in mir," sprach Langschädel; „ein Anderer würde solche That nicht auf dem Herzen behalten, die halbe Welt müßte es wissen, ihn bewundern, und wär's sein Unglück; der Mensch ist eitel, ich bin es nicht und trage mein Verdienst im Stillen."

„Als wahrer Held," lobte Kappler.

Der Lieutnant erwiederte auf dieses Lob nichts, seine Bescheidenheit verbot ihm das.

„Sind denn die Husaren schon begraben?" erkundigte sich schüchtern der Sportelschreiber.

„Stehen bereits wohl einbalsamirt in ihren diversen Erbbegräbnissen."

„Die armen Angehörigen!" fuhr Kappler fort, „die Herren Husaren standen unstreitig in der Blüthe der Jahre. Welcher Schmerz der Aeltern und Geschwister."

„Die beiden Bräute der von meiner Hand Gefallenen sind bereits wahnsinnig geworden," erzählte Langschädel mit eiserner Schlachtenruhe.

„Heiliger Himmel," schauderte der friedliche Sportelschreiber, „welche Verantwortung haben Sie auf Ihr Haupt geladen, Herr Lieutnant."

„Das ist bei Männerehre nicht anders," erwiederte Langschädel; die Jugend meiner Gegner schmerzte mich allerdings; aber ich gedachte, daß ich für das gesammte Bürgerthum in den Schranken stünde; da traten alle kleinlichen Rücksichten von Selbsterhaltung und Nächstenliebe in den Hintergrund.

Der Sportelschreiber konnte sich trotz aller Apologieen von Seiten des Lieutnants mit dem mörderischen Zweikampfe nicht befreunden. Er stellte die Behauptung auf, daß das Duell göttlichen und menschlichen Gesetzen zuwiderlaufe.

„Wir können darüber nicht streiten, lieber Kappler," erwiederte Langschädel, „weil Euch Civilisten in der Regel das, was man pointe d'honneur nennt, abgeht. Um so mehr Anerkennung aber, hoffe ich, muß es finden, wenn sich im Civilstande noch Männer finden, welche zu solchen Opfern, wie ich gebracht habe, bereitwillig sind."

Da Kappler in seiner Unschuld hierauf nichts zu erwiedern wußte, trat Langschädel, ein Liedchen pfei-

fend, mit großer Selbstzufriedenheit an das Fenster und schaute nach der Straße.

Der große Held stellte aber alsbald sein Pfeifen ein und gerieth in einige Unruhe, denn er erkannte den Hofcommissair, welcher die Häuserreihe daher, gerade auf Kappler's Wohnung zuschritt.

„Da kommt Eccarius," sprach er eilfertig, „ich wette, der hat Ihnen einen Besuch zugedacht. Der darf mich hier nicht treffen. Wie leicht könnte er Verdacht schöpfen."

Mit diesen Worten verließ er schleunigst das Zimmer und war wie der Wind die Treppe hinab. Um den gefürchteten Hofcommissair nicht zu nahe zu kommen, enteilte er durch die Hinterthür im Hofe.

Kappler aber war durch den neuangemeldeten Besuch wieder in große Bestürzung gerathen. Er begann zum zweiten Male im Zimmer aufzuräumen und seine Toilette nach Kräften zu vervollständigen.

Langschädel hatte nicht unrecht prophezeit. Nach wenigen Minuten trat der Hofcommissair in's Zimmer.

„Kappler," sprach der Eingetretene, nachdem er ohne weitere Complimente Platz genommen hatte, „schenken Sie mir reinen Wein ein; wie verhielt sich's mit der Notenschreiberei? Ich glaube nicht daran und wette, man hat Sie nach dem Ehrenberge gelockt, um dort seinen Witz mit Ihnen zu treiben."

„Ei, mein hochverehrtester Herr Hofkammercommissair," protestirte der Sportelschreiber, „im Geringsten nicht hat man seinen Witz mit mir getrieben; im Gegentheil, ich bin sehr freundlich aufgenommen worden. Noten gab es allerdings nicht abzuschreiben."

„Dacht' ich's doch," brummte Eccarius, „der junge Victor von Löwenstern befindet sich zu Besuch auf Eh-

renberg und erlaubt sich gern Späschen mit gutmüthigen Tröpfen."

„Also Noten gab's nicht abzuschreiben?" fuhr er, zu Kapplern gewendet, fort und begann wieder zu examiniren.

Der Sportelschreiber verstand nicht die Kunst, sich zu verstellen. So ward es dem Examinator nicht schwer, bald hinter das Geheimniß zu kommen.

Als Kappler gestanden, daß man ihn abconterfeit habe, um sein Bildniß in einer Gallerie aufzustellen, konnte sich Eccarius eines Lächelns nicht erwehren.

„Es ist entschieden," sprach er für sich, „der junge Löwenstern hat mit der originellen Persönlichkeit einen Scherz vor. Ich begreife allerdings das Wie noch nicht. Indeß weiß ich vor der Hand genug und werde meine Vorkehrungen treffen. So viel ist gewiß, als Harlekin soll man die ehrliche Seele nicht mißbrauchen."

Nachdem er dem Sportelschreiber wiederholt an's Herz gelegt, wegen des Ehrenberger Abenteuers gegen Jedermann zu schweigen, entfernte er sich. Kapplern ward Muse über den unverhofften doppelten Besuch seine Betrachtungen anzustellen.

Drittes Kapitel.

Der Adel von Neukirchen veranstaltet eine solenne Schlittenfahrt. — Kappler als Doppelgänger.

Der naßkalte, unfreundliche Spätherbst war in einen schneereichen Winter übergegangen. Das graue Gewölk hatte sich verzogen und klar und rein beschien die Win-

tersonne die silberne Landschaft. Obschon die Kälte nicht hoch gestiegen war, trieb doch die Werla ziemliche Eisschollen und überall vernahm man das muntere Schellengeläute der pfeilschnell dahin eilenden Schlitten.

Auch der hohe Adel von Neukirchen glaubte die treffliche Bahn benutzen zu müssen und hatte alle Anstalten zu einer höchst solennen Schlittenfahrt getroffen. Seit acht Tagen war in Neukirchen und dessen nächster Umgebung von Nichts anderem die Rede; denn die Neukirchner interessirten sich lebhaft für Alles, was von ihrem hohen Adel ausging.

An der Spitze des großartigen Unternehmens stand diesmal der Baron von Löwenstern und sein zum Besuch anwesender Neffe Victor, welcher letzterer sich hauptsächlich das Arrangement der Fahrt hatte angelegen sein lassen.

Auf dem Ehrenberge sollten sich die zahlreichen und glänzenden Schlitten der hohen Noblesse versammeln und von hier aus der Zug seinen Anfang nehmen. Laut Programm bewegte sich dieser von Ehrenberg nach der Stadt, umfuhr diese längs der Promenade und endete in dem drei Stunden von Neukirchen gelegenen Städtchen Rohrbach, wo im dasigen Gasthause zum weißen Adler alle Anstalten für ein splendides Diner getroffen waren. Nach eingebrochener Dunkelheit verfügten sich die hohen Herrschaften unter Fackelglanz nach Ehrenberg zurück, wo der frohe Tag mit einem brillanten Balle in dem schönen Saale des Schlosses beendet ward.

Der Mensch denkt — Gott lenkt.

Die Familie von Löwenstern hatte alles aufgeboten, die projectirte Schlittenfahrt so solenn und zahlreich wie möglich zu machen und deshalb an den gesammten benachbarten Adel Einladekarten geschickt,

welche auch sämmtlich angenommen worden waren. Es hatten sogar eine Anzahl der geladenen jungen Damen und Herren neue Quadrillen für den Ball eingeübt; auch häufige Proben zu einem kleinen Gelegenheitsstücke zu Ehren des Gastgebers wurden gehalten. Was aber der ganzen Sache die Krone aufsetzen sollte, das waren einige maskirte Schlitten, wozu sich der junge Victor mit mehren adeligen Universitätsfreunden vereinigt hatte. Die drolligsten Charaktere aus Opern und Lustspielen sollten en costume dargestellt werden.

Als sich das Gerücht hiervon in der Stadt verbreitete, erreichte die Neugier der Neukirchner den höchsten Grad, denn eine solche öffentliche Maskerade war noch nicht dagewesen; und mit Sehnsucht erwartete man den siebenzehnten Januar, auf welchen Tag die große Schlittenfahrt festgesetzt war.

Auch der Hofcommissair Eccarius wünschte den genannten Tag nicht ohne gewisses Interesse herbei, jedoch aus ganz anderem Grunde, als das Neukirchner Publikum. Er hatte in Erfahrung gebracht, daß in dem Maskenzuge auch sein guter Kappler figuriren sollte, auf die Gefahr hin, der Lächerlichkeit Preis gegeben zu werden; dies war ihm genug, den hohen Herrschaften die ganze Schlittenfahrt zu Nichte zu machen.

Der junge Victor von Löwenstern hatte den Sportelschreiber aus keinem andern Grunde abconterfeit, blos um sich nach der Zeichnung eine täuschend ähnliche Wachsmaske anfertigen zu lassen und so die in ganz Neukirchen bekannte Persönlichkeit bis auf die Kleidung getreu zu copiren. Victor wollte anfänglich auf einem projectirten Maskenballe als Sportelschreiber Kappler erscheinen; da der Ball aber nicht

zu Stande kam, war der Witz der solennen Schlittenfahrt vorbehalten.

Endlich erschien der berühmte siebenzehnte Januar. Prachtvoll stieg die Sonne am Horizonte empor, die schönste Winterlandschaft rosig beleuchtend. Das Thermometer zeigte kaum drei Grad Kälte und die Bahn von Neukirchen nach Rohrbach konnte nicht schöner sein. Bereits in der eilften Stunde des Vormittags begann es in der Nähe und Ferne zu klingeln und zu knallen. Von all' den umliegenden Rittergütern kamen die gebetenen Gäste in eleganten Schlitten mit muthigen Rennern angefahren und schlugen ihren Weg nach dem benachbarten Ehrenberg ein.

Die Neukirchner konnten sich nicht satt schauen an den schön lackirten und hie und da vergoldeten Schlitten; an den prächtigen Schabracken und malerischen Federstutzen der geschmückten Rosse, so wie an der mannichfach bunten Livree der zahlreichen betreßten Dienerschaft. Einer so glänzenden Schlittenfahrt wußten sich die ältesten Bewohner der Stadt nicht zu erinnern.

Jeder geputzte Schlitten, wenn er durch die Gassen fuhr, wurde von der zahlreich versammelten Schuljugend unter lautem Jubel begrüßt und eine Strecke lang begleitet; und aller Orts wuchsen neugierige Köpfe aus Fenstern und Thüren. Es war manchmal ein Geknalle, als halte der wilde Jäger seinen Einzug.

Nach dem ungefähr ein Stündchen von Neukirchen hochgelegenen Ehrenberg führte indeß nur ein Fahrweg und zwar eine geraume Strecke durch eine ziemlich tiefe Schlucht. Dieser Hohlweg war aber bei dem anhaltenden Schneewetter durchaus nicht zu passiren, da die Höhlung Häuser hoch verweht war. Jeg=

liches Fuhrwerk, das nach Ehrenberg wollte, sah sich genöthigt, auf freiem Felde am Rande der Schlucht entlang zu fahren. So auch diesmal. Sämmtliche Schlitten schlugen diesen Weg ein.

Laut Programm war die Abfahrt der Schlitten von Ehrenberg Punkt zwölf Uhr festgesetzt, halb zwölf mußten sämmtliche Gespanne im großen Schloßhofe versammelt sein. Mehre Festordner hatten für die Reihenfolge der Schlitten Sorge zu tragen.

Das schöne Wetter und das zu erwartende ungewohnte Schauspiel war Ursache gewesen, daß sich schon bei guter Zeit eine ziemliche Anzahl der Bewohner Neukirchens auf den Weg nach Ehrenberg gemacht hatte. Mehre Gruppen waren bis an das Hofthor des Schlosses vorgedrungen und schauten neugierigen Blicks in den Schloßhof, welcher ein höchst malerisches Gewühl der zahlreich angelangten Schlitten darbot.

Schlag halb zwölf Uhr war der letzte Schlitten durch's Hofthor gefahren und Schlag halb zwölf Uhr erschien der Hofcommissair Eccarius in Begleitung von funfzehn Zimmerleuten und Schanzgräbern und zwei Polizeidienern auf der Stelle, wo die obenerwähnte schneeverstopfte Schlucht ihren Anfang nahm. Die Ehrenberger Herrschaft, so wie sämmtliche Bewohner des Dorfes gleiches Namens, anstatt den verwehten Hohlweg fahrbar zu machen, was für zwanzig Mann eine Arbeit von drei bis vier Stunden gewesen wäre, fanden es stets bequemer, den Weg über die Felder einzuschlagen, ohne dem Besitzer eine Anfrage zu vergönnen, und die Strecke längst der weithin laufenden Höhlung zu einer förmlichen Fahrstraße umzuschaffen. Der Besitzer des betreffenden Feldes aber war Niemand anders, als der Hofcommissair Eccarius, welcher daher ein absonderliches Interesse an der bevorstehenden großen Schlittenfahrt zu nehmen schien.

Eccarius hatte dem Baron von Löwenstern bereits im vorigen wie auch im diesjährigen Winter wiederholt bedeuten lassen, daß er einen Fahrweg über sein Besitzthum nicht länger dulden könne. Er würde vielleicht weniger dagegen einzuwenden gehabt haben, wenn man, wie sich's gehört hätte, ihn wenigstens eine Anfrage vergönnt hätte; dies war nicht geschehen und so hatte er die Passage, deren man sich angemaßt, untersagt.

Der stolze Löwenstern hielt es nicht der Mühe werth, auf die Reclamationen des Mannes, dem er ohnehin nicht zugethan war, im Geringsten zu achten und fuhr, wie auch all' seine Unterthanen, nach wie vor über die Felder des Hofcommissairs. Dieser schwieg still und lauerte auf eine Gelegenheit, dem Herrn Baron mit einem weit energischern und um so empfindlichern Veto in den Weg zu treten. Eine schönere Gelegenheit, als die solenne Schlittenfahrt, konnte es aber gar nicht geben. Also zu derselben Zeit, wo im geräumigen Schloßhofe von Ehrenberg die großartige adelige Schlittenburg sich ordnete, befahl Eccarius seinen Sappeurs, schleunigst Hand anzulegen und die Fahrt über sein Gebiet zu sperren. Während im Schloßhofe Festordner und Schlittenlenker alle Hände voll zu thun hatten wegen der bevorstehenden Abfahrt, war bei der hofcommissairischen Armee dasselbe der Fall. Binnen einer kleinen Viertelstunde zog sich quer über das befahrbare Feld eine so energische Barricade, als gälte es, einen achträderigen Dampfwagen im schnellsten Laufe aufzuhalten. Mit einem Schlitten hier durchzukommen, das war ein Gedanke, den der kühnste Lebensverächter nicht würde gewagt haben. Die Passage war gänzlich gesperrt und Schloß Ehrenberg, was den Fahrweg anlangte, von der übrigen civilisirten Welt rein abgeschnitten.

Nicht ohne Wohlgefallen betrachtete der Hofcommissair sein schnell in die Höhe gewachsenes Werk. Er befahl den Werkleuten, die Barricade um keinen Preis vor Abend zu verlassen und gegen jeden etwaigen Angriff männiglich zu schützen. Um seinem Baue zugleich ein officielles Ansehen zu geben, ließ er auch die beiden Polizeidiener zurück.

„Nicht eine Maus soll hier durchkommen," schwuren die Bauleute und freuten sich kampflustig im Voraus auf das Rencontre mit der adeligen Caravane.

Voll Zufriedenheit kehrte der Hofcommissair nach der Stadt zurück und stattete Kapplern einen Besuch ab. Dieser benutzte eben ein freies Stündchen, um für den Abgott seiner Liebe Noten zu malen; denn der Sportelschreiber ging bei diesem Geschäft mit so viel Kunst zu Werke, daß man es nicht Noten schreiben nennen konnte. Der fromme Kappler, in seinem Liebeswerke ganz vertieft, ahnete nicht, daß er zur allgemeinen Belustigung noch einmal in der Welt existire und so eben Schlitten gefahren werden sollte. Der ängstliche Mann erschrak ob des unverhofften Besuchs wieder dermaßen, daß es wenig fehlte und die Galoppade für Langschädel's Nichte wäre zum vierten Male zum Guckuck gegangen.

„Ehrliche Seele," dachte Eccarius, als er Platz genommen hatte, „während Du einsam und fleißig auf Deinem Stübchen sitzest und keinen Menschen beleidigst, ist man gewissenlos genug, Dich dem öffentlichen Spotte und Gelächter Preis zu geben. Aber daß man sich nur nicht verrechnet hat und selbst dem Spotte anheimfällt."

Der Hofcommissair unterhielt sich so freundlich und wohlwollend mit Kapplern, daß dieser außerordentlich gerührt davon wurde und ihm wie gewöhnlich das

Herz auf die Zunge trat. Als daher das Gespräch auf die höchst sauber geschriebenen Noten kam, so gestand der Sportelschreiber offen, daß sie der liebenswürdigen Agnes bestimmt wären.

Eccarrius lächelte.

„Sportelschreiber, Sportelschreiber," drohte er mit aufgehobenem Finger, „treuloser Mann, was wird Madame Runkel sagen!"

Der verschämte Kappler ward roth bis über die Ohren und vermochte kein Wort zu erwiedern.

„Nun," fuhr der Hofcommissair beruhigend fort, „ich verdenk's Euch nicht; diese liebenswürdige Nichte wäre mir auch lieber, als die beleibte Garnhändlerin."

Zur größten Beruhigung des Sportelschreibers ging Eccarius auf das Kapitel mit der Nichte nicht weiter ein. Er erkundigte sich nach einigen stadtgerichtlichen Angelegenheiten, wo sich Kappler mit großer Bereitwilligkeit beeilte, die gewünschte Auskunft zu geben.

Während die Beiden in des Sportelschreibers bescheidener Wohnung im Gespräch beisammen saßen, hatte sich der Schlittenzug im Schloßhofe von Ehrenberg geordnet und begann unter allgemeinem Peitschengeknall und Hurrahruf der jungen Cavaliere seine Ausfahrt. Voran ging ein großer vierspänniger, fantastisch ausgeschmückter Schlitten mit einem Musikkorps. Die Musiker waren als Bergleute verkleidet und nahmen sich recht stattlich aus. Die Pauken schlug ein Mohr in afrikanischem Costüm. Dem Musikantenwagen folgten sechs Einspänner mit höchster Noblesse; diesem ein Vierspänner en costume. Er enthielt den Kaiser des himmlischen Reiches nebst Gefolge und zeichnete sich durch bizarren Luxus aus. Der Majestät folgten mehrere Zweispänner mit hohen Herrschaften; dann ein

großer Schlitten mit lauter Pierrots, welche allerhand Possen trieben; dann abermals Zweispänner, in deren letzten der Festgeber Baron von Löwenstern und Herr von Fellenberg saßen. Den Schluß des Zuges bildete ein vierter costumirter Schlitten mit lauter bekannten lustigen Personen aus beliebten Opern und Singspielen. Mitten unter der bunten Gesellschaft aber saß hoch erhaben im langen, hechtgrauen Rocke, gelblicher Weste und weißem Halstuche, die Deckelmütze auf dem Kopfe, der Neukirchner Sportelschreiber Kappler, dem Original täuschend ähnlich. Der junge Victor von Löwenstern hatte sich's nicht nehmen lassen, den Sportelschreiber darzustellen und erregte durch seine Maske allgemeine Heiterkeit, obschon der unzeitige und verletzende Scherz von Mehren keineswegs gebilligt ward.

Als der Musikantenschlitten durch das Ehrenberger Schloßthor fuhr, erhob sich allgemeiner Jubel der vor dem Thore versammelten Volksmenge. Namentlich war es der paukenschlagende Mohr, der allgemeines Interesse erregte. Das Freudengeschrei vermehrte sich aber um Vieles, als die chinesische Majestät mit ihrem Hofstaate anlangte, und erreichte den höchsten Gipfel mit dem letzten Schlitten, wo man sogleich den Sportelschreiber herausfand.

Unter dem fortwährenden Geschrei: „Kappler! Kappler! das ist Kappler!" wälzte sich der Volkshaufe im schnellsten Laufe nach, um das ergötzliche Schauspiel so lange wie möglich zu genießen.

Die Barricade auf dem Felde des Hofcommissairs war mit solcher Schnelligkeit aus der Erde gewachsen, daß die hohen Herrschaften keine Ahnung von dem Baue und dem über sie hereinbrechenden Mißgeschicke hatten. Die Schlittenburg knallte und klingelte fröh=

lich im schnellsten Trabe den Ehrenberg hinab. Erst als man ungefähr eine Viertelstunde von dem Unglücksplatze entfernt war, standen mehrere Knaben am Wege, welche laut verkündeten, daß die Straße gesperrt sei. Niemand achtete auf das Geschrei dieser Kinder.

Der Vorreiter, welcher dem Musikantenschlitten funfzig Schritte vorantrabte, bog jetzt um die Anhöhe, welche die Schlucht und die Barikade den Daherkommenden verborgen hatte. Er bemerkte in einiger Entfernung einen ziemlichen Haufen Menschen, die mitten auf der Straße standen. Den funfzehn Erdarbeitern und Zimmerleuten hatte sich noch allerlei Volk zugesellt, das sich nicht wenig auf den Augenblick freute, wo die Schlittenfahrt der hohen Noblesse ihr Ende erreicht haben würde.

Der Vorreiter, in der Meinung, der Haufen bestehe aus neugierigen Gaffern und Bewunderern, trabte mit großer Selbstgefälligkeit weiter. Bald war er ganz nahe; der Haufen theilte sich nach beiden Seiten und die Barrikade stand keine zwölf Schritte vor dem Reiter. Dieser hielt sein Pferd an, riß die Augen auf, so weit er konnte, rieb dieselben wiederholt, denn er glaubte nicht recht zu sehen, und vermochte im ersten Augenblicke kein Wort hervorzubringen. Das allgemeine Gelächter brachte ihn in etwas zu sich und versetzte ihn in Wuth.

„Welcher Frevel!“ schrie er, „augenblicklich macht die Straße frei!“

Abermaliges Gelächter und ein alter Zimmermann erwiederte:

„Das lassen wir wohl bleiben; auch kann hier von keiner Straße die Rede sein, da der hiesige Grund und Boden dem Herrn Hofcommissair gehört.“

„Geschwätz!“ donnerte der Vorreiter, „im Namen meines gnädigen Herrn, des Baron von Löwenstern, befehle ich, die Bahn sofort frei zu machen.“

„Der Herr Baron,“ entgegnete mit vieler Ruhe der Zimmermann, „haben hier gar nichts zu befehlen.“

Der Vorreiter wollte verzweifeln. Vergebens schweiften seine Blicke nach irgend einer Lücke und einem Durchgange; Alles war wohl verschanzt. Er erkannte die Unmöglichkeit, hier mit Gewalt durchzukommen, und begann nachzugeben, indem er höflicher wurde und die Arbeiter ersuchte, das Hinderniß aus dem Wege zu räumen.

„Incommodiren Sie sich nicht,“ gab der phlegmatische Zimmermann zur Antwort. „Ein Wort wie tausend, hier passirt Niemand.“

Während der Vorreiter noch parlamentirte, langte unter Paukenschlag und Kling und Klang der Musikantenschlitten wohlbehalten an. Der Mohr erregte bei dem Barricadenpublikum ebenfalls allgemeine Bewunderung. Doch die Verwunderung der blasenden Musiker war noch größer, als das Fuhrwerk plötzlich still stand und man mit Schrecken den großartigen Damm erblickte. Der Vorreiter, nachdem er seine Ueberredungsgabe erschöpft hatte, galoppirte den Schlittenzug, der von Augenblick zu Augenblick mehr in's Stocken gerieth, entlang, um seinen Gebieter von dem außerordentlichen Ereigniß in Kenntniß zu setzen.

Löwenstern, ob der unverhofften Stockung, deren Ursache er noch nicht kannte, unmuthig, fuhr den Berichterstatter hart an.

„Er ist toll,“ rief er, „das ist ja unmöglich!“

Der Vorreiter beharrte bei seiner Aussage.

Jetzt sprangen Löwenstern und Fellenberg aus ihren Schlitten, um sich persönlich von dem Unglaub-

lichen zu überzeugen. Der Baron ward bald roth, bald blaß; er knirschte mit den Zähnen, als er die Aussage seines Dieners bestätigt fand.

„Wer hat diese Ruchlosigkeit befohlen!" brauste er die Handwerksleute an.

„Um Himmelswillen," raunte ihm Fellenberg in's Ohr, „mäßige Dich, mit Gewalt setzen wir hier nichts durch."

„Mit Verlaub," erwiederte der alte Zimmermann, „das ist keine Ruchlosigkeit, sondern ein ehrlicher Verhau, von ehrlichen Händen aufgeworfen, auf ausdrücklichen Befehl des Herrn Hofcommissairs."

„Das ist mehr als teuflisch," fuhr Löwenstern fort, der sich nicht zu beherrschen vermochte, „auf der Stelle werdet Ihr die Passage frei machen."

„Das werden wir wohl bleiben lassen," gab der Zimmermann trocken zur Antwort.

„Versucht's im Guten," beschwor Fellenberg leise von Neuem, „es ist das einzige Rettungsmittel;" und zu den Arbeitsleuten gewendet, sprach er:

„Oeffnet getrost die Bahn, Ihr Leute, der Herr Baron und ich werden es bei dem Herrn Hofcommissair verantworten."

„Ohne seinen ausdrücklichen Befehl," versetzte der alte Zimmermann, „können wir keine Hand anlegen und dürfen wir Niemanden hindurchlassen."

Unterdeß hatte ein großer Theil der Cavaliere ihre Schlitten verlassen und waren der Barricade zugeeilt; sämmtliche Pierrots der kaiserlichen Majestät nebst Gefolge, selbst Kappler und das lustige Opernpersonal fanden sich anwesend. Es gab offene, allgemeine Empörung; Alles lärmte und fluchte durcheinander. Fellenberg war der Einzige, der zur Ruhe ermahnte, aber vergebens.

„Laßt unsere Diener absitzen und das Lumpengesindel zu allen Teufeln jagen,“ schrie es hier und da. Auch Löwenstern, der sich in beispielloser Aufregung befand, hatte große Lust Gewalt anzuwenden und wirklich ließen mehre Pierrots eine Anzahl Dienerschaft von den Pferden steigen, mit welcher sie zum Sturme heranrückten. Als die Damen gewahrten, daß es zu Feindseligkeiten kommen sollte, begannen mehrere laut aufzuschreien; die Zimmerleute und Schanzarbeiter aber stellten sich wie auf Commando mit Aexten und Hacken in kampfbereite Positur. Zugleich traten die beiden Polizeidiener hervor und untersagten im Namen des Stadtmagistrats jedwede Gewaltthätigkeit, indem sie die Herren Cavaliere für jeden daraus hervorgehenden Unglücksfall verantwortlich machten.

Weniger die Worte der Polizei, als die blitzenden Aexte und die trotzige Haltung der Handwerksleute brachten die sturmlustigen Cavaliere zur Besinnung und flößten ihnen Ehrfurcht vor dem Gesetze ein.

Löwenstern, in Verzweiflung, gerieth jetzt auf den Einfall, den Hohlweg ausschaufeln zu lassen; aber dies erwies sich eben so unausführbar, wie die Erstürmung der Barricade; denn bei angestrengter Arbeit bedurfte dieses Werk wenigstens drei bis vier Stunden.

Unter solchen zu Nichts führenden Berathschlagungen war wieder über eine Viertelstunde vergangen; der Wind strich auf die Anhöhe, wo die Schlittencaravane hielt, gerade am schneidendsten, so daß die Damen genöthigt wurden, sich immer tiefer in ihr Pelzwerk zu verhüllen.

In dieser höchst trostlosen, verzweiflungsvollen Lage faßte Fellenberg den Baron Löwenstern, der vor Wuth, Aerger und Schaam mehr todt als lebendig war, am Arm.

„Die einzige Rettung," sprach er, „besteht darin, daß ich nach der Stadt jage und den hofcommissairischen Satan zu bewegen suche, daß er den Durchgang gestattet und den Verhau niederreißen läßt."

„Nimmermehr," schrie Löwenstern, „wir sollen dieser Canaille noch gute Worte geben für den Schimpf, den sie uns angethan hat! Nein, das wäre Erniedrigung, Entehrung. Aber todt schlage ich die Bestie, wo ich sie finde."

„Aber bedenke doch," fuhr Fellenberg eindringlich fort, „wenn aus unserer mit solchem Bombast vorbereiteten Fahrt nichts wird; wenn wir in den April geschickt worden sind, wir können uns, straf mich Gott, nirgends mehr sehen lassen. Wir sind der Spott des ganzen Landes."

Löwenstern schlug sich verzweifelt vor die Stirn. Nach einigem Nachdenken sprach er:

„Aber diese Bestie, wird sie nicht einen neuen Triumph darin suchen, uns unser Gesuch abzuschlagen; und wir sind doppelt verhöhnt."

„Wie ich den Eccarius kenne," meinte Fellenberg, „so glaube ich nicht, daß er seine Bosheit auf's Aeußerste treibt und einem freundlichen Worte unzugänglich ist. Ich stehe unter uns Allen noch am besten mit ihm und werde daher den Versuch wagen. Binnen einer kleinen Stunde kann Alles in Ordnung sein. Noth lehrt beten und kennt kein Gebot. Also laß vor der Hand die Schlitten nach dem Schlosse zurückfahren. Ich eile zu Pferde nach der Stadt und kehre so Gott will mit froher Botschaft zurück."

„Die Schlitten zurückfahren?!" lachte Löwenstern ingrimmig, „fürwahr ein anmuthiges Geschäft für mich."

Indeß verblieb kein anderer Ausweg und die Ca=

valiere begaben sich, Ingrimm im Herzen, zu ihren ängstlich harrenden Damen. Man bemühte sich, die innere Wuth unter einer heitern Maske zu verstecken und machte einen Scherz aus der sonderbaren Rückfahrt. Auch die kaiserliche Majestät nebst Gefolge, die Pierrots, Kappler und das Opernpersonale stiegen wieder ein, während Fellenberg auf einem flotten Renner nach der Stadt jagte.

Als der Reiter in die Nähe der Stadt kam, zogen ihm zahlreiche Gruppen entgegen, welche alle die Richtung nach Ehrenberg einschlugen, um die großartige Schlittenfahrt in Augenschein zu nehmen.

„Es ist doch ein in der Hölle erdachter Streich von diesem Eccarius," sprach er für sich; „aber gewissenlos bleibt es von Löwenstern, daß er keine Vorkehrungen traf, da ihm des Hofcommissairs Charakter bekannt war und er diesen Fall durch seine übermüthige Sicherheit ordentlich provozirt zu haben scheint."

So wie Fellenberg die Stadt erreicht hatte, begab er sich sogleich nach der Wohnung des Hofcommissairs, den er aber nicht zu Hause fand.

„Der Bösewicht wird sich hoffentlich nicht verleugnen lassen," sprach Fellenberg zu sich, „doch wie ich ihn kenne, ist er nicht der Mann, der einer Explication ausweicht."

Er eilte auf den Rathskeller, in der Hoffnung, den Gesuchten hier zu finden. Auch dieser Gang war vergebens und Niemand konnte ihn berichten, wo Eccarius sich befinde Fellenberg stand wie auf Kohlen. Das Geschick der ganzen Schlittenfahrt hing von ihm ab und jeder Augenblick war kostbar. Verzweiflungsvoll begab er sich auf mehre Orte, wo er den Hofcommissair anzutreffen hoffte. Nach mehrfachen vergeblichen Fragen, Hin- und Widerlaufen bekam er

heraus, daß Eccarius zuletzt auf der Brückengasse gesehen worden sei. Auch dahin eilte der von der Zeit Gedrängte. Hier erhielt er die Nachricht, daß sich Eccarius bei dem Sportelschreiber aufhalte. Fellenberg zögerte keinen Augenblick, Kapplern über dessen Conterfei er heute, ehe noch Jemand das große Mißgeschick ahnte, viel gelacht hatte, einen Besuch abzustatten. Der hochadlige Herr sah sich genöthigt, die enge, finstre Treppe in dem Hause des Seilers Heise emporzuklimmen, was er sich wohl nie hätte träumen lassen, denn der Sportelschreiber bewohnte den Dachstuhl.

Als Fellenberg in das bescheidene Stübchen trat, saß der Hofcommissair in dem einen Fenster und studirte in der neuen Chronik von Neukirchen, welche Kappler mit großem Fleiße und außerordentlicher Gewissenhaftigkeit und Genauigkeit führte. Ueber das Gesicht des Letztern legte sich, wie er des unerwarteten Besuchs ansichtig wurde, ein zufriedenes Lächeln; Kappler aber, sobald er den hohen Adeligen erkannte, gerieth außer sich vor Schreck und Bestürzung. Er wäre fast zur Erde gefallen vor Devotion.

Fellenberg, ohne auf des Sportelschreibers desperate Bücklinge im Geringsten zu achten, trat sogleich mit äußerst humaner Begrüßung vor Eccarius.

„Böser Mann," begann er scherzend und frohe Laune heuchelnd, „Ihre Hand oder vielmehr Ihre Barricade liegt schwer auf unsrer Schlittenpartie. Wir haben allesammt die Unübersteigbarkeit Ihres Baues anerkannt und sind gezwungen, Sie als unsern Bezähmer fortan zu betrachten. Doch die Zeit ist kostbar und namentlich in den kurzen Wintertagen; daher ist es der einstimmige Wunsch, daß es Ihnen genüge, uns Ihre Macht kennen gelernt zu haben und

daß ein Wink von Ihnen das wirklich eine Schlittenfahrt wahrhaft störende Hinderniß eben so schnell verschwinden mache, als es in die Höhe gewachsen ist."

„Mein Herr von Fellenberg," erwiederte der Hofcommissair mit großer Gemüthsruhe, „es thut mir wahrhaft leid, daß die Erfüllung Ihres ausgesprochenen Wunsches nicht von mir abhängt; wie überhaupt die ganze Sperrung des Fahrwegs, welchen sich die Familie Löwenstern über meinen Grund und Boden angemaßt hat, durchaus nicht in meinem Interesse geschah. Sie hatte keinen andern Zweck, als einen ehrlichen Mann vor dem Spotte des Pöbels zu sichern."

Fellenberg erkannte sogleich, daß hier Kappler gemeint sei. Er begriff nicht, welches Interesse der Hofcommissair an dem unbedeutenden Manne nehmen konnte und erwiederte:

„Wir fanden in dem originellen Scherze durchaus nichts Verletzendes für eine gewisse Persönlichkeit."

„Das kann man Ihnen allerdings nicht verwehren;" meinte Eccarius, „aber wir fanden sie. Doch dem sei wie ihm wolle; genug, das Schicksal Ihrer Schlittenfahrt ruht nicht in meiner Hand."

Fellenberg, welcher den Hofcommissair nicht verstand, sah ihn fragend an.

„Wollen Sie jedoch," fuhr Eccarius fort, „bei dem Herrn Stadtsportelschreiber Kappler einkommen, ob er die Passage frei geben will, habe ich nichts dawider. Er ist die betheiligte Person, nicht ich."

Der Gesandte des Adels biß sich in die Lippen. Wiewohl er auf einige Stachelreden von Seiten des Hofcommissairs gefaßt gewesen war, hatte er doch eine solche Demüthigung nicht erwartet.

„Sie belieben zu scherzen, Herr Hofcommissair," sprach er mit verbissenem Ingrimm.

„Ganz und gar nicht," erwiederte Eccarius, „ich finde auch durchaus nichts Unbilliges dabei; im Gegentheil, wenn Sie die Sache unparteiisch überlegen, werden Sie finden, daß nur Gerechtigkeit zum Grunde liegt."

Zu welcher Nachgiebigkeit auch Fellenberg in Betreff des Hofcommissairs entschlossen war, so ging es doch über seine Kräfte, einen so tiefstehenden Mann, wie der Sportelschreiber, um die Erlaubniß zur Schlittenfahrt für eine hohe Aristocratie zu bitten.

„Mag es werden wie es will," dachte er, „ich habe das Mögliche versucht, aber erniedrigen soll mich dieser bürgerliche Uebermuth nicht."

Er wollte sich entfernen. Der Hofcommissair, welcher recht gut einsah, daß sich Fellenberg zu solcher Demüthigung nicht verstehen könne, hatte jetzt seinen Zweck, dem Adel seinen harten Kopf fühlen zu lassen, erreicht. Er zog daher eine gelindere Saite auf, indem er sich zu Kapplern wandte.

„Nicht wahr, Herr Sportelschreiber," frug er, „Sie haben nichts dawider, wenn die adelige Schlittenpartie ihren Weg über meine Felder nimmt?"

Kappler, der vor ängstlichem Erstaunen ob der sonderbaren Scene nicht zu Verstande kommen konnte, betheuerte aus Leibeskräften, daß er nichts dagegen einzuwenden habe.

„Nun da hören Sie es," sprach Eccarius zu Fellenberg, „der Schwergekränkte legt kein Hinderniß in den Weg; das nenne ich christlich. Ich habe daher gleichfalls nichts dagegen; so mögen die Barrièren fallen."

Der aristocratische Chargé d'Affaires athmete von Neuem auf. Er bedachte, was es gelte, und mußte zum bösen Spiele gute Miene machen.

„Ich stelle dabei nur eine Bedingung," fuhr der Hofcommissair fort.

„Sie haben zu befehlen," sprach Fellenberg.

„Daß der bewußte Doppelgänger in Wegfall gebracht wird. Sie werden das selbst in der Ordnung finden, gnädiger Herr."

„Ich gebe mein Wort darauf."

„Aber ich bin einmal ein eigensinniger Mann," fuhr der Hofcommissair fort, „dürfte ich Sie um etwas Schriftliches darüber bitten, zwei Zeilen."

„Ich gab Ihnen mein Wort."

„Ganz schön," nickte Eccarius, „aber ich liebe das Schwarz auf Weiß. Der Mensch hat seine Grillen."

Als Fellenberg zögerte, fuhr der Protector Kappler's fort: „so wie ich Ihre schriftliche Zusage in den Händen habe, erhalten Sie meine gleichfalls schriftliche Autorisation zur sofortigen Hinwegräumung der Barricade."

Da kämpfte einen Augenblick der Stolz des adeligen Herrn mit der eisernen Nothwendigkeit. Es blieb keine Wahl und er trat an den Tisch und warf mit einem leisen Fluche die schriftliche Versicherung auf's Papier, daß das Conterfei des Sportelschreibers an der Schlittenfahrt keinen Theil haben werde.

„Ich danke Ihnen," sprach der Hofcommissair, indem er die Schrift in Empfang nahm und die seinige überreichte. „Jetzt wünsche ich alles Glück zu der brillanten Fahrt."

Fellenberg eilte davon. Kappler, der kein Wort von der ganzen Scene begriff, wußte noch immer nicht, wo ihm der Kopf stand. Eccarius nahm sich mit großer Zufriedenheit eine Prise.

Ungefähr eine Stunde nach der Unterhandlung, der wir so eben beiwohnten, brauste die adelige Schlit-

tencaravane in aller Pracht und Herrlichkeit gegen die Stadt. Halb Neukirchen war auf den Beinen und schaute dem seltenen Schauspiele zu.

Es hatte sich seit dem ersten Auszuge das Gerücht verbreitet, der Sportelschreiber sitze zwischen zwei Hanswürsten in einem Schlitten. Alle Welt freute sich darauf und suchte nach Kapplern, indeß vergebens. Kappler war gerettet. Daß sich aber der Hofcommissair, trotz seiner spätern Erlaubniß, bei der hohen Noblesse zu Neukirchen keine Stufe in den Himmel gebaut hatte, bedarf wohl keiner Erwähnung.

Viertes Kapitel.

Fräulein Clara von Löwenstern und ihre Gouvernante.

Der Frühling war gekommen. Auf Bergen und in Thälern sprangen die Knospen. Linden und Birken standen in frischem Grün; die Kirsch- und Birnenbäume begannen zu blühen, die Wiesen überzogen sich mit grünem Sammet. Aus den Tiefen der Wälder vernahm man die Stimme des Guckucks; in den heitern stillen Lüften sangen die Lerchen, und wie ein sanftblaues Band zog sich die Werla durch die Landschaft.

Auf dem Balkone ihres Stammschlosses zu Ehrenberg, der nach dem Werlathale heraus führte, saß die siebzehnjährige Clara von Löwenstern, welche die vergangene Ostern aus der Pensionsanstalt in das älterliche Haus zurückgekehrt war. Das schöne Mädchen

trug ein himmelblaues Kleid mit golddurchwirktem Gürtel. Glorienhaft rollten reiche blonde Locken auf die schneeweißen Schultern, um welche sich ein blaßrothes Flortüchlein ungezwungen schlang.

Ganz in Anschauung der schönen Landschaft versunken, über welcher der Frühling immer goldener hervorbrach, hatte das Fräulein nicht bemerkt, daß eine ältere Frauengestalt aus der Glasthür getreten war, welche die Blondgelockte nicht eben mit freundlichen Blicken musterte.

„Aber mein Gott, gnädiges Fräulein," hob die Aeltere an, „noch immer in demselben Kleide? Der Besuch wird in einer Stunde ankommen, und noch keine Toilette?"

„Gute Madame Chignon," erwiederte unmuthig Clara, „wie viel Mal soll ich mich denn des Tages umziehen? Ist denn das blaue Kleid nicht gut? Es hörte ja zu meinen besten in der Pension, und ich liebe diese Farbe."

„Quel horreur!" schauderte die Gouvernante, „bedenken Sie, gnädiges Fräulein, daß Sie nicht mehr in der Pension, sondern in die Welt getreten sind. Sie würden sich in diesem Kleide, welches der Mode keineswegs entspricht, muthwilligerweise dem Gespötte preisgeben. Sie wissen, daß beide Fräuleins von Ponikau gestrenge Richterinnen sind."

„Ich kann die Ponikau's gar nicht leiden," gestand Clara offenherzig; „sie thun immer so wundersam freundlich, und ich sehe doch, daß es ihnen nicht so um's Herz ist."

„In Gesellschaft," belehrte Madame Chignon, „soll man der Stimme des Herzens gar kein Gehör geben, weil man sich in der Regel lächerlich macht; hier entscheidet der Anstand, die Etikette; man muß

stets auf sich Acht haben, damit man seiner Geburt, seiner Stellung nichts vergibt, und darf sich daher um Alles in der Welt nicht gehen lassen, sei es auch in der edelsten Neigung des Herzens."

„Das wird bei mir recht schwer halten," seufzte das Mädchen.

„Aller Anfang ist schwer," tröstete die Gouvernante, „jede Kunst will erlernt sein. Bei einigem Aufmerken auf sich selbst thut hier ein Jahr viel. Erinnern Sie sich nur stets, mein gnädiges Fräulein, daß das Blut der edelsten Geschlechter in Ihren Adern fließt; dieser Gedanke wird Ihnen Zuversicht, Selbstvertrauen und einen glücklichen Takt verleihen; Sie werden endlich, trotz aller Etikette, sich leicht und sicher zu bewegen verstehen."

Clara schüttelte etwas ungläubig die blonden Locken. Nach einer Pause sprach sie:

„Ponikau's Besuch kommt mir recht ungelegen; ich wäre so gern mit Ihnen, gute Madame Chignon, in die grünen Berge gegangen. Der Frühling ist so schön; man sollte jetzt alle Tage in's Freie laufen."

„Keine Sache darf übertrieben werden," versetzte die Gouvernante, „wäre sie an sich noch so unschuldig. Für heute werden wir auf das Spazierengehen verzichten, da wir nicht wissen können, wie lange Ponikau's ihren Besuch ausdehnen. Aber eilen Sie, Fräulein, Sie haben keine Zeit zu verlieren."

„Was soll ich denn für ein Kleid anziehen?" frug Clara.

„Sie haben vor der Hand noch wenig Auswahl," erwiederte Madame Chignon, „Meister Mohnike hat uns unverantwortlicher Weise im Stiche gelassen; es bleibt Ihnen nur das blaßgrüne."

„Wie," rief das Fräulein mit Aversion, „das

blaßgrüne mit dem Fischbeingestelle und den entsetzlichen Aermeln?"

„Dasselbe," versetzte die Gouvernante mit Ruhe; „es ist in Ihrer Garderobe für jetzt das einzige, das Sie in anständiger Gesellschaft tragen können."

„Aber ich muß mich darin wie eine Gliederpuppe ausnehmen," fuhr Clara mit Eifer fort, „und diese Aermel, nein, diese Aermel, bedenken Sie doch, gute Madame Chignon, diese Aermel!"

Die Gouvernante zuckte die Achseln.

„Die Mode verlangt es!"

„Aber das ist ja eine höchst geschmacklose Mode," stellte das Mädchen vor.

„Wir werden das nicht ändern," meinte die Gouvernante, „das ist immer so gewesen und wird immer so sein."

Während des Gesprächs, dem wir so eben beiwohnten, war eine Bote von Neukirchen auf Ehrenberg angelangt, welcher die Nachricht brachte, daß die Familie von Ponikau es unendlich bedauere, für heute nicht erscheinen zu können, da Fräulein Luitgard plötzlich von einem Unwohlsein befallen worden sei. Der Grund der Absage aber war kein anderer, als weil die Putzmacherin des Fräuleins mit dem neuen Atlashute nicht fertig geworden war.

Nachdem der Bote die Condolenz der Löwenstern'schen Familie in Empfang genommen und den Ehrenberg wieder verlassen hatte, sprach Clara zur Gouvernante:

„Aber, gute Madame Chignon, nun steht einem kleinen Spaziergange Nichts im Wege; wir gehen bis zum Gesundbrunnen, das ist nicht weit; o bitte, ich liebe dieses Plätzchen vor Allem."

„Wenn nur die Wege von dem Gewitterregen heut Morgen trocken sind," gab die Französin zu bedenken.

„Sie sind gewiß trocken," versetzte Clara, „zudem hat das Gewitter Alles so erfrischt; es muß sich herrlich promeniren."

Madame Chignon gab endlich ihre Bedenklichkeiten auf; sie vermochte den Bitten ihres Pfleglings nicht zu widerstehen und bald nachher sah man die beiden Damen das Schloß verlassen und nach dem grünen Werlaufer hinabwandeln.

Clara, als sie die sammetne Wiese betrat, sprang wie ein frohes Kind in dem Grase und zwischen den Blumen umher und nahm erst nach wiederholten Ermahnungen von Seiten der Gouvernante eine gesetztere Positur an.

„Sie müssen stets daran denken," sprach Madame Chignon, als die Pflegebefohlene folgsam neben ihr schritt, „daß Sie das gnädige Fräulein vom Schlosse sind; was sollen Ihre Unterthanen denken, wenn man Sie wie ein gewöhnliches Mädchen nonchalanter Weise im Grase umherhüpfen sieht?"

„Ich finde nichts Unrechtes darin," entgegnete das Fräulein.

„Wenn Sie das auch nicht finden, liebe Clara, so finden es andere Leute," sprach die Gouvernante.

Die Beiden bogen nach der Werlabrücke ein, welche nach den am jenseitigen Ufer befindlichen Waldbergen führte, in welchen es die anmuthigsten Spaziergänge gab.

Fünftes Kapitel.

Der relegirte Student.

Auf einem Felsenvorsprunge, der sich hart am rechten Ufer der Werla kühn in die Höhe streckte und von dessen moosbewachsener, waldumrauschter Stirn man eine entzückende Aussicht über das Thal genoß, saß auf einem umgestürzten Baumstamme, den Kopf düster auf den Arm gestützt, Karl Willer, der Neffe, Pathe und Mündel des Inspectors Sonnenschmidt zu Neukirchen.

Der schöne Jüngling hatte in letzterer Zeit keineswegs Ursache gehabt, mit seinem Schicksal zufrieden zu sein, im Gegentheil war er mit demselben ziemlich unsanft aneinandergerathen.

Es wird dem Leser erinnerlich sein, daß Karl wegen seines angebornen Freimuths, der freilich von Zeit zu Zeit etwas jugendlich überschäumte, mit den academischen Behörden nicht auf befreundetem Fuße stand. Die Spannung war in der letztern Zeit in einen vollkommenen Bruch übergegangen, welcher die Relegation des genialen Studenten zu Folge gehabt hatte. Der Hergang dieses für Willern so verhängnißvollen Vorfalls war folgender.

Eine der landesherrlichen Familie durch weitläufige Verwandtschaft allerdings befreundete, aber sonst weder durch Herzens- noch Geistesadel, ja nicht einmal durch körperliche Schönheit ausgezeichnete, ausländische Prinzessin war auf ihrer Rückreise in's Vaterland durch die Universitätsstadt, wo Willer studirte, gekommen.

Der academische Senat, stets von dem Wunsche

beseelt, seine Ergebenheit gegen seine fürstliche Familie an den Tag zu legen und jede Gelegenheit hierzu mit Eifer ergreifend, bot Alles auf, um der Prinzessin zu Ehren unter den Studirenden einen Fackelzug zu Stande zu bringen. Nun weiß aber ein Jeder, der mit dem Leben und Treiben auf deutschen Universitäten einigermaßen vertraut ist, daß dergleichen öffentliche Feierlichkeiten erst dann eine gewisse Haltung, Energie und Charakter erhalten, sobald die verschiedenen Corps der Landsmannschaften und ihre Disciplin daran Theil nehmen, weil außerdem wenig Ordnung in die Sache kommt. Die academischen Behörden entboten daher die Chargirten der verschiedenen Verbindungen zu sich und gaben ihren Wunsch in Betreff des Fackelzuges zu erkennen. Carl Willer als Senior der bedeutenden Saxonia war von Seiten der Corps zum Sprecher ernannt worden. Er erklärte Seiner Magnificenz, dem Rector der Universität, rund heraus, daß die Studirenden bedauerten, dem Wunsche des academischen Senats keine Folge leisten zu können, worauf er auch die Gründe aus einander setzte.

Die fremde Prinzessin, hieß es, möge eine ganz achtungswerthe Dame sein, aber um der Ehre eines Fackelzuges von Seiten einer deutschen Universität theilhaftig zu werden, bedürfe es doch anderer Verdienste; hohe Geburt könne hier allein nicht entscheiden. Noch vor wenigen Tagen habe der größte Theil der Studirenden wohl kaum den Namen der betreffenden hohen Dame gekannt.

Es erfolgten nach der Willer'schen Erklärung noch einige Debatten, die zu keinem Resultate führten, da die Abgesandten bei ihrer ausgesprochenen Meinung beharrten. Sie wurden von Seiten des Rector Magnificus in höchster Ungnade entlassen.

Der academische Senat befand sich jetzt in nicht geringer Verlegenheit. Das Gerücht von dem projectirten Fackelzuge war in der Stadt bekannt geworden und selbst zu den Ohren der Prinzessin gelangt. Nachdem man bei den Corps der Verbindungen vergebens angeklopft hatte, lud man die sogenannten „Finken," das sind solche Studirende, die keinem landsmannschaftlichen Vereine angehören, vermittelst lateinischen Anschlags am schwarzen Brete zur Theilnahme am Fackelzuge ein. In einer in Folge dieses Anschlags erfolgten Versammlung einer ansehnlichen Anzahl Finken erschien abermals der Senior der Saxonia, Carl Willer, und gab die Gründe an, weshalb die Verbündungen auf die Theilnahme an der beabsichtigten Feier verzichtet hätten. Er überlasse es jetzt dem eigenen Ermessen der geehrten Comilitonen, ob sie unter den obwaltenden Umständen den Wünschen Seiner Magnificenz nachkommen oder sich ihren academischen Brüdern anschließen wollten.

Der Erfolg von Willer's Rede war, daß auch die versammelten Finken einstimmig erklärten, an dem Fackelzuge auf keine Weise Theil zu nehmen. So ward aus der ganzen aus übertriebener Devotion hervorgegangenen Feierlichkeit nichts. Die Prinzessin, welche glücklicherweise Kunde von der fehlgeschlagenen Unternehmung erhielt, ließ schleunigst packen und reiste kluger Weise noch denselben Nachmittag ab. Der academische Senat aber spie Feuer und Flammen. Gleich den nächsten Tag wurde Willer vor das Concil gefordert, für einen Aufrührer und Rebellen gegen seine hohe Obrigkeit erklärt, sofort relegirt und drei Tage später saß er, wie wir bereits gesehen haben, auf dem moosbewachsenen und waldumrauschten Felsenvorsprung am Werlaufer.

Je länger er über seine Lage nachsann, in desto unfreundlicherem Lichte erschien sie ihm. Was sollte er anfangen? Eine andere Universität zu beziehen, dazu reichten seine Mittel nicht aus; zudem war die Jurisprudenz keineswegs sein Lieblingsstudium und er h[illegible]erselben in der letztern Zeit nur deshalb mit [illegible] obgelegen, um dem Wunsche seines Oheims nachzukommen. Irgendwo wissenschaftlichen Unterricht zu ertheilen, denn er war in sehr vielen Fächern wohlbewandert, dazu fehlte ihm die erforderliche Ruhe und Geduld; Soldat mochte er auch nicht werden; so blieb ihm nach seiner Meinung nur noch eine Aussicht, ein Gedanke, welchem er schon früher in einsamen Stunden mit vieler Vorliebe nachgehangen hatte, nämlich der, nach Amerika auszuwandern und dort in der schönen, noch unentweihten Natur Landbauer zu werden. Er war hinsichtlich dieser Neigung nicht der großen Mehrzahl der europäischen Auswanderer beizuzählen, welche lediglich durch Noth, Speculation mystischer Schwärmerei oder politischer Anrüchigkeit nach jenem Lande getrieben werden, bei ihm lag ein edleres Motiv zum Grunde. Er konnte sich nämlich bei seinem geraden, offenen Sinne, bei seinem unverdorbenen Gemüthe bei dem strengen Rechtlichkeitsgefühle, bei seinem von Zeit zu Zeit aufbrausenden Jugendübermuthe nie mit den zahllosen rücksichtsvollen Convenienzen befreunden, wie sie unsere oft hypercultivirten politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse und Zustände mit sich bringen. Er versenkte sich gern in die Idee eines reinen unverdorbenen Naturlebens, unter guten, frohen Menschen, befreit von den luxuriösen Bedürfnissen der höheren gesellschaftlichen Coterieen, inmitten einer blüthen- und segenvollen Natur.

„Wenn ich nur den Onkel dahin vermögen könnte,“

sprach der relegirte Student auf seinem Baumstamme, „daß er meine academischen Schulden bezahlte; es sollte mir sehr schwer werden, die alte Welt als insolvent verlassen zu müssen, wie es bei vielen Taugenichtsen der Fall sein mag. Auch zur Reise bis Hamburg oder Bremen brauche ich einiges Geld. Die Ueberfahrt wollte ich mir schlimmsten Falls durch Schiffsarbeit verdienen. Ich habe rüstige Arme, bin gewandt und unverdrossen. Aber schwer wird es halten, vom Herrn Pathen Etwas herauszubekommen, zumal wenn ich ihm die erbauliche Nachricht von meiner Relegation bringe. Da steht ein schöner Tanz bevor. Wenn er die Geschichte mit der Prinzessin erfährt, ich glaube, er klagt mich bei den Gerichten aus freien Stücken als Hochverräther an; der gute Pathe dauert mich, er ist zwar ein crasser Philister, aber ich bin ihm doch vielen Dank schuldig, und es thut mir wahrhaftig leid, daß ich ihm keine Freude machen kann; doch unsere Wege laufen zu weit aus einander. Er hatte es gut mit mir vor; ich sollte nach zurückgelegtem Examen als Volontair im hiesigen Amte eintreten. Er hat das Alles mit dem Amtmanne schon in Richtigkeit gebracht; in seinem letzten Briefe schreibt er davon. Aus mir einen tüchtigen praktischen Actenmenschen zu machen, ist sein höchster Wunsch; ich glaube, und wenn mich die Nordamerikaner dereinst zu ihrem Präsidenten erwählten, es wäre ihm nicht so lieb, als wenn ich Vicesupernumeraractuar im Amte Neukirchen geworden mit hundertundzwanzig Thalern Gehalt.

„Auch der Hofcommissair wird Augen machen," fuhr Willer in seinem Selbstgespräche fort, „wenn ich mich als Relegatus präsentire; doch ist er ein Mann voll Einsicht, der mich nicht verdammen wird wie die Philister."

Die Gedanken des jungen Mannes wurden plötzlich wieder sehr trübe. Seine Blicke weilten düster auf den Wellen der Werla, die in der Tiefe geräuschlos dahinflossen. Unheimliche Blitze zuckten durch sein umnachtetes Gemüth.

„Ein Sprung von dieser Klippe, ein Augenblick," sprach er, „und ich wäre aller Sorge überhoben; der dunkle Traum wäre ausgeträumt und das bunte, wirre Lebensspiel ausgespielt. Was verliert man an der Spanne Leben! Ein paar Jahre mehr oder weniger, was thut's?"

Der vom Schicksal Geprüfte gab sich eine geraume Zeit düsterer Todesphilosophie hin. Endlich siegte sein besseres Selbst. Er sprang auf und schaute moralisch erkräftigt um sich.

„Nein," sprach er, „das wäre Feigheit, kein Soldat soll den Posten verlassen, auf welchen ihn die Weisheit des Feldherrn gestellt hat, wäre er auch noch so gefahrvoll; und Schande dem, der sich schwächlich nach dem Grabe sehnt, bevor er sich ein Recht darauf erworben hat! Ein Tod ohne Bedeutung ist das Traurigste, was einen Mann treffen kann."

Nie ist der Mensch größer und Gott ähnlicher, als wenn er von der Sittlichkeit erhoben dem Schicksal kühn die Stirn bietet. So ließ auch Willer seine Blicke jetzt freier und erhabener über die prachtvolle Schöpfung schweifen; ein höheres Roth entblühte seiner Wange; er stand wie ein Sieger auf der Felsenstirn inmitten der Blumen des Frühlings, und in dem Rauschen der Wälder, das zeither sein verdüstertes Gemüth unbeachtet gelassen hatte, erkannte er wieder den Odem Gottes.

Er schaute noch eine Zeit lang mit stummem Entzücken nach dem blühenden Thale, dann wandelte er

wunderbar gestärkt die Felsenstirn entlang, wo er abermals stehen blieb und sein trunkenes Auge auf der reizenden Landschaft ruhen ließ. Noch in bewundernder Anschauung versunken, rauschte plötzlich das Laub zu seiner Linken, und als er aufschaute, erblickte er ein engelschönes Mädchen wenig Schritte vor sich, das gleichfalls an der herrlichen Aussicht sich zu ergötzen schien.

Der Jüngling stand wie in den Boden gewurzelt; noch nie war ihm ein himmlischeres Bild erschienen. Er wagte kaum Athem zu schöpfen, um die wunderähnliche Erscheinung nicht zu verscheuchen; dafür klopfte sein Herz um so vernehmbarer. Mit einem Male aber wandte Clara von Löwenstern, denn Niemand anders war die Jungfrau, das süße Haupt und erblickte den jungen Mann. Eine hohe Röthe überströmte das holdselige Antlitz, und verschüchtert wie ein gescheuchtes Reh eilte sie in das Gebüsch zurück.

Willer, von Seligkeit trunken, schaute lange, lange nach der Stelle, wo Clara hinter den grünen Zweigen verschwunden war; plötzlich sprang er hoch auf, sein alter ungezähmter Jugendmuth brach mit erneuerter Kraft hervor und mit den kühnen Worten eines ungemessenen Selbstgefühls: „Die muß ich mir erringen, oder ich will nicht das Leben haben!“ eilte er der schönen Erscheinung nach.

Sechstes Kapitel.

Großes und gefahrvolles Abenteuer des Sportelschreibers Kappler in den Waldbergen.

Zu derselben Zeit, als Willer seiner unbekannten Schönen nacheilte, saß ungefähr tausend Schritte tiefer im Walde auf seinem Lieblingsplätzchen, unter einer ehrwürdigen Linde der Neukirchner Sportelschreiber Kappler, nach gewohnter Art sein Vesperbrot mit den Waldvögeleins theilend, welche durch die tägliche Spende kirr gemacht, in große Nähe herbeiflogen und die hingeworfenen Brodkrumen fleißig aufpickten. Bei dieser Fütterung lieferte der Sportelschreiber das Beispiel großer Gerechtigkeitsliebe. Er kannte seine Gäste ziemlich genau und hatte mehren derselben, welche bei dem täglichen Male nie fehlten, eigene Namen gegeben. Da gab es einen „Mohrenkopf", einen „Amtmann", ein „Krönchen", einen „Referendar", einen „Topfgucker", ein „Christinchen" und wie sie alle hießen. Kappler sah nun stets mit Sorgfalt darauf, daß einige Hauptfresser, worunter namentlich der Mohrenkopf und der Amtmann gehörten, nicht Alles hinwegschnappten, sondern daß die Bescheideneren, welche sich nicht weit herangetrauten, auch ihr bescheiden Theil erhielten. Man hätte nur dem Sportelschreiber zusehen sollen, wie er sich zuweilen ereiferte und dem Amtmanne ob seiner Unbescheidenheit und übergroßen Freßbegier tüchtig und derb den Text las; während er Christinchen und Krönchen, die nur von Zeit zu Zeit herankamen und sich schüchtern ein Krümchen holten, gebührend belobte.

„Es ist unterm Vieh wie unter den Menschen,“ sprach Kappler, der sich zuweilen philosophischen Betrachtungen hingab; „der Charakter und das Temperament sind verschieden; alle Leidenschaften der Menschheit kann man in dieser kleinen gefiederten Welt wiederfinden: Neid, Habsucht, Eigennutz, Unmäßigkeit; vor allen liefert der Amtmann und der Mohrenkopf den sprechenden Beweis, während Christinchen die Bescheidenheit selbst ist.“

„Dafür sollst du auch belohnt werden,“ fuhr der idyllische Speisewirth fort und warf einem kleinen grauen Vögelein, das sich nur aus der Ferne heran getraute, Brosamen zu.

Des Sportelschreibers Leben war in den letzten Monaten ziemlich still dahingeflossen. Nie hatte er sich glücklicher gefühlt. Seine Liebe zur liebenswürdigen Agnes hielt seine fromme Brust ununterbrochen sanft erwärmt. Es war die reinste, edelste Flamme, die je eines Sterblichen Herz beseligte. Kappler verehrte die Nichte Langschädel's wie eine Heilige. Kein Verlangen nach dem irdischen Besitze des Mädchens, kein sinnlicher, kein unlauterer Gedanke entweihte dieses schöne Verhältniß. Der Sportelschreiber fühlte sich beglückt, wenn er des Tags ein- oder zweimal unter den Fenstern der Geliebten vorüber wandeln konnte. Wollte es zuweilen das Glück, daß Agnes zufällig nach der Straße hinaussah, den vorüberschreitenden Anbeter erkannte und ihm einen freundlichen Gruß zurief, so war der Bescheidene wochenlang beseligt.

Zu dem glücklichsten Tage im laufenden Jahre, ja im ganzen Leben rechnete Kappler aber den eilften Februar. Es war ein heiterer Winternachmittag; der Sportelschreiber wandelte wie gewöhnlich an dem

Brückenhause vorüber; da that sich plötzlich das gefrorene Fenster auf, Agnesens Lockenkopf ward sichtbar und dankte dem erschrockenen Kappler für die schönen Noten. Dem Sportelschreiber war es nämlich gelungen, endlich das Lieblingswerk für seine Herzenskönigin zu vollenden. Er hatte die äußerst sauber geschriebenen Walzer dem Lieutnant Langschädel zur Beförderung übergeben. Als nun Kappler am eilften Februar zur gewohnten Stunde an dem gebenedeiten Hause vorüberwanderte, ward ihm das beneidenswerthe Glück, von der angebeteten Nichte angeredet zu werden. Nachdem sie ihren Dank abgestattet, machte sie dem Kalligraphen zugleich Vorwürfe, daß er ihren Onkel seit dem Mittagsessen nicht wieder besucht habe. Gewiß müsse es ihm nicht gefallen haben.

Kappler, durch den Dank des Mädchens verklärt, hub betheuernd beide Arme zum Winterhimmel empor, daß er noch nie glücklicher gewesen sei, als bei jenem Hasendiner; doch habe er stets in der gerechten Angst geschwebt, sein Besuch könne dem Herrn Lieutnant, so wie hochdessen Nichte beschwerlich fallen.

Nachdem Agnes gerade das Gegentheil versichert, wußte der Sportelschreiber vor lauter Entzücken nicht, wo ihm der Kopf stand. Er stammelte selig bestürzt einige Worte, die das Mädchen zwar nicht verstand, aber daraus die große Verlegenheit des schüchternen Mannes erkannte. Sie war vom Herzen viel zu gut, als daß sie sich an der Aengstlichkeit des beglückten Sportelschreibers hätte weiden sollen. Sie kürzte daher die Conferenz ab, indem sie sich nochmals bedankte und dem Sportelschreiber zu einem baldigen Besuche ermunterte. Das gefrorne Fenster that sich zu; und Kappler saus'te wie ein seliger Gott in die glänzende Winterlandschaft hinaus. Himmel und Erde, alles

Lebendige und Todte, hätte er an sein Herz drücken können; Alles sollte glücklich, selig sein, so wie er es war. Als er nach diesem Herzenssabbath zu Hause ankam, holte er sofort sein rothes Tintenfaß und malte drei rothe Querbalken im Kalender unter den eilften Februar. Zugleich gelobte er feierlichst und mit vielen Ceremonien, diesen Tag alljährlich zu feiern wie ein hohes Fest mit Wein und Kuchen, zum ewigen Angedenken. Kappler, ein guter Christ, unterließ nie, an jedem der drei hohen Feste, so wie an seinem Geburtstage ein Glas Wein zu trinken und zwei Stück Kuchen zu essen, eine Depense, die er sich außerdem nie erlaubte. Nun war noch ein fünfter hoher Festtag in seinem Kalender einregistrirt worden.

„Celebrire ich vier hohe Feste," sprach er, sich gleichsam entschuldigend, „so kommt's auf das fünfte auch nicht an. Das fünfte Glas Wein und die zwei Stücklein Kuchen ruiniren mich nicht, wenn ich sonst das Meine zu Rathe halte."

Trotz dem aber, daß Langschädel's Nichte den Sportelschreiber zur Wiederholung seines Besuchs aufgefordert hatte, wagte es der Bescheidene nicht, ohne specielle Einladung von Seiten des Lieutnants einzusprechen. Er war zufrieden, wenn er seine tägliche Promenade vor der Wohnung der Geliebten halten konnte. Da fügte sich's denn oft, daß er einen Gruß anbringen konnte und einen Gegengruß erhielt, der ihn stets selig stimmte.

Daß die Liebe kühn macht, davon lieferte der Sportelschreiber einen thatsächlichen Beweis. Niemand hatte ihn früher bewegen können, auf der Straße eine Brille zu tragen. Er hielt dies respektswidrig in Betreff seines hohen Chefs, des Stadtrich-

ters Kleinsimon, der stets brillbewaffnet einherging. Die Liebe zu Agnes hatte Kapplern aber mit der Zeit so verwegen gemacht, daß er es wagte, gleichfalls eine Brille aufzusetzen. Dies war Niemandem weniger zu verargen, als unserm Sportelschreiber; denn er bediente sich der Brille wahrlich nicht aus Eitelkeit oder der Mode halber. Er war wirklich so kurzsichtig, daß er in der Entfernung von wenigen Schritten kaum das Geschlecht der Entgegenkommenden zu unterscheiden vermochte. Daher war nicht selten der Fall vorgekommen, daß Kappler eine schwerbepackte Bauersfrau für einen dickleibigen Rathsherrn gehalten und mit einem entsprechenden Bücklinge begrüßt hatte. Der Sportelschreiber sah das Ungereimte, das hierin lag, schon lange ein; gleichwohl konnte er sich in Betracht des Stadtrichters für eine Brille nicht entschließen. Da triumphirte die Liebe über diese kleinliche Bedenklichkeit. Kappler konnte es nicht länger über sich gewinnen, bei dem Hause des Lieutnants Langschädel vorbei zu schreiten, ohne zu wissen, ob sein ehrerbietiges Compliment, welches er bei dem Fenster, wo Agnes zu sitzen pflegte, nie verabsäumte, auch an den Mann gelange und erwiedert werde. Diese Ungewißheit hatte ihm oft den ganzen Spaziergang verbittert; namentlich wenn die Fenster gefroren waren und der Kurzsichtige in vollkommener Ungewißheit einhertappte. Diesen ungewissen Zustand vermochte Kappler nicht länger zu ertragen, er hielt mit sich an einem Sonntagvormittag nach reiflicher Vorbereitung eine lange Conferenz, wo Mancherlei für und wider die Sache verhandelt wurde; endlich siegte die allmächtige Liebe, sie schlug die Brille des Stadtrichters aus dem Felde und bereits am Nachmittage schritt Kappler mit einer concaven Hornbrille bewaffnet, ein Sperber an Blick, bei Langschädel's Fenster vorüber.

Der Sportelschreiber konnte sich nicht satt sehen an der klaren Welt, die jetzt seinen Augen aufgegangen war. Schon von Weitem vermochte er Maskulinum und Femininum genau zu unterscheiden und beim Brückenhause konnte er selbst zwischen den Blumenstöcken hindurch erkennen, ob Agnes am gewohnten Platze sitze oder nicht. Diesmal zum Beispiel brauchte er sich nicht mit einem Complimente zu incommodiren; denn der Stuhl der Geliebten war unbesetzt und Letztere nicht zu erblicken. Kappler sah jetzt ein, wie ihn seine Brille sogar vor der Lächerlichkeit schützte, denn ohne sie würde er, wie unfehlbar oft der Fall gewesen war, ehrerbietigst das leere Fenster begrüßt haben. Er steuerte von jetzt an weit sicherer in die Welt hinein und lebte der süßen Hoffnung, daß sein bebrillter hoher Chef keine Notiz von des Subaltern Nachfolge nehmen werde.

Als der Frühling kam, lernte Kappler den Werth seiner Brille noch mehr schätzen; denn da traf es sich oft, daß Agnes am offenen Fenster saß und ihm der Anblick der Geliebten im vollen Maße zu Theil wurde.

Kappler war nie glücklicher, als wenn er nach genossener Ansicht und beglückendem Gruß und Gegengruß hinaus in die Berge wallfahren konnte. Da sprang er wie ein Böcklein vergnügt im Grase und pries Gott für die hohe Gnade, Langschädel's Nichte am offenen Fenster getroffen zu haben. Seine Hauptbeschäftigung bestand dann darin, mit der Emsigkeit eines Botanikers nach jungen Frühlingsblüthen zu suchen und sie in niedliche Sträußchen zu binden. Kehrte er mit einbrechender Dunkelheit nach der Stadt zurück, so schritt er hart an der Steinbank bei Langschädel's Wohnung vorüber und ließ so unbemerkt wie möglich die blühende Liebesgabe auf die steinerne Platte fallen.

Leider ward der Zweck, den Kappler mit den Sträußleins beabsichtigte, nicht erreicht. Er glaubte in seiner Einfalt, diese Blumen könnten in gar keine andern Hände kommen, als in die, für welche sein Herz sie bestimmt hatte; dies war aber nie der Fall. Diese Blumen wurden in der Regel am nächsten Morgen von Gassenkindern gefunden und in Beschlag genommen. Während Kappler dem poetischen Traume nachhing, daß seine blauen, rothen und gelben Waldblümleins in einem Glase auf ihrem Nähtischchen lieblich dufteten, waren die zarten Frühlingskinder längst zerrupft und in den Staub getreten.

Wenn der Sportelschreiber nicht ein viel zu schüchterner Verehrer der hübschen Nichte gewesen wäre, würde er seine Blumenspende getrost selbst durch's offene Fenster überreicht haben und sicher hätte Agnes die liebliche Gabe freundlich aufgenommen. Eine solche Demonstration hätte aber dem Unschuldsvollen für ein Verbrechen gegolten; er würde nicht anders geglaubt haben, als sich an der Jungfräulichkeit seiner Angebeteten zu versündigen, wenn er es hätte wagen wollen, ihr durch's offene Fenster vor aller Welt einen Strauß zu überreichen. Nein, das Mädchen sollte gar nicht ahnen, wie theuer sie ihm sei. Er fürchtete schon eine Sünde zu begehen, daß er täglich in ihrer heiligen Nähe vorüberging. Nur Freude machen wollte er ihr. Darum legte er die Blumen auch verstohlen auf die Steinbank. Sie sollte nicht einmal den Geber errathen, sondern sich nur der Blumen erfreuen. Nie hat es eine reinere und entsagendere Liebe gegeben, als die des Sportelschreibers zu Langschädel's Nichte.

Dieses Verhältniß war zu ätherisch, als daß es leicht hätte getrübt werden können. Der bescheidene Kappler war beglückt, wenn er bei dem Hause

des Brückenzollgeldereinnehmers vorübergehen konnte und schwamm im dritten Himmel, sobald Agnes durch's Fenster seine Begrüßung freundlich erwiedert hatte. Der Sportelschreiber war weit entfernt, Gegenliebe zu verlangen, ja er wünschte nicht einmal, daß die Nichte das Geringste von der Flamme bemerken sollte, welche in seinem Innern brannte.

Der Lieutnant ängstete zwar von Zeit zu Zeit den guten Kappler mit glänzenden Partieen, die seiner Nièce bevorstünden, doch tröstete er zugleich, indem er vorgab, daß er den Rechten für Agnes noch nicht gefunden habe. Die heutige junge Männerwelt tauge nichts und wäre eines Mädchens wie seine Nichte gar nicht werth. Kappler pflichtete dieser Meinung vollkommen bei.

Mit dem Hofcommissair stand der Sportelschreiber nach wie vor auf höchst freundschaftlichem Fuße. Er ahnete nicht, welchen Dienst er demselben schuldig war, daß jener ihn vor dem öffentlichen Scandal bewahrt hatte. Wenn die Ideen des jungen Löwenstern zur Ausführung gekommen und Kappler's Ebenbild durch die Stadt gefahren wäre, würde den ächten Sportelschreiber unfehlbar der Schlag getroffen haben, sobald er die Geschichte erfahren, denn er war in gewissen Punkten der Ehre außerordentlich empfindlich. Dem Hofcommissair allein hatte er es zu danken, daß für ihn Alles so glücklich abgelaufen war. Denn obschon bei der Ausfahrt von Ehrenberg ein Theil der versammelten Zuschauer die Figur des Sportelschreibers erkannt haben wollten, so glaubten sie später, als die bewußte Maske durch die Vermittlung des Hofcommissairs in Wegfall gebracht wurde, sich dennoch getäuscht zu haben. Auch hatte die verhängnißvolle Barricade, der Aufenthalt, die Empörung des

Adels, so weit die tragikomische Heimkehr nach Ehrenberg das Interesse für die momentane Erscheinung Kappler's gänzlich verwischt. Der Sportelschreiber selbst erfuhr nie Etwas von der Sache.

Die unverholene Theilnahme, welche Eccarius in Betreff Kappler's an den Tag gelegt hatte, war dem Adel aufgefallen, und der Groll, den man gegen den Hofcommissair hegte, ging unwillkürlich mit auf dessen unschuldigen Schützling über. Der Stadtrichter Kleinsimon, Kappler's Chef, der mit mehreren der adeligen Herrschaften entfernt befreundet war, sollte bald ebenfalls angesteckt werden. So zog sich über dem Haupte unsers Kappler ein neues Ungewitter zusammen, wovon der unschuldige Mann, als er unter dem alten Lindenbaume sein Vesperbrot gastfreundlich mit den Waldvögeleins theilte, keine Ahnung hatte.

Der Hofcommissair, welcher Kappler's Geschick voraussah, traf seine Vorkehrungen und ermahnte diesen wiederholt, sich durchaus keine Chikane gefallen und ihm sofort wissen zu lassen, sobald er glaube, daß ihm zu viel geschähe.

Während Kappler in Seelenfrieden mit seinen kleinen gefiederten Gästen sich unterhielt, bald diesen ausschalt, bald den andern ermahnte und den dritten lobte, begann es plötzlich rückwärts im Gebüsch zu rauschen und als der Sportelschreiber erschreckt zurückblickte, stand ein schönes Mädchen vor ihm, welches mit aufgehobenen Armen flehte, daß er ihr eiligst den Weg nach dem Schlosse Ehrenberg zeigen möchte.

Kappler, durch diese Erscheinung noch weit mehr in Schrecken versetzt als die Jungfrau selbst, beschrieb, so gut es gehen wollte, ohne sich von seinem Platze zu rühren und ohne daran zu denken, daß es doch viel schicklicher sei, eine so reizende junge Dame selbst

durch den Wald und auf den Weg zu geleiten, von wo man ohne Gefahr, sich von Neuem zu verlaufen, nach dem Schlosse gelangen könne. Nach Kappler's höchst schwankender Zurechtweisung konnte sich das Fräulein zehnmal im Walde verirren.

Nachdem Clara, denn Niemand anders war die junge Dame, einen halb zweifelhaften, halb ängstlichen Blick auf die etwas seltsame Figur des Sportelschreibers geworfen hatte, eilte sie den beschriebenen Pfad entlang und verschwand in einiger Entfernung im Gebüsch.

Kappler guckte wie angedonnert nach der Stelle, wo die reizende Erscheinung verschwunden war; dann erst begann er über das außerordentliche Abenteuer Betrachtungen anzustellen.

Das Herz wollte ihm vor die Füße fallen, als er des rührenden Tones gedachte, mit welchem das engelhafte Wesen ihn beschwor, ihr den Weg zu zeigen; ein Ton, der noch immer in seinem Innern wiederklang. Zugleich fiel ihm ein, wie erzgrob er sich gegen die arme Verirrte benommen, daß er nicht einmal seinen Platz verlassen und das Mädchen bis auf den sichern Ehrenberger Weg geleitet habe.

„Kappler," fuhr er sich erbost an, „du bist und bleibst ein unverantwortlicher Esel, konntest du nicht schnell resolvirt dem schönen Kinde erwiedern: Sehr geehrtes fürtreffliches Fräulein, wollen Sie wohl die hohe Gewogenheit mir angedeihen zu lassen die Güte haben, daß ich der hohen Ehre könne theilhaftig werden, Sie bis zu dem Wege geleiten zu dürfen, der directement nach dem Ehrenberge führt?"

Während der Sportelschreiber über seine Unbehülflichkeit sich die größten Vorwürfe machte, kam ihm plötzlich der Gedanke, ob es nicht gerathen sei, dem

Der Sportelschreiber, der anstatt eine Kugel in den Leib zu bekommen, wie er alles Ernstes gefürchtet hatte, sich so vernünftig angeredet hörte, schöpfte frischen Athem. Zugleich bedachte er, daß der Fremd. der sich so angelegentlich nach dem schönen Fräulein erkundigte, unfehlbar Böses mit demselben vorhabe. Es entstand daher ein schwerer Kampf in seinem Innern. Furcht und Rechtsgefühl rangen wüthend mit enander.

„Registrator," sprach er für sich, „nur dies einzige Mal ein Mann, werde nicht Verräther an der Unschuld."

Wenn sich Kappler Registrator titulirte, so war dies das höchste Aufgebot an seine moralische Kraft. Er raffte dann alle seine Kräfte zusammen, um der Versuchung siegreich zu widerstehen.

„Also Sie haben keine junge Dame hier vorübereilen sehen?" frug Willer wiederholt.

„Junge Dame, was ich nicht wüßte," stammelte Kappler.

„Schenken Sie reinen Wein ein," fuhr der Student dringlich fort, „es soll Ihr Schade nicht sein."

„Registrator, Muth!" munterte sich Kappler auf, „laß dich nicht verlocken vom Satanas," und erwiederte wie zuvor: „Junge Dame, das ich nicht wüßte. Ich streute Brosamen den Vögleins und habe Niemand gesehen."

„Aber zum Teufel," rief Willer leidenschaftlich, „es ist ja nicht anders möglich; das Fräulein muß hier vorübergekommen sein!"

Als Kappler den Fremden so in Leidenschaft gerathen sah, ward ihm von Neuem bange und er begann zu zittern. Willer witterte Verdacht. Er argwöhnte, daß ihm der eben so seltsame wie furchtsame

Kauz die Wahrheit verheimliche. Um auf dem kürzesten Wege in's Klare zu kommen, machte er wenig Federlesen, zog ein Pistol hervor, spannte den Hahn, und die Mündung dem entsetzt zurückprallenden Kappler vor die Brust haltend, donnerte er: „Wirst du bekennen, daß das Fräulein hier vorübergekommen und welchen Weg dasselbe genommen hat?"

Jetzt war's mit des Sportelschreibers moralischem Muthe zu Ende; jetzt half selbst der „Registrator" nichts mehr. Kappler fiel auf die Kniee und hob die Arme empor.

„Um aller Barmherzigkeit, Gnade," rief er in kläglichem Tone, „thun Sie das Pistol weg, ich will Alles gestehen."

Der Sportelschreiber geberdete sich so gefährlich, daß Willer nur mit Mühe das Lachen unterdrücken konnte. Er zog das Pistol zurück.

„Also Sie haben das Fräulein gesehen?"

„Ja wohl," berichtete Kappler, „sie lief bei mir vorüber und frug nach dem Wege."

„Kannten Sie die junge Dame?"

„Nein, ich habe sie im Leben nicht gesehen. Sie kann gar nicht von hier sein."

Der Student, welchem diese Antwort nicht ganz glaublich schien, brachte das Pistol wieder etwas in die Nähe.

„Sie wird Ihnen schon bekannt sein," sprach er, „besinnen Sie sich. Wie heißt sie?"

„Nein," bei allen Heiligen, schwur Kappler in Todesverzweiflung, „ich weiß nicht, wer sie ist. Sie erkundigte sich nach dem Wege zum Schlosse."

„Nach welchem Schlosse?"

„Nach dem Ehrenberger."

„Wem gehört dies?"

„Der Familie Löwenstern.“

„Leben junge Damen daselbst?“

„Das weiß ich nicht.“

„Werden Sie gleich bekennen!“

„Ich will nicht selig werden, wenn ich davon weiß.“

„Wo führt der Weg nach dem Schlosse?“

„Da, rechts die Waldwand entlang, dann links gehalten nach der Grundmühle.“

„Stehen Sie auf und führen Sie mich.“

Der Sportelschreiber erhob sich und geleitete den furchtbaren Fremdling zagend den beschriebenen Weg.

Nachdem sie daselbst angelangt waren, frug Willer:

„Also dieser Fahrweg führt direct nach Ehrenberg?“

„Man kann gar nicht fehlen.“

„Und diesen ist auch das Fräulein gewandelt?“

„Unbezweifelt, wenn sie ihn gefunden hat.“

Willer blieb bei diesen Worten sinnend stehen, dann sprach er: „das Mädchen kann gar keinen großen Vorsprung haben; ich war ihr fortwährend auf den Fersen. Man kann von hier die Straße weit übersehen.“

Er blickte finster und mißtrauisch auf Kapplern, und that einen verdächtigen Griff nach der Pistole.

„Wenn Sie mich zum Narren haben!“ donnerte er.

Der Sportelschreiber sprang zwei Schritte zurück und kreuzte, Sonne, Mond und alle Planeten zu Zeugen anrufend, seine Hände betheuernd über der Brust.

„Wohlan,“ fuhr der Student in ruhigerem Tone fort, „dann muß sich das Fräulein noch hier in der Nähe im Walde befinden. Allons, helfen Sie suchen; aber sobald Sie entwischen, fürchten Sie meine Rache und diese ist grausam.“

Kappler schauderte.

„Durchsuchen Sie die hier zunächstliegende Partie

des Waldes," fuhr Willer im Gebietertone fort, „während ich weiter oben inspicire. Sobald Sie eine Spur der Gesuchten ausfindig machen, so künden Sie mir dies frohe Ereigniß durch einen gellenden Pfiff an. Sie können doch pfeifen?"

„Ich sehe mich leider zu dem betrübenden Geständniß genöthigt," bemerkte Kappler nicht ohne Zagen, „daß mir die schätzbare Virtuosität des Pfeifens in Ermangelung zweier dazu fast unentbehrlicher Zähne gänzlich abgeht."

„Wohlan, so schreien Sie," versetzte Willer lachend und verschwand im Walde.

Dem Sportelschreiber fiel eine Felsenlast vom Herzen, als er sich wieder allein sah und überdies ganzbeinig und undurchschossen.

Er blickte sich scheu nach allen Seiten um.

„Das muß ein außerordentlicher Räuber sein," sprach er, „so eine Art Rinaldo Rinaldini, wie sie heutzutage immer seltener werden, ein Jungfernräuber, ein Bandit, Corsar. Man sieht dem jungen und schönen Gesicht die Bosheit gar nicht an. Ich kann Gott danken, daß ich lebendigen Leibes davon gekommen bin. Und diesem Teufelsbraten soll ich gar beistehen, das schöne Fräulein zu kapern? Mein Himmel! ein Neukirchner Sportelschreiber in Gemeinschaft mit Räubern und Mördern! Registrator, auf welchen Wegen wandelst du? Zwar seinem Befehle gehorchen muß ich, ihm helfen, den Wald durchsuchen; sagte er nicht, seine Rache wäre grausam? Er hat sicher noch Spießgesellen im Hintergrunde. Gott gebe nur, daß ich das Fräulein nicht finde; ich muß dann schreien, sonst riskire ich, daß er auf mich schießt oder mich erdrosselt oder an den ersten besten Baum hängt. O, Kappler, in welche Satansschlingen bist du gerathen! des Schick-

sals Wege sind wunderbar. Wie hätt' ich mir dies heute Morgen, wo die liebe Sonne so freundlich aufging und ich mit so frommen Gesinnungen und mit den besten Vorsätzen mein Tagewerk begann, wie hätte ich mir da träumen lassen, daß ich noch selbigen Tags in Gemeinschaft mit einem Schobri Jungfernraub treiben würde. Verräther an dem holden Fräulein bin ich schon geworden; und wenn sie durch meine Bemühung gefangen wird, trage ich vielleicht gar an ihrem Tode Schuld. Wehe über mich Verbrecher! Wie hoch heute morgen, wie tief jetzt. Ja, es ist ein wahres Sprüchwort, Niemand soll den Tag vor dem Abende loben.

„Wenn ich die Sache recht gescheut anfinge," fuhr Kappler nach einer Pause fort, indem er voller Nachdenken durch das hohe Haidekraut watete, „könnt' ich vielleicht dem Verbrechen noch entfliehen. Ich darf mich ja unter dem Vorwande, die schöne Dame aufzusuchen, nur ganz allmählig rechts wenden, da komme ich in die Nähe des Hegereiters, wo immer Leute anzutreffen sind. Ich kann keine halbe Stunde von dem Hause entfernt sein. Vom Hegereiter ist ein Katzensprung bis zu den Amtshäusern; bei ihnen wär' ich aus aller Gefahr; ich könnte Lärm schlagen, daß man auf den verwegenen Piraten Jagd macht und ihm seine Beute abjagt. Die Familie von Löwenstern müßte mir großen Dank wissen, abgesehen davon, daß ich meine Pflicht als rechtschaffener Christ erfülle."

Der Sportelschreiber ward von diesem Plane endlich ganz entzückt. Er sah sich schon als Befreier der schönen Jungfrau hochgeehrt, selbst von seinem hohen Chef, dem Stadtrichter, belobt und von Sonnenschmidt und Langschädel beneidet. Er wandte daher seine Schritte fort und fort zur Rechten, in der Absicht,

der Wohnung des Hegereiters so nahe als möglich zu kommen.

Bei dieser wohldurchdachten und wohlüberlegten Expedition stiegen indeß in Kapplern neue Zweifel auf.

„Ich werde meinem traurigen Geschick doch nicht entgehen," seufzte er, „wer weiß, wo der Räuberhauptmann seine Helfershelfer versteckt hat. Eh' ich mir's versehe, wird einer oder der andere hervortreten und mir den Weg der Rettung und des Ruhms vertreten. Dieser Belial würde mich sonst wohl kaum so mutterseelenallein entlassen haben."

Der Sportelschreiber schritt daher mit äußerster Vorsicht weiter. Er nahete jetzt einem sehr romantisch gelegenen Plätzchen, welches den Namen des „Gesundbrunnen" führte. Uralte, himmelhohe Buchen umschatteten eine klare Quelle, die aus moosbewachsenen Felsen sprang und zwischen Vergißmeinnichtufern dahin rieselte. Weiche Rasenbänke luden zur Ruhe ein.

Kappler, der bei diesem anmuthigen Orte nie vorbeiging, ohne daselbst ein wenig auszuruhen und sich durch einen frischen Trunk zu laben, fühlte diesmal weder Müdigkeit noch Durst. Sein Herz lechzte nach Freiheit, nach Ruhme, das schöne Fräulein zu befreien und sich dadurch eine Stufe in den Himmel zu bauen. Er wollte so eben den Gesundbrunnen zur Linken liegen lassen und seinen Weg rechts fortsetzen, als er plötzlich, wie vom Donner gerührt, stehen blieb. Keine zehn Schritte von ihm, auf einer der Bänke des Gesundbrunnen glänzte ein farbiges Kleid.

Der Sportelschreiber begann am ganzen Leibe zu zittern. Er zog seine Brille hervor. Richtig, da lag das schöne Fräulein, malerisch auf Moos gestreckt, das Haupt auf den Arm gelehnt. Sie schien zu schlummern.

„Jetzt, Kappler, gilt's Energie, Courage; jetzt Kappler, zeige, daß du Christ, Mann und Held bist."

Diese Gedanken durchkreuzten des Sportelschreibers Gehirn. Er stand eine Minute lang unschlüssig, ohne zu wissen, was er beginnen sollte. Endlich siegte sein besseres Selbst. Er beschloß, das Fräulein zu wecken, sie von der drohenden Gefahr zu benachrichtigen und mit ihr zu entfliehen, es koste, was es wolle. Die Hegereiterei konnte nicht weit sein. Hatte man diese erreicht, so war die Rettung aus des Räubers Klauen so gut wie gewiß.

„Freilich," dachte er wieder, und böse Zweifel umkrallten sein Innerstes, „wenn Schobri, der ebenfalls nicht weit von hier ist, uns auf der Flucht attrapirt, bin ich am längsten Sportelschreiber und Mensch gewesen. Dann heißt's blute und stirb."

Kappler holte bei diesen Worten tief Athem und einen Augenblick stand er selbst im Begriff, das schlummernde Fräulein ruhig fortschlummern zu lassen und vor allen Dingen seine eigene Person in Sicherheit zu bringen.

„Schlummre mit Gott, du schönes, gnädiges Fräulein," sprach er, vielleicht, daß dich Schobri nicht findet, unterdeß schicke ich Retter, welche dich beschirmen."

„Doch nein," replicirte sein besseres Ich, „Kappler, sei Christ, sei Mensch, laß die Unglückliche, die Hülflose nicht in Teufelskrallen. Eh' die Hülfe anlangt, ist vielleicht Alles zu spät. Der Pirat, wenn er keine Rettung sieht, sticht das herrliche Kind todt, blos aus Rache, und sich später. Es ist ja ein gutes Werk, das du unternimmst, und der liebe Gott wird seinen Segen schenken und die Rettung gelingen lassen."

Der Sportelschreiber, nachdem er sich hinreichend ermuthigt hatte, schlich an die Schläferin heran. Da

erwachte aber ein neuer Feind, an den er bisher gar nicht gedacht hatte; nämlich seine übergroße Blödigkeit einer jungen und schönen Dame gegenüber.

„Was hilft das Alles," ermunterte er sich endlich; „wo es Freiheit und Leben gilt, kommt es auf glatte Worte und schöne Redensarten nicht an. Wenn ich ihr auch grob und täppisch vorkomme, so wird der große Dienst, den ich ihr leiste, alles Ungehobelte glatt machen."

Der Sportelschreiber trat jetzt der Schläferin auf drei Schritte nahe, streckte den Kopf vor und rief so leise als möglich: „Allerfürtrefflichstes Fräulein, wollen Sie wohl die ausnehmende Gnade haben, sich aus Ihrem höchst schätzenswerthen Schlummer in etwas zu ermuntern?"

Trotz dieser Apostrophe dachte die Schlafende an kein Aufwachen. Der Sportelschreiber sah sich daher genöthigt, seine Anrede zu wiederholen und zwar mit etwas verstärkterer Stimme. Alles vergebens. Das Murmeln der Quelle hatte die Schläferin fest eingewiegt.

„Das gnädige Fräulein," dachte Kappler, „erfreut sich wirklich eines höchst schätzenswerthen, gesunden Schlafs." Er recapitulirte also sein Sprüchlein zum dritten Male und diesmal ziemlich vernehmbar. Wieder vergebens.

Der Sportelschreiber begann zu verzweifeln. Er befand sich in kritischer, gefahrvoller Lage.

„Schreien darf ich nicht," sprach er, „wie leicht könnte der Schobri zur Hand sein, und gleichwohl liegt das Fräulein wie in einem Zauberschlafe. Sie besitzt hierin außerordentliche Aehnlichkeit mit dem Friedrich auf dem Keller, welcher in der Geisternacht gleichfalls nicht zu ermuntern war."

Kappler wußte wirklich nicht, was er beginnen sollte. Er stand auf Kohlen; denn die Augenblicke wa-

ren kostbar. Das Fräulein mit der Hand zu rütteln, eine solche Vertraulichkeit würde er sich, selbst in der halsbrechendsten Lage nicht erlaubt haben. Es verblieb also bei den Apostrophen, die er immer lauter wiederholte: „Allerfürtrefflichstes Fräulein, wollen Sie wohl die ausnehmende Gnade haben, sich aus Ihrem höchst schätzenswerthen Schlummer in etwas zu ermuntern?"

Die Schläferin lag wie im Todesschlafe und war nicht zu erwecken. Kappler trocknete sich den Angstschweiß von der Stirn und wußte seinem Leibe keinen Rath. Plötzlich durchzuckte ihn ob dieses eisenfesten Schlafes ein schrecklicher Gedanke.

„Wie," dachte er, „wenn das Fräulein todt wäre? Sie ist sterblich wie jeder Mensch; aus Schreck kann sie der Schlag gerührt haben. Man hat Beispiele, daß der Schreck den Menschen tödtet."

Diese Idee faßte ihn so gewaltig, daß er im Begriff stand, schleunigst die Flucht zu ergreifen. Er warf einen ängstlichen Blick auf die Schläferin. Sie rührte sich nicht.

„Sie ist wahrhaftig todt," sprach er, „es ist jetzt Pflicht, daß ich so schnell wie möglich Neukirchen erreiche und Anzeige erstatte, damit die gerichtliche Aufhebung erfolgen kann. Vielleicht ist auch noch Rettung. Ein Aderlaß, Schröpfköpfe."

Er wollte eben davon, als die Dame mit der linken Hand im Schlafe eine Bewegung machte.

Kappler ward hierdurch wieder sehr zweifelhaft. „Und sie schläft doch wohl nur," dachte er bei sich.

Er wiederholte daher sehr laut seine wohlgesetzte höfliche Anrede. Die Schlafende kümmerte sich auch diesmal nicht darum.

Jetzt faßte der Sportelschreiber einen höchst weisen Entschluß, das Fräulein wieder in wachen Zustand zu versetzen.

„Noth kennt kein Gebot," sprach er, „ich nehme zum letzten Mittel meine Zuflucht. Das Fräulein wird mir vergeben, sobald sie die Dringlichkeit ihrer Lage in Erwägung gezogen hat."

Er brach sich einen langen Halm aus dem ringsumher hoch aufgeschossenen schilfartigen Grase und berührte leis, wie mit einer Wünschelruthe die Schläferin.

Da dieselbe mit Handschuhen bekleidet war und mit dem Gesicht auf dem rechten Arm gelehnt lag, so spähte der Sportelschreiber eine Zeit lang vergeblich nach einem nackten Fleckchen, an welchem er mit dem Grashalme seine zarten Belebungsversuche anzustellen vermöchte. Die Dame hatte den italienischen Strohhut angelegt, ein zierliches Spitzenhäubchen hielt die Locken umschlossen, so verblieb Kapplern nur der untere Theil des Ohrs.

Nach diesem wichtigen Organe lenkte er jetzt die Spitze seines Halmes und berührte das sogenannte Ohrläppchen so leise als möglich.

Der Gefühlssinn schien bei der Schläferin für äußere Eindrücke empfindlicher zu sein, als der des Gehörs. Des Sportelschreibers Belebungsversuche waren von dem erwünschtesten Erfolge. Die Dame fuhr wie besessen empor.

Aber wer malt das Erstaunen und den Schreck des kühnen Todtenerweckers, als ihm plötzlich ein altes, abgezehrtes Gesicht entgegenstarrte und wuthfunkelnde Blicke ihn zu durchbohren drohten.

„Ha, Verwegener," kreischte die bejahrte Dame, „was will Er, wer ist Er? Hinweg oder ich schreie."

Mit diesen Worten schrie sie auch schon: „Zu Hülfe! Mörder, Diebe, Feuer!"

Dem zum Tode erschrockenen Kappler war vor Entsetzen die Zauberruthe aus der Hand gefallen.

Er wollte sich sammeln, war bemüht, der Erzürnten ihren Irrthum aus einander zu setzen, sie aufzuklären, daß er weder Mörder noch Dieb, sondern wohlbestallter Sportelschreiber auf dem Neukirchner Stadtgerichte sei; aber die durch den Grashalm Erwachte ließ ihn nicht zu Worte kommen, sondern schrie in Einem fort: „Hinweg, Elender, ich ertrage seinen Anblick nicht.“ Zu gleicher Zeit schweiften ihre Blicke suchend und erschreckt umher.

„Himmel,“ fuhr Madame Chignon, denn dies war die Dame, bei welcher Kappler mit seinen Belebungsversuchen so übel angekommen war, kreischend fort, „Clara, Fräulein Clara, wo sind Sie?“

Dem Sportelschreiber schmerzte es tief, für seinen guten Willen sich so verkannt und mit Titulaturen überhäuft zu sehen, die keineswegs schmeichelhaft waren. Gleichwohl stets von christlichem Sinne beseelt und voller Nächstenliebe, entschuldigte er die Erschreckte und Erzürnte.

„Es ist ein rasend Weib,“ sprach er für sich, „die weiß nicht, was sie spricht, ist unzurechnungsfähig und kann mich, juristisch betrachtet, nicht beleidigen.“

Madame Chignon fuhr indeß fort, eifrigst hin und wieder zu laufen und ängstlich nach ihrer Pflegbefohlenen, dem Fräulein Clara, zu rufen. Plötzlich kam sie auf Kapplern.

„Wo ist das Fräulein?“ schrie sie, „Fräulein Clara von Löwenstern, sie saß, eh' ich einschlief, an meiner Seite, Er muß es wissen. Wo ist sie hingegangen? So Er nicht gesteht, wird Ihn der gnäd'ge Herr in den Thurm werfen lassen.“

Diese Rede war selbst dem sanften Kappler außerm Spaße. Im Bewußtsein seiner Unschuld wollte er so-

gar anzüglich und spitzig werden. Krümmt sich der Wurm, wenn er getreten wird. Anzügliche und spitzige Reden waren indeß seiner gutmüthigen Natur so zuwider, daß die Stachelworte nicht über seine Zunge wollten. Ihm war jetzt so viel klar, daß das Fräulein, welches die gestrenge Dame vermißte, kein anderes sein könne, als das von dem Räuber verfolgte. Die Gefahr und die Angst des armen Kindes traten wieder lebhaft vor seine Seele. Er vergaß daher seinen Groll gegen Madame Chignon und erwiederte dringlich: „Allerdings, hochgeachtete Madame, hab' ich das fürtreffliche Fräulein gesehen; es wird von einem Räuber verfolgt. Möge der Himmel verhüten, daß es nicht schon in seinen Klauen ist. Bitten wir Gott, daß er das herrliche Fräulein den Weg nach dem Schlosse hat finden lassen."

„Was schwatzt Er, Einfaltspinsel?" fuhr die Aufgeregte unmuthig heraus, „Räuber, wo sollen hier Räuber herkommen?"

„Hab' ich den Piraten doch mit eignen Augen gesehen, hochgeachtete Madame," wagte Kappler mit vieler Zuversicht zu behaupten.

„Er ist verrückt," versetzte Madame Chignon, schien den Sportelschreiber weiter nicht zu berücksichtigen und fuhr fort, den Namen Clara in den Wald zu rufen.

„Nun, wenn sie es nicht glauben will," dachte Kappler, „kann ich nichts dafür. Sie sollte übrigens nicht so gewaltsam rufen, das unverständige Schreien wird den Räuber herbeirufen und der wird wenig Federlesens mit diesem Schreihalse machen. ‚Ein Dolchstoß und kalt ist sie. Wie höchlich sie mich injurirt hat, verlangt es doch meine Menschenpflicht, daß ich sie warne." Er wagte sich daher einige Schritte nä-

her und sprach: „Hochachtbare, sehr geschätzte Madame, wollten Sie nicht gefälligst in Ihrem durchdringenden Schreien sich ein wenig zu moderiren die Güte haben? Der Räuber kann gar nicht weit von hier sein. Sie setzen sich außerdem der höchsten Gefahr aus."

Madame Chignon, welche auch diese wohlgemeinte Rede für albernes Geschwätz hielt, achtete ihrer nicht. Da jedoch auf ihr wiederholtes Rufen die Pflegbefohlene nicht erschien und auch nicht antwortete, ward sie immer ängstlicher. Sie wandte sich daher wieder zu Kapplern:

„Also Er hat das Fräulein gesehen?"

Der Sportelschreiber, durch diese Anrede, welche weniger rauh klang, als die vorigen, vollkommen besiegt, war wieder ganz der Alte, höflich, demüthig und geblendet durch die Ehre, von einer so hochgestellten Person angeredet zu werden. Er erwiederte daher sogleich äußerst zuvorkommend:

„Ja wohl, hochachtbare werthgeschätzte Madame, ich war so glücklich, mit eignen Augen das herrliche gnädige Fräulein vorübereilen zu sehen. Ich kann es auf Verlangen beschwören vor dem Amtmann und Gott."

„Wann und wo sah Er sie?"

„Vor keiner halben Stunde," begann nun der Gefragte redselig, „ich saß unter der Guckuckslinde welche diesen allerdings seltsamen Namen nicht sowohl von dem Vogel, den man Guckuck benennt, ableitet, sondern von dem ehemaligen Förster Guckuck, der sich um die Cultur dieses ehrwürdigen Baumes nahmhafte Verdienste erworben, indem er nicht nur die Krone mit Sorgfalt und Kunst ausästen, so daß sie an vollkommener Rundung gewann, sondern auch zierliche

Rasenbänke rings um den Stamm anlegen ließ, so daß die dankbare Nachwelt nicht umhin konnte —"

„Zur Sache," unterbrach ungeduldig Madame Chignon, „also da kam das Fräulein an Ihm vorüber?"

„Allerdings, hochachtbare und verehrte Madame, da kam das herrliche Fräulein, hold und liebenswürdig anzuschauen. Sie kam aus dem Walde in halbem Galopp, etwas enragirt und derangirt, mit fliegendem Haare und sah ordentlich erhitzt aus."

„Um Himmelswillen," rief Madame Chignon erschrocken, „was ist mit Clara! Sprecht Ihr die Wahrheit, Mann?"

„Lauter wie Gold; wie gesagt, vor dem Amtmann und Gott beschwör' ich's; unumstößliche Wahrheit."

„Und wohin nahm das gnädige Fräulein ihren Weg?"

„Nach dem Ehrenberge, werthgeschätzte Madame, ich hab' ihr den Weg selbst beschrieben."

„Ihr habt mit ihr gesprochen?"

„Ei, ja wohl, das gnäd'ge Fräulein hatte die hohe Gnade, sich bei mir nach der Richtung zu erkundigen, die sie einzuschlagen, um nach dem Schlosse zu gelangen."

Madame Chignon, als sie erfuhr, daß Clara nach Hause zurückgekehrt sei, ward etwas ruhiger. Sie erklärte sich das Verschwinden ihres Pfleglings natürlich. Die Gouvernante, von der Lieblichkeit des schattigen Plätzchens verlockt, hätte der Versuchung nicht widerstehen können, auf der weichen Moosbank unter dem sanften Gemurmel der Quelle ein wenig einzunicken. Clara benutzte diesen Schlummer zu einer kleinen Excursion in den anmuthigen Wald; sie verlief sich, konnte den Gesundbrunnen nicht wiederfin-

den, gerieth darüber in Angst und Bestürzung und hatte daher nichts Angelegentlicheres zu thun, als sich bei dem Ersten Besten, den sie antraf, nach dem Wege zum Schlosse zu erkundigen. Dies fand Madame Chignon Alles in der Ordnung; darum schien ihr auch Kappler's Aussage sehr wahrscheinlich. Sie bereute, sich dem Schlafe überlassen zu haben; und war im Begriff, gleichfalls nach dem Ehrenberge zurückzukehren, mit dem Vorsatze, dem unfolgsamen Fräulein tüchtig den Text zu lesen; als der Sportelschreiber seine fromme und wohlgemeinte Phrase wiederholte: „Gebe nur der Himmel, daß das gnädige Fräulein den Ehrenberg glücklich erreicht hat und von dem Räuber nicht attrapirt worden ist."

Diese Worte ließen die Gouvernante wieder an Kappler's Verstande irre werden.

„Mit diesem Menschen scheint es nicht richtig," sprach sie, „ich will mich beeilen, aus seiner Nähe zu kommen."

Der Sportelschreiber, als Madame Chignon seinen Worten keiner Antwort würdigte, glaubte, sie setze Zweifel in Betracht des Räubers und hielt es für angelegentliche Pflicht, sich hinsichtlich Clara's Verfolger deutlicher zu expectoriren.

„Wenn ich dem Piraten," sprach er, „nicht selbst gesehen und gesprochen, wenn er mir nicht mit höchsteigner Hand ein scharfgeladenes Pistol vor die Brust gehalten, damit ich den Pfad verriethe, welchen das gnädige Fräulein eingeschlagen; wenn er mich nicht selbst hierher geschickt hätte, besagtes gnädiges Fräulein aufzusuchen, wollt' ich gar nichts gesagt haben. Ich hielt Sie anfangs selbst, hochgeachtete Madame, für besagtes Fräulein, Sie schlummerten sanft, ich hielt es daher für Christenpflicht, Sie zu wecken und von der großen Gefahr zu benachrichtigen."

Diese letztere Auseinandersetzung des Sportelschreibers schien auf Madame Chignon weit größern Eindruck hervorzubringen, als alle früheren Reden Kappler's. Sie forschte ängstlich weiter, der Sportelschreiber ward ausführlicher, erbot sich nochmals, jedes seiner Worte vor Gott und dem Amtmann mit körperlichem Eide zu erhärten. Endlich unterlag es keinem Zweifel, daß die Pflegebefohlene wirklich von einem Bösewicht verfolgt worden sei. Dieser Gedanke brachte sie zur Verzweiflung. Sie ward zugleich gegen Kapplern demüthig und freundlich; dankte ihm, daß er sie geweckt und auf die große Gefahr, in welcher sich das gnädige Fräulein befinde, aufmerksam gemacht habe; nannte ihn erst „lieber Mann", zuletzt „guter Freund", und beschwor ihn, sie schleunigst und auf dem nächsten Wege nach dem Schlosse Ehrenberg zu geleiten.

Der Sportelschreiber, ob solcher Herablassung bis zu Thränen gerührt, gelobte der Geängsteten bis an's Ende der Welt zu folgen, und eilte dienstbeflissen neben der schnell Dahineilenden her.

Er mußte ihr nochmals das ganze unerhörte Abenteuer wiederholen. Madame Chignon, welcher Clara's Gefahr fortwährend in den düstersten Bildern vor Augen schwebte, vermochte vor Angst und Schrecken kein Wort hervorzubringen.

Kappler hingegen fürchtete wieder alle Augenblicke hinter irgend einem Busche den Räuber mit gespanntem Pistol hervortreten und ihn zur Rechenschaft fordern zu sehen. Er dankte dem lieben Gotte, als nach nicht allzulanger Wanderung die Wohnung des Hegereiters durch die Zweige blickte. Die Beiden eilten unaufhaltsam weiter, um so bald als möglich das Ende des Waldes zu erreichen. Dies gelang ihnen

binnen kurzer Frist; das Buschwerk ward lichter und sie gelangten in's Freie, wo wenige Schritte vor ihnen die Werla durch's Thal floß. Ganz [illegible] zur Rechten stiegen die Zinnen des Schlosses [illegible]erg zum Himmel und in der Ferne zur Rechten waren die Thurmspitzen von Neukirchen zu erkennen.

Der Sportelschreiber holte tief Athem, als er sich wieder in menschenbelebter Gegend befand. Er sehnte sich herzlich nach den Zinnen und Feueressen seines Heimathsstädtchens, hinter welchen er sich gegen alle Jungfernräuber der Welt gesichert hielt.

„Ich hoffe," sprach er zu seiner Begleiterin, „daß die himmlischen Heerschaaren sich des gnädigen Fräuleins menschenfreundlich angenommen und Hochdieselbe gnädiglich hinter Schloß und Riegel des [illegible]enfesten Ehrenbergs gebracht haben, wohin zu dringen dem furchtbaren Räuber wohl vergehen dürfte."

„Aber wenn sie noch nicht heimgekehrt wäre," gab die besorgte Madame Chignon zu bedenken, „was dann, lieber Freund?"

Das eben so wehmüthig wie huldvoll ausgesprochene „lieber Freund" ging dem sanften Kappler wieder durch und durch.

„Was dann beginnen?" wiederholte die Gouvernante.

Der Sportelschreiber sann hin und her; er schraubte sein Denkvermögen auf die äußerste Spitze.

„Nach meinem unmaßgeblichen Dafürhalten," sprach er endlich, „muß dann das ganze Land weit und breit durch die Sturmglocke aufgefordert werden, damit er mit seiner hoffnungsvollen Beute nicht eschappirt."

„Wo denken Sie hin!" erwiederte rasch einfallend

Madame Chignon, „das gäbe ein Eclat, welches dem Rufe des Fräuleins schädlich werden könnte. Nein, vor der Hand darf noch keine Seele von dem unglückseligen Vorfalle wissen.“

„Das Beste ist,“ fuhr sie nach kurzem Bedenken fort, „ich eile nach dem Schlosse und frage, ob das Fräulein zurückgekehrt ist. Sollte dies nicht der Fall sein, so bleibt in der Welt nichts übrig, als daß wir in den Wald zurückkehren und nicht eher ruhen, bis wir die Vermißte gefunden.“

„Wieder in den Wald zurück?“ frug Kappler und ihm ward nicht wohl zu Muthe.

„Allerdings,“ fuhr die geängstigte Gouvernante fort; „ich habe in Ihnen einen so redlichen Freund, einen so getreuen Helfer in der Noth kennen gelernt, daß Sie mir den großen Liebesdienst, mich nochmals zu begleiten, um den ich Sie dringend bitte, gewiß nicht versagen werden.“

„Aber bedenken Sie, insonderheit hochgeschätzte Madam — —“

„Die Frauen, das schwächere Geschlecht, zu schützen, gehört zu den edelsten Pflichten des Mannes.“

„Allerdings,“ stammelte Kappler, dem bei dieser neuen Proposition übel zu Muthe ward; „indeß erwägen Sie, urtheilen und stellen Sie in gnädige Betrachtung, hochgestellte Madame, daß es ein Haupträuber ist, der nach Blut und Beute lechzt.“

„Ich hoffe noch immer,“ tröstete Madame Chignon, „daß es mit diesem Räuber, wie Sie den allerdings sonderbaren Fremdling zu benamen pflegen, keine weitere Gefahr auf sich hat. Es ist gewiß nur ein muthwilliger Mädchenjäger aus der Stadt, dem es Vergnügen macht, einer jungen Dame Furcht und Schrecken einzujagen. Zudem sind wir zwei, an wel-

chen er sich in dieser belebten Gegend nicht vergreifen wird."

„Aber der Grausame hat Pistolen," gab der Sportelschreiber von Neuem zu bedenken, dem schon der Gedanke, nochmals in den Wald zurückzukehren, die Haare zu Berge trieb.

„Wenn Sie mich begleiten, fürchte ich nichts," versetzte die Gouvernante, welcher nur daran gelegen war, so unbemerkt wie möglich ihres Pfleglings habhaft zu werden. „Und daß sie mich nicht verlassen werden, dafür bürgt mir Ihre Menschenfreundlichkeit, Ihre Pflicht als Mann, Christ und Bürger. Leben Sie wohl, in Kurzem bin ich wieder bei Ihnen."

Mit diesen Worten eilte die Madame Chignon der nahegelegenen Werlabrücke zu, welche unmittelbar nach dem Ehrenberge führte, und ließ den Sportelschreiber in einer Stimmung zurück, die schwer zu beschreiben ist.

„Das Beste wäre allerdings," sprach er, nachdem er mit Schaudern die Gefahren der bevorstehenden Expedition überdacht hatte, wobei seine aufgeregte Phantasie nicht ermangelte, sie so schauerlich wie möglich auszumalen, „wenn ich den günstigen Zeitpunkt benutzte und auf und davon liefe. Was geht mich die alte Dame an, sammt ihrem durchgegangenen Fräulein; ich kenne sie nicht, sie mich nicht. Es wäre in der That der kürzeste Weg, mich aus dieser eben so bedenklichen wie auch höchst gefahrvollen Lage zu ziehen. Hätte ich vorausgesehen, wie Alles gekommen, würde ich mich wohl bedankt haben, die alte Dame mit solcher Beharrlichkeit aus dem Schlafe zu erwecken. Mein guter Genius wollte mir wohl, jetzt sehe ich es ein, als er die Alte wie im Zauberschlafe gefesselt hielt. Wenn ich ein Schlagtodt, kriegserfahren, blut=

gierig und bewaffnet wäre, sollte mir der Feldzug gegen den Räuber ein Spaß sein; so aber bin ich der friedlichste Mann von Neukirchen. Ich für meine Person kann das Fräulein nicht aus den Klauen des Geiers retten, wenn er es einmal umklammert hat. Das ist eine vollkommen ausgemachte Sache. Ich bin viel zu bescheiden, meine Kräfte zu überschätzen. O wär' ich weit von hier."

Während Kappler mit sich kämpfte, ob er davon laufen, oder seine Pflicht als Mann, Christ und Bürger, wie sich Madame Chignon ausgedrückt hatte, erfüllen sollte, kam letztere eilenden Schritts wieder zurück.

„Wie ich gefürchtet," rief sie angsterfüllt, „das Fräulein ist noch nicht zurück und hat sich unfehlbar im Walde verlaufen. Ich hoffe jetzt, geehrter Freund, daß Sie Ihre Pflicht als Mensch, Christ und Bürger erfüllen und mir Ihren so schätzbaren Beistand nicht versagen werden. Das Fräulein ist gewiß gar nicht weit von hier, so daß wir nicht lange Zeit nach ihr suchen werden."

„Ja, wenn er sie aber schon hat," gab der Sportelschreiber voller Angst zu bedenken; „seien Sie versichert, er gibt sie nicht heraus, wenigstens uns beiden nicht, das ist so gewiß, wie Sonne, Mond und Sterne; und wir stürzen uns unnöthiger Weise in Tod und Gefahren.

„Sie haben das schauderöse Pistol nicht gesehen, hochgeschätzte Madame, ich bin überzeugt, Sie würden anders sprechen."

„O säumen Sie nicht," bat die Gouvernante in flehendem Tone, „Sie haben gewiß auch Kinder, liebe, gute Kinder, wie Fräulein Clara eins ist; bei diesen ihren guten, lieben Kindern beschwöre ich Sie."

Kappler ward trotz seiner Angst bei dieser völlig unerwarteten Vaterschaft, die sein jungfräuliches Zartgefühl auf das Tiefste alterirte, über und über roth.

Zeit und Ort waren leider nicht geeignet, Madame Chignon über diesen zarten Punkt aufzuklären. Der Sportelschreiber vermochte daher kein Wort zu erwiedern.

Die Gouvernante, welche dieses Schweigen für ein gutes Zeichen auslegte und bei Kapplern den rechten Fleck getroffen zu haben vermeinte, konnte von der Nachkommenschaft des Sportelschreibers gar nicht loskommen.

„Beneidenswerther, glücklicher Vater," fuhr sie begeistert fort, „der Himmel wird es an Ihrer theuren Familie nicht unbelohnt lassen, was Sie einer armen Verirrten gethan. Für eine gute That bleibt der Segen von Oben nie aus, und solchen hat ein Familienhaupt immer vonnöthen."

Kappler war der Verzweiflung nahe. Er wollte sich auf die mit aller Gewalt aufgedrungene Vaterschaft schlechterdings nicht einlassen und sprach fortwährend von Sturmlauten und allgemeinem Aufgebot.

„Nein, nein," entschied Madame Chignon, „das ist durchaus nicht nöthig; wir werden das Fräulein auch ohne Sturmlauten auffinden."

Sie mußte jedoch, ehe sich der Sportelschreiber zu dem großen Wagstück, in den Wald zurückzukehren, entschloß, noch alle Beredtsamkeit und alle Beschwörungen aufbieten, die ihr zu Gebote standen.

Endlich konnte er nicht länger widerstehen. Er dachte: „mag's werden, wie es will; unser Heiland ist in den Tod gegangen aus Liebe für seine Mitmenschen, warum soll ich ein karg besoldeter Sportelschreiber, der kaum das liebe Leben hat, mich sperren

und sträuben? Was will der vor einem Messias voraus haben? Lebendig komme ich freilich nicht wieder. Ich fühl's. Das räuberische Ungeheuer schießt mich über den Haufen, wie einen Sechszehnender. Adieu, Welt. Der Kelch ist bitter. Ich sterbe kinderlos. O, wenn mein jungfräulicher Mund reden dürfte! Die hohe Dame schwebt in einem fürchterlichen Irrthume hinsichtlich meiner häuslichen Verhältnisse. Wenn sie wüßte, daß ich spurlos aus der Welt verschwinde, würde sie dies Opfer nicht verlangen. O Agnes, lebe wohl, mein dunkles Schicksal reißt mich fort."

Unter solchen und ähnlichen trübgefärbten Monologen trabte der ganz wider Willen zum Familienvater avancirte Sportelschreiber neben der fast laufenden Madame Chignon her.

Als man dem Walde näher kam, stiegen neue Bedenklichkeiten in Kappler auf.

„Es wäre doch wohl nicht unrathsam," sprach er, „ja ich finde es sogar höchst wünschenswerth, wenn Sie, hochwohlgeborne Madame, die Gewogenheit gehabt hätten, einige der Löwenstern'schen Dienerschaft von der offenkundigen Gefahr gefälligst in Kenntniß zu setzen, damit sie uns nicht aus den Augen lasse, und von ferne folge, dann wären wir doch nicht ganz ohne Rückenhalt dem Bösewichte Preis gegeben. Nach meinem Dafürhalten wäre selbst jetzt noch Zeit hierzu, wir sind vom Schlosse noch nicht allzuweit entfernt."

„Nein, nein," entgegnete die Gouvernante, „ich habe mit Willen gegen Jedermann geschwiegen. Wie leicht hätte der gnädige Herr davon erfahren können. Das ist ein sehr gestrenger Vater, und Fräulein Clara würde ihren Ungehorsam zu hart zu büßen haben."

„Aber wenn wir umkommen, meine Gnädige, kräht nicht ein einziger Hahn darum."

„Auch verdient wohl die ganze Angelegenheit kein so großes Aufhebens.“

„Nun, ich dächte denn doch,“ meinte kopfschüttelnd der Sportelschreiber, „wo einem gespannte Pistolen auf die Brust gehalten werden, das liegt außer dem Bereiche aller Spaßhaftigkeit.“

„Ich glaube noch immer,“ sprach beruhigend Madame Chignon, „der fremde Mann hat sich blos einen Scherz mit Fräulein Clara, so wie auch mit Ihnen erlaubt. Räuber und Mörder giebt's heutzutage wenigstens in hiesiger Gegend nicht mehr.“

„Nulla regula sine exceptione,“ zu Deutsch „keine Regel ohne Ausnahme,“ erwiederte Kappler, der selbst in der bedrängtesten Lage nicht umhin konnte, dieses Sprichwort, das seinen ganzen lateinischen Sprachsatz umfaßte und worauf er sich nicht wenig zu Gute that, nebst beigefügter deutscher Uebersetzung anzubringen. „Es kann sich,“ fuhr er fort, „selbst in unser constitutionelles Gouvernement ein Bandit, Strelitze und dergleichen verlaufen. Wenn aber die Pistolengeschichte alleiniger Scherz gewesen, so danke der Guckuck und sein Küster diesem entsetzlichen Spaßvogel, ich mußte riskiren, daß mich der Schlag auf der Stelle rührte. Daß es dem gnädigen Fräulein gleichfalls außer allem Spaße war, bezeugte hochderoselben erhitzte air, die flatterhaften Haare und ähnliche untrügliche Merkmale des gefahrvollsten Zustandes.“

Diese letztern Worte des Sportelschreibers, welche Fräulein Clara betrafen, machten Madame Chignon wieder sehr besorgt. Sie eilte voran, so daß sie sich mit Kapplern bald wieder im Dunkeln des Waldes befand. Hier erhob sie ihre Stimme und ließ den Ruf: „Gnädiges Fräulein!“ laut durch die Stille des Forstes erschallen.

„Um Himmelswillen," beschwor der Sportelschreiber, „wozu dies außergewöhnliche Geschrei? Wollen Sie wohl die Gewogenheit haben, zu bedenken, daß diesen schmetternden Ruf der Räuber eben so gut wie das gnädige Fräulein vernehmen kann?"

Madame Chignon ließ sich durch Kappler's Ermahnungen nicht abhalten, indem sie tiefer in den Wald drang, den Ruf häufig zu wiederholen.

Der Sportelschreiber zitterte jedesmal am ganzen Leibe; angstvoll schweiften seine bewaffneten Augen, denn er hatte aus Vorsicht die Brille aufgesetzt, umher; überall fürchtete er den Jungfrauenräuber mit gespanntem Pistol hervortreten zu sehen.

Man gelangte wieder zur Wohnung des Hegereiters, ohne daß Clara auf die häufigen Anrufe geantwortet hätte, oder daß sonst eine Spur von ihr zu entdecken gewesen wäre.

„Sie sehen jetzt, wohlehrbare Madame," begann Kappler, der nur mit Mühe bis zum Hegereiter gefolgt war, indem er stehen blieb, „daß nicht sowohl unser Wissen Stückwerk ist, sondern daß auch unser Suchen und Rufen, unsere Bestrebungen, das gnädige Fräulein ausfindig zu machen, ganz vergeblich sind. Unbestritten hat sie der Räuber längst gefangen genommen und transportirt sie bereits über die Grenze. Ich glaube, wenn vorhin mein Rath wegen allgemeinen Sturmlautens und Aufgebots wäre befolgt worden, konnte das Fräulein gerettet werden. Jetzt bleibt uns in der Welt nichts übrig, als das hartgeprüfte holde Kind dem Schutze unsers allmächtigen Vaters anzuempfehlen, daß er sich desselben erbarme, es tröste und erleuchte. Weiteres Vordringen in den Wald aber und ferneres Nachforschen führt zu nichts, wie wir bereits gesehen haben."

„Ei, wo denken Sie hin, mein Freund," erwiederte Madame Chignon, „jetzt erst will ich Ihre treuen Dienste in Anspruch nehmen. Bis zur Jägerwohnung hätte ich mich allenfalls ohne Sie gefunden, jetzt aber bedarf ich Ihrer. Die Durchsuchung des Waldes soll nun erst ihren Anfang nehmen. Um aber diese mit Erfolg in's Werk zu setzen, müssen wir uns theilen."

„Wie so theilen?" frug Kappler.

„Sie wenden sich zur Rechten," erklärte Madame Chignon, „ich gehe zur Linken. Von Zeit zu Zeit rufen wir uns Halloh! zu, damit wir nicht gar zu weit von einander gerathen; ich glaube, wir gelangen auf diese Weise bald zu unserm Ziele."

Der Sportelschreiber erklärte sich entschieden gegen dieses Theilungsproject. Er hatte sich wohl in seinem Leben noch nicht so unumwunden ausgesprochen, am allerwenigsten gegen eine Dame. Die Furcht vor dem fremden Marodeur, wie er den Studenten nannte, ließen ihn ganz aus seinem Charakter herausgehen. Alle Aufforderungen, die Madame Chignon an ihn ergehen ließ und worin von Christenpflicht, Seelenadel, Ehrenhaftigkeit, Männerwürde und dergleichen die Rede war, wollten bei dem sonst so empfänglichen Kappler nicht anschlagen.

„Wohlan," sprach die Gouvernante, „da Sie sich zu der vorgeschlagenen Theilung nicht entschließen, so begleiten Sie mich wenigstens eine Strecke, damit ich am Ende nicht selbst mich verlaufe. Sie sind hierorts bekannt und wissen sich zu finden."

„Aber, hochwohlgeborne Madame," rief Kappler, mit emporgehobenen Armen, „ich beschwöre Sie im Namen Himmels und der Erde, wie weit gedenken Sie noch vorzudringen in diese unwirthbare Wildniß?

Wir entfernen uns immer mehr von aller menschlichen Hülfe; schon liegt die Hegereiterei eine ansehnliche Strecke hinter uns."

„Nur ein paar hundert Schritte noch," beruhigte Madame Chignon, welcher allmälig ebenfalls unheimlich zu Muthe ward und die nur aus Angst für Clara vorwärts getrieben ward; wenn wir dann das Fräulein nicht auffinden, kehren wir zurück und ich kann das unselige Ereigniß dem gnädigen Herrn nicht länger verschweigen. Es müssen dann außerordentliche Maßregeln getroffen werden."

Der Sportelschreiber begann jetzt im Geheimen die Schritte zu zählen, um Madame Chignon wegen der „einigen hundert" Schritte besser controlliren zu können. Als man zweihundert Schritte zurückgelegt hatte und die Gouvernante demungeachtet vorwärts schritt, glaubte es Kappler seinem eignen Heile ersprießlich zu finden, seine Begleiterin an ihre Aussage zu erinnern.

„Wir wandern bereits im dritten Hundert," sprach er, „in welchem wir selbst schon tief drinnen sitzen."

Madame Chignon that, als ob sie Nichts gehört und ließ sich in ihrer Wanderung nicht stören. Kappler zählte unterdessen mit großer Gewissenhaftigkeit weiter.

„Dreihundert," sprach er stehen bleibend, als diese Zahl voll war und sah Madame Chignon bedeutsam an.

„Nur noch ein ganz klein Stück!" bat diese. Der Sportelschreiber begann wieder sein Eins, Zwei, Drei, das er jetzt ziemlich vernehmbar aussprach und nicht mehr verschluckte, wie er früher gethan, damit Madame Chignon auch wisse, wie weit sie vorwärts sei.

„Vierhundert," markirte Kappler wo möglich

noch lauter, als das vorhergehende, und machte abermals Halt. Auch Madame Chignon blieb jetzt ermattet stehen. Düster schweiften ihre Blicke in der Waldgegend umher. Die arme Dame war ganz angegriffen von der innern Angst und der angestrengten ungewohnten Wanderung.

Kappler trat, von Mitleid ergriffen, näher und begann zu trösten; aber auf eine Art, daß sich die geängstete Frau unmöglich gestärkt finden konnte. Er sprach im Anfang von der Hinfälligkeit und Vergänglichkeit alles Irdischen, ferner, daß alles Mißgeschick und alle Trübsal von Gott kämen, wofür ein christliches Gemüth nicht genug dankbar sein könne, denn jedes Leiden stärke, bess're, erleuchte und bekehre, mache die Menschen zum Himmel reifer und schließe die Ewigkeit auf. Er schloß seine Trost- und Erbauungsrede mit den Worten: „Laß fahren dahin, es bringt dir keinen Gewinn, verloren ist verloren; der Herr hat's gnädige Fräulein gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobt und gepriesen von Ewigkeit zu Ewigkeit, Amen!"

Während der Sportelschreiber wunder glaubte, welchen Eindruck er mit seiner Rede hervorgebracht und wie er mit seinen himmlischen Trostsprüchen das Herz der Madame Chignon gelabt und gestärkt habe, wendete diese unmuthsvoll ihr Haupt abwärts und sammelte Kräfte, um zum letzten Male ihren Ruf nach dem verloren gegangenen Pflegling ertönen zu lassen. Rings herrschte tiefe Stille; nur ganz leise spielte der Abendwind in den Kronen der majestätischen Buchen, als plötzlich Schritte vernehmbar wurden, die sich eiligst zu nähern schienen. Mit banger Erwartung und klopfendem Herzen schaute Madame Chignon nach der Gegend hin, von woher das Ge-

räusch ertönte. Kappler, dem noch weit zaghafter zu Muthe ward, als seiner Gefährtin, lauschte mit zurückgehaltenem Athem und gespitzten Ohren; zugleich schaute er sorgfältig in der nächsten Umgebung umher, damit er für alle Fälle einen passenden Ausweg habe.

Die Schritte kamen näher. Zugleich wurden Stimmen vernehmbar. Eine frohe Ahnung durchzuckte das Herz der Madame Chignon; mit Einem Male that sie einen lauten Schrei, eilte vorwärts und nach wenig Augenblicken ruhte die schmerzlich vermißte Clara an ihrem Halse. Die Gouvernante wollte schelten; aber sie vermochte es nicht. „Sie böses, böses Kind, was hab' ich Ihretwegen gelitten!" Dies waren die einzigen Worte, die sie zu stammeln vermochte.

„Nicht böse sein," bat das holde Mädchen im weichen Tone; „ich benutzte Ihr Schläfchen, mich ein wenig im Walde umherzutummeln, ich gelangte auf einen unfern gelegenen Felsenvorsprung, von wo man die herrlichste Aussicht über das Werlathal genießt. Hier erschreckte mich das plötzliche Erscheinen eines jungen Herrn. Ich wollte zu Ihnen zurückeilen, aber verirrte mich. Angstvoll eilte ich hin und wieder. Trotzdem, daß ich mich bei einem Manne, der unter einem großen Baume saß, nach dem Ehrenberger Wege erkundigte, verfehlte ich den Heimweg und gerieth nur tiefer in den Wald. Mein Glück wollte, daß ich wieder mit dem jungen Herrn zusammentraf, vor dem ich bei dem Felsenvorsprunge so erschrocken war. Er hatte die Güte, mich zurechtzuweisen und wieder auf den rechten Pfad zu bringen. Wir sind ihm beide großen Dank schuldig, denn ohne seinen Beistand, wer weiß, wie tief ich im Walde stäke."

Die Gouvernante machte bei Erwähnung des jungen Herrn ein ziemlich bedenkliches Gesicht. Sie schaute auf und ihr Blick ruhte nicht ohne Wohlgefallen auf dem schönen Karl Willer, der zu gleicher Zeit mit dem Fräulein aus dem dichten Laubwerk hervorgetreten und bei der Umarmungsscene bescheiden im Hintergrunde stehen geblieben war. Sie erwiederte sich verneigend die Begrüßung des jungen Mannes und stand eben im Begiff, ihm für den Dienst, so er dem Fräulein geleistet, ihren freudigen Dank auszusprechen, als in nächster Nähe ein Zetermordio losbrach. Sie wandte sich erschrocken und gewahrte, wie der Sportelschreiber, als werde er vom Sturm gepeitscht, durch Dick und Dünn die rasendste Flucht ergriff.

Kappler nämlich, als er die zärtliche Umarmung zwischen Madame Chignon und dem Fräulein gewahrte, glaubte letzteres allein zurückgekehrt und hielt alle Gefahr für überstanden. Er sprach sich Muth ein und kam näher, um an der hohen Freude gleichfalls gebührend Theil zu nehmen. Er hielt sich bei all' seiner Bescheidenheit diesmal für wahrhaft dazu berufen; er gedachte der mannigfachen Gefahren, die er des gnädigen Fräuleins halber zu bestehen gehabt. Seine Mitfreude war aber von kurzer Dauer. Als er aufschaute, erblickte er den gefürchteten Piraten keine zehn Schritte vor sich. Ein Zetermordio ausstoßend und die stürmisch'ste Flucht ergreifen, war das Werk eines Augenblicks. Keine Macht der Erde hätte ihn zu halten vermocht. Die Reise ging mit der Schnelligkeit eines afrikanischen Straußes durch Busch und Hecken, durch Schilf und Rohr.

Clara und Willer blickten unter lautem Lachen dem davoneilenden sonderbaren Kauze nach. Der

Student hatte dem Fräulein bereits sein spaßhaftes Zusammentreffen mit dem Sportelschreiber erzählt. Auch Madame Chignon konnte nicht umhin, über ihren tapfern Begleiter zu lächeln. Sie sah jetzt auch mit großer Beruhigung, daß der junge schöne Mann durchaus keinem Räuberhauptmann glich, wofür ihn Kappler gehalten hatte.

Willer bat um die Erlaubniß, die Damen bis zum Ausgange des Waldes geleiten zu dürfen, was gern zugestanden ward. Auf diesem Rückwege lernte die Gouvernante in dem Begleiter einen eben so gebildeten wie interessanten jungen Mann kennen, bei dem körperliche Schönheit mit geistigen Vorzügen in reizender Wahlverwandtschaft stand. Sie erkannte wohl, daß ein solcher Jüngling für das unbewachte Herz ihrer Pflegbefohlenen für die Länge nicht ohne Gefahr sein könne, und sie war froh, als man dem Ende des Waldes näher kam.

Was aber die gute Madame Chignon von der Länge der Zeit für Clara befürchtet hatte, war schon in Erfüllung gegangen. Der Anblick des jungen, schönen Mannes, das spätere Zusammentreffen mit demselben, die bezaubernde Irrfahrt im Walde, hatte einen himmlischen Funken in die Brust der Jungfrau geworfen, der bald zur beseligenden Flamme emporschlagen sollte.

Bei dem Studenten war dasselbe der Fall. Er kam sich wie verklärt vor und zählte den heutigen Tag zu den schönsten seines Lebens.

Auf dem Heimwege erzählte Madame Chignon die Abenteuer, die sie mit Kapplern zu bestehen gehabt, bei welcher humoristischen Mittheilung Clara und Willer oft laut auflachen mußten.

So hatte man fast das Ende des Waldes erreicht,

als plötzlich zur Linken Hundegebell, Geschrei und ein lautes Hussa! Hussa! erscholl; Madame Chignon glaubte die Stimme des Sportelschreibers wiederzuerkennen.

Wirklich brach auch gleich darauf ein mächtiger Jagdhund aus dem Buschwerk, dem sein Herr, der Hegereiter, folgte. Zu gleicher Zeit arbeiteten sich zwei riesige, mit Aexten bewaffnete Holzhauer durch das Gesträuch.

Alle Drei machten, etwas verdutzt, Halt, als sie die drei friedlichen Spaziergänger, den Studenten mit den beiden Damen, des Wegs daher kommen sahen, während die Stimme des noch unsichtbaren Sportelschreibers im Hintergrunde fortwährend ihr Hussa, sa sa, sa, Hector! schrie.

Endlich steckte er den Kopf behutsam aus dem Gebüsch, und als er den Studenten erblickte, rief er:

„Das ist der große Räuber, der Jungferndieb, der Schobri, packt ihn, Ihr Leute, das dankbare Vaterland wird Euch diesen Dienst nimmer vergessen."

„Der Kerl muß verrückt sein," sprach der Hegereiter zu den Holzhauern, indem er ehrerbietig seine Mütze vor den Vorübergehenden zog, worunter er das Fräulein seiner gnädigen Herrschaft nebst ihrer Gouvernante erkannte, „oder er hat uns zum Narren gehabt."

„Was," riefen die Axtbewaffneten wie aus einem Munde, „der Kerl uns zum Narren gehabt? Ei da soll ihn das Donnerwetter dreiunddreißig Millionen Meilen in den Erdboden schlagen; wir hängen ihn bei den Beinen an den ersten besten Baum."

Der Sportelschreiber, welcher mit Entsetzen den fürchterlichen Fluch vernahm, wartete das haarsträubende Vorhaben nicht ab, sondern benutzte seine bedrohten Beine vor allen Dingen dazu, so schleunig

als möglich aus der Nähe dieser desperaten Menschen zu kommen.

Hector, so wie die Holzhauer hatten große Lust, dem Flüchtling nachzusetzen, aber der Hegereiter hielt sie zurück.

„Laßt den Narren laufen," sprach er, „wir tragen selbst die Schuld, daß wir in den April geschickt worden sind, warum glaubten wir seiner Anzeige; ich dächte, sie wäre abgeschmackt genug gewesen."

Unterdeß war Willer mit den Frauen in's Freie gelangt. Es that Madame Chignon fast wehe, der Gesellschaft des höchst angenehmen Begleiters entsagen zu müssen. Unter den vielen jungen Männern, die sie auf ihrem Lebenswege Gelegenheit hatte kennen zu lernen, war keiner dem Ideale der Männlichkeit, welches sie sich gebildet hatte, so nahe gekommen, als dieser Fremdling. Hier war keine Spur von jener Härte zu finden, die Frauen so leicht verletzt und in welcher sich häufig die gebildetsten Jünglinge gefallen; aber auf der andern Seite vermißte man auch jene Weichlichkeit und Süßlichkeit, die die jungen Modeherren und Elegants so übel kleidet.

Madame Chignon hatte sich vergeblich den Kopf zerbrochen, wer der liebenswürdige junge Mann wohl sein möge. Im Laufe des Gesprächs war ihr bekannt worden, daß er nicht von hier sei und nur vor mehren Jahren auf kurze Zeit diese Gegend besucht habe. Nach seiner kraftvollen, edlen Haltung, der saubern, obschon etwas studentischen Kleidung konnte er, nach Madame Chignon's Meinung, nur von sehr guter Familie, wo nicht gar von Adel sein. Letzteres wünschte sie sogar, denn dann war leicht die Möglichkeit vorhanden, daß er auch auf dem Ehrenberge erscheinen und einen Besuch abstatten werde.

Auf die Frage der Madame Chignon, ob er Verwandte in hiesiger Gegend besitze, war die Antwort gewesen, daß ihm ein Oheim in Neukirchen lebe, dem er für das mannigfache Gute, so er ihm erzeigt, zu vielem Danke verpflichtet sei; außerdem kenne er nur noch einen Mann in dieser Stadt genauer.

Madame Chignon durchlief alle adeligen Oheims von Neukirchen, welche sich eines so ausgezeichneten Neffen zu erfreuen haben könnten, ohne auf ein befriedigendes Resultat zu stoßen. Alle diejenigen diversen Herren Neveus, die ihr bekannt waren, konnten, was namentlich den Geist betraf, einen Vergleich mit dem interessanten Begleiter im Entferntesten nicht aushalten.

Fräulein Clara ging in ihrer Beurtheilung des Studenten weit einfacher zu Werke, als ihre Gouvernante. Sie kümmerte sich wenig um Herkunft, Familie und Stand desselben. Ihr Herz, dem mit Vernunft nicht beizukommen war, erklärte laut und unverholen: Diesen oder Keinen könntest Du lieben.

Endlich gelangte das Kleeblatt zu dem Wege, der direct nach dem Ehrenberge führte. Der Student beurlaubte sich, um seine Wanderung längs dem Werlaufer nach der Stadt fortzusetzen.

Madame Chignon übernahm es, ihm auf das Verbindlichste für die Dienste, so er dem Fräulein geleistet, zu danken und sich nebst Clara freundlichst zu empfehlen.

Bei diesem feierlichen Acte aber konnte es die weibliche Neugier der ältern Dame doch nicht über sich gewinnen, schließlich um den Namen ihres Begleiters zu bitten.

„Ich heiße Carl Willer," sprach, sich höflichst verneigend, der Student, und trat seinen Weg nach der Stadt an. Aber je weiter er sich von den bei-

den Frauen entfernte, die, eine jede in ihre Gedanken vertieft, langsam dem Schlosse zuschritten, desto lauter schlug sein Herz, desto mehr erfüllte sich dieser heilige Raum mit Clara's Bilde. Wiederholt blieb er stehen und schaute der Engelgestalt im himmelblauen Kleide nach. Er konnte noch deutlich erkennen, wie sie mit der Gouvernante über die Werlabrücke ging; dann verschwand sie hinter einem Wäldchen von schattendem Flieder. Rings standen die Wiesen, durch welche Willer's Pfad führte, in stiller Blumenpracht, aus den Waldbergen zur Linken tönte der Vögel Gesang, zur Rechten rollten die blauen Wellen der Werla, die Luft war geschwängert von dem Aroma zahlloser Blüthen, rings athmete tiefer Frieden; über den Himmel zogen die rothen Abendwolken und darunter wandelte ein Jüngling, in dessen Brust die Liebe ihre ersten, heiligen Funken geworfen hatte.

Sie oder Keine! das war der einzige Gedanke, der sein ganzes Wesen mit namenloser Wonne erfüllte. —

Freund Kapplern war es endlich gleichfalls gelungen, sich aus dem Walde herauszufinden und das freie Feld zu erreichen, obschon er aus Furcht vor den entmenschten Holzhauern, wie weiland Robinson Crusoe, als er die Todtengebeine erblickte, mehrmals im Kreise umhergerannt, so daß er lange Zeit den Ausgang des Waldes nicht zu entdecken vermochte und fast auf den Verdacht gerieth, wahrhaft behext zu sein. Endlich schimmerte die grüne Landschaft durch die alten Buchen und der Sportelschreiber, von der Parforcejagd zu Tode gehetzt, warf sich voller Desperation in das erste beste Kleefeld, woselbst er etwas zu Athem gelangte.

Kappler's Zustand war keineswegs beneidenswerth. Er war physisch und moralisch in gleichem Grade zu

Boden gedrückt. Er hatte abermals die im Leben so traurige Erfahrung gemacht, wie das Laster triumphire, während die Tugend verfolgt wird. „Unangefochten," sagte der Sportelschreiber zu sich, „konnte dieser verbrecherische Räuberhäuptling seinen Weg fortsetzen und noch dazu in höchst angenehmer und anständiger Gesellschaft, in Begleitung des schönen Fräuleins, auf welches er es unbestritten abgesehen hat, während ich unschuldiges Wesen an den Beinen aufgehangen werden sollte und wie ein angeschossener Eber durch Dick und Dünn gehetzt wurde. Was hatte ich mir's für Mühe kosten lassen, welche Beredtsamkeit hatte ich aufbieten müssen, um den Hegereiter und die phlegmatischen Holzhauer zu bewegen, daß sie mir folgten, um den Jungfernräuber gefangen zu nehmen. Was war der Lohn? Hätte mir Gott nicht so ausgezeichnete lange und behende Beine verliehen, gleich einem Sumpfvogel, so fehlte nicht viel, und das dem Verbrecher gebührende Mißgeschick brach über mich herein. Der Himmel schütze das gnädige Fräulein, ich kann jetzt in der Welt nichts mehr für sie thun. Denn gesetzt auch, ich zeigte den Vorfall dem Amtmanne Löffler an, so bezweifle ich sehr, daß der ungläubige Mann meinen Worten Glauben beimessen würde; ich würde schwören sollen, und davor soll mich der Himmel gnädiglichst bewahren; eure Rede sei Ja, Ja, Nein, Nein; was darüber, ist vom Uebel. Wir stehen Alle in der Hand des Herrn, somit auch das gnädige Fräulein, der liebe Gott ist mächtiger als ich armer Sportelschreiber. Er wird sich ihrer hülfreich annehmen. Ferner geht der Krug so lange zum Wasser bis er den Henkel verlierte; ich müßte mich sehr irren, wenn das nicht über kurz oder lang mit dem Räuberhauptmann der Fall sein wollte. Eh' er

sich's versieht, wird er in die Hän[illegible] irdischen Gerechtigkeit gefallen sein; Niemand [illegible] seinem verdienten Geschick."

Nachdem der Sportelschreiber auf diese Art sich getröstet und hinlänglich entschuldigt zu haben glaubte, daß er beim besten Willen für Fräulein Clara nichts mehr thun könne und die Räuberangelegenheit auf sich beruhen lassen müsse, stand er von seinem Kleelager auf und wanderte, sehr mißverstimmt, der Stadt zu.

In seiner Wohnung angekommen, hatte er nichts Angelegentlicheres zu thun, als die unerhörten Abenteuer, Gefahren und Drangsale des heutigen Tages sorgfältig in sein Tagebuch, das er mit großer Sorgfalt führte, einzutragen.

Siebentes Kapitel.

Willer's Besuch beim Hofcommissair.

Der Hofcommissair Eccarius war in seinem Blumengarten beschäftigt, um die von einem Gewittersturm losgerissenen Nelken an ihre Stäbe zu binden, als sich der relegirte Karl Willer bei ihm melden ließ.

„Heureka!" rief Eccarius freudig, den in den Garten Tretenden treuherzig die Hand schüttelnd, ‚willkommen in Neukirchen! Nun, der Examen brillant abgelaufen? Erste Censur, gratulire. Der Onkel wird fidel sein; schon bei ihm gewesen?"

„Noch nicht," erwiederte Willer, „auch bedaure ich, Ihre Gratulation nicht annehmen zu können."

„Wie s[illegible]undigte sich der Hofcommissair und schaute frage[illegible]f; „doch vor allen Dingen,“ fuhr er, ohne den Studenten zu Worte kommen zu lassen, fort, „Platz genommen, sich's bequem gemacht. Hier in der Jelängerjelieberlaube ist ein freundlich Oertchen, man sitzt bequem und hat eine angenehme Aussicht. He, Johann, Rosine, ein Fläschchen von Nummer Siebzehn, Pfeifen und Cigarren!“

Nachdem Willer Platz genommen, theilte er unverholen und der Wahrheit getreu sein Mißgeschick mit. Er erzählte seine mannigfachen Renconter mit den akademischen Behörden, den zu Wasser gewordenen Fackelzug und seine hierauf erfolgte Relegation.

Eccarius hatte der Erzählung mit der ungetheiltesten Aufmerksamkeit und dem sichtbarsten Interesse zugehört. Wie Willer zu Ende war, eilte er auf ihn zu und umarmte den Studenten mit einer Heftigkeit, die man seinem gesetzten Charakter gar nicht zugetraut hätte.

„Die Prinzessingeschichte ist zu schön!“ rief er; „wie diesem academischen Senate, sollte es allen kriechenden Schwanzwedlern ergehen, an welchen unser gutes Vaterland leider so reich ist. Fürwahr, es wäre kein Wunder, wenn die Großen dieser Erde an einer edleren Menschheit irre würden und alle Untergebenen wie Sklaven behandelten, da letztere es so häufig sich angelegen sein lassen, in wahrhaft hündischer Demuth den Gewaltigen die Füße zu lecken. Mich wundert, daß sich der academische Senat nicht lieber vor den Wagen der Prinzessin kuppelweise einspannte, wie weiland die Göttinger Studenten vor die Equipage der Demoiselle Sonntag. Nein, mein verehrter junger Freund, da haben Sie vollkommen Recht gehandelt. Diese Relegation kann Ihnen nur zur Ehre

gereichen. Doch auf welcher Universität gedenken Sie Ihre Studien fortzusetzen und zu beendigen?"

Willer zuckte die Achseln.

„Eigentlich war ich Willens, das Jus ganz an den Nagel zu hängen, nach Amerika auszuwandern, und daselbst Ansiedler zu werden. Die alte Welt will mir nicht mehr behagen."

„Da geht es Ihnen wie mir," antwortete Eccarius; „aber ich fürchte nur, da unter uns steht es kein Haar besser, als hier oben. Es sind ebenfalls Menschen, die ihr leidenschaftsvolles Leben und Treiben führen. Dies hat mich in Europa zurückgehalten. Ich kann daher Ihr Vorhaben, das Jus aufzugeben, so wie Ihre Auswanderungsideen schlechterdings nicht billigen. Sie müssen durchaus Ihr Examen machen und Advocat werden. Das fehlte noch, daß die Rechtschaffenen auswandern und die zahlreichen gewissenlosen Leute zurückbleiben. Nein, junger Freund, daraus kann nichts werden; das gebe ich nimmermehr zu. Ein rechtschaffener Mann, der in der jetzigen egoistischen Zeit Kopf und Herz auf dem rechten Flecke hat, ist nicht mit Golde zu bezahlen."

„Aber mein Oheim," gab der Student zu bedenken, „wird sich unter bewandten Umständen sicher zu keiner weitern Unterstützung verstehen."

„Possen," lachte der Hofcommissair, „wenn der Alte nichts herausrückt, sind wir auch noch da. Seien Sie außer Sorge. Ich schieße Ihnen vorerst die erforderliche Summe zur Absolvirung Ihrer Studien vor. Sie brauchen sich wegen der Rückzahlung kein graues Haar wachsen zu lassen, da ich dieselbige erst dann verlange, sobald Sie Ihr Auskommen haben. Wenn Ihr Onkel sieht, daß es Ihnen mit der Juristerei Ernst und das Examen glücklich bestanden ist,

wird er für die zwei bis drei dürren Jährchen seine milde Hand nicht verschließen; da kenne ich den Alten. Uebrigens rathe ich Ihnen keines Falls, Ihre praktische Lehrzeit im hiesigen Amte zu verbringen. Der Horizont hier ist zu eng begrenzt und bietet durchaus kein Terrain für einen künftigen tüchtigen Advocaten. Nein, Sie müssen nach der Residenz; ich werde dafür sorgen, daß Sie dort in die Expedition des ersten Advocaten des Landes, dem ich befreundet bin, gelangen. Da kommen Sachen und Fälle vor, die sich hören lassen, das ist eine Ihnen würdige Schule. Sobald Ihre Specimina approbirt, habilitiren Sie sich in Neukirchen. Für Praxis lassen Sie mich sorgen. Binnen Kurzem müssen Sie alle Hände voll zu thun haben. Ich habe zu Ihnen ein Vertrauen, wie zu keinem unserer hiesigen Rechtsanwalte. Nur nicht verzagt. Aller Anfang ist schwer."

„Edler Mann," sprach Willer, dem eine Thräne nahe war, indem er dem Hofcommissair die Hand reichte, „es ist zu viel, was Sie mir da bieten; ich kann das nicht annehmen, für solche Großmuth kennen Sie mich zu wenig."

„Ich kenne Sie allerdings nur insofern," erwiederte Eccarius, „als daß ich Sie für dies Anerbieten, das ich Ihnen mache, vollkommen würdig halte."

„Wohlan," versetzte der junge Mann nach einer Pause mit Feuer, „ich mache von Ihrer Güte Gebrauch und beim Himmel, Sie sollen sich in mir nicht getäuscht haben. Mein Loos ist entschieden; ich athme wieder frei und der kleine Sturm beim Onkel wird zu überstehen sein."

„Nach meinem Dafürhalten," meinte der Hofcommissair, „ist es das Beste, wir lassen den Inspector von wegen der Relegation gänzlich in Unkenntniß.

Wenn der Alte die Prinzessingeschichte erfährt, ich glaube, er reist mit umgehender Post Ihrer Durchlaucht nach und bittet Hochdieselbe fußfällig, daß man die hohe Ungnade, so sein ungerathener Neffe und Pathe sich habe zu Schulden kommen lassen, nicht auf ihn übertrage. Nach seinen Ansichten sind Sie in Betreff Ihres Verhaltens, das die Relegation nach sich gezogen hat, der größte Verbrecher auf dem Erdboden. Er ist im Stande, Sie auf der Stelle zu enterben. Nein, warum ihm und Ihnen unnöthigerweise solche Unannehmlichkeit bereiten?"

Willer erkundigte sich jetzt eines Nähern nach seinem Onkel.

„Wenn mich nicht Alles trügt," sagte er, „so muß seit einiger Zeit eine seltsame Veränderung seines Charakters vor sich gegangen sein. Seine letzten Briefe waren bei weitem milder als die frühern. Er muß sogar fromm geworden sein, denn er hat mich wiederholt aufgefordert, stets Gott vor Augen zu haben und auch den Kirchenbesuch nicht zu vernachlässigen. So viel ich mich aber entsinne, gehörte der kirchliche Sinn früher nicht zu seinen Leidenschaften.

Eccarius lächelte.

„Das hat seine eigene Bewandtniß," versetzte er, „Ihr Oheim war noch vor nicht langer Zeit auf recht schlimmen Wegen. Er stand sogar in Gefahr, ganz den Schlingen eines listigen und koketten Frauenzimmers zu erliegen. Ja, kaum sollte man's glauben, hatte es diese Person doch schon dahin gebracht, daß der schwache Alte im Begriffe stand, Sie gänzlich zu enterben und die verschmitzte Heuchlerin zu alleiniger Universalerbin einzusetzen. Es war hohe Zeit, daß sowohl zu seinem wie zu Ihrem Heile etwas geschah. Ich unternahm es, vermittelst eines unschuldigen Be-

trugs, dem Alten in's Gewissen zu reden und ihn auf bessere Wege zu bringen."

Der Hofcommissair erzählte jetzt dem mit großem Interesse zuhörenden jungen Manne die Geschichte mit der Todtenfrau, dem Todtengräber und dem verhängnißvollen Billet, welche drei Dinge einen so großen Eindruck auf den ehemaligen Freigeist hervorgebracht hatten.

„Die erste gute Folge hiervon war," fuhr Eccarius in seiner Erzählung fort, „daß Sonnenschmidt genauere Nachforschungen über das bewußte Frauenzimmer anstellte, sich allmälig überzeugte weß Geistes Kind sie sei, sich von ihr zurückzog und das bereits aufgesetzte Testament vernichtete."

„Wie soll ich Ihnen danken!" sprach Willer, dem Hofcommissair wiederholt die Hand drückend, „Sie haben sich des Verblendeten so menschenfreundlich angenommen!"

„Doch wie sich die Extreme im Leben oft berühren," erzählte Eccarius weiter, „so auch bei Ihrem Onkel. Der niedergedonnerte Freigeist ging in sich, ward gottesfürchtig und näherte sich wieder der Geistlichkeit, mit welcher er nie auf befreundetem Fuße gestanden hatte. Diese glaubte sich des wiedergefundenen Schafes mit Feuereifer annehmen und den armen Sünder tüchtig packen zu müssen, damit er nicht wieder eschappire, und heizten der geängsteten Seele dermaßen ein, daß sie vor Entsetzen über den flammenden Höllenpfuhl hätte aus der Haut fahren mögen. Kurz, Ihr Herr Onkel, der große Freigeist von Neukirchen, der noch vor wenigen Monden bei einem Kruge gut abgegohrenen Lagerbieres Himmel und Hölle für durchaus fabelhafte Localitäten erklärte, ist bereits ein reuig Sündenlamm und tüchtiger Betbruder geworden. Wenn

unsere orthodoxe Clerisei so fortfährt, den schwachen Mann für's Himmelreich zuzureiten, kann er auf Erden noch die schönsten Dummheiten begehen. Gedenken Sie des Spruchs von Goethe: „„Die Kirche hat einen guten Magen."" Doch für diesen Fall bin ich auch noch da und werde nicht unterlassen, ein nachdrücklich Wort dazwischen zu rufen. Aber dann ist es auch Ihrerseits, mein junger Freund, höchst nöthig, daß Sie sobald wie möglich Ihr Ziel zu erreichen suchen. Sind Sie einmal als geachteter Advocat in loco, wird der Alte Sie allen Andern vorziehen."

„Ich gebe Ihnen mein Wort," erwiederte Willer mit Wärme, „und ich hoffe, Sie sollen mit mir zufrieden sein."

Von dem Inspektor kam die Rede auf die anderweitigen Neukirchner Zustände, namentlich was die Geselligkeit und das Verhältniß zwischen Adel und dem Bürgerthume betraf. Hier nun war der Hofcommissair ordentlich froh, einmal eine gleichgesinnte Seele gefunden zu haben, welche ihn verstand und gegen die er sich unverholen aussprechen konnte.

Wiederholt schlug Willer die Hände über dem Kopfe zusammen, als Eccarius von dem obwaltenden Kastengeist, dem übermäßigen adeligen Hochmuthe und der bürgerlichen Demuth referirte.

Willer, direct von einer Universität kommend, wo der Adel nicht im Geringsten bevorzugt, ja fast ganz ignorirt wurde, überdies von Natur jeder privilegirten Bevorzugung abhold, würde der Mittheilung seines Gönners und Freundes schlechterdings keinen Glauben beigemessen haben, wenn sie nicht aus zu wahrheitsliebendem Munde gekommen wäre.

„Ja, ja," lächelte Eccarius, nachdem er mehre Anecdötchen aus der neuesten Neukirchner gesellschaft-

lichen Chronik mitgetheilt hatte, „das wird Ihnen Alles unerhört erscheinen und doch ist's so. Damit Sie aber sehen, daß ich Ihnen wirklich keine Märchen vorerzählt habe, so seien Sie morgen mein Gast auf unserm Harmonieballe. Ihr Herr Onkel ist bereits so fromm geworden, daß er auf Bälle und ähnliche lärmende Lustbarkeiten seit einiger Zeit verzichtet, daher kommen Sie mit mir. Sie werden da wiederholt Gelegenheit haben, sich von der Wahrheit meiner Erzählung zu überzeugen."

Gern nahm Willer die Einladung des Hofcommissairs an und freute sich nicht wenig, die Abnormitäten dieses kleinstädtischen Kastengeistes con amore beobachten zu können.

Der duftende Scharlachberger, der aus den grünen Römern lieblich über die Zunge rieselte, so wie die wohlthuende Bonhommie des Hofcommissairs schloß dem Studenten das Herz immer mehr auf. Er erzählte mit Begeisterung sein gestriges Abenteuer im Walde und sein romantisches Zusammentreffen mit der reizenden Clara von Löwenstern.

„Alle Wetter, so hoch hinaus?" lachte der Hofcommissair; „indeß hier, mein Freund, lassen Sie sich die Hoffnung zu einer nähern Bekanntschaft vergehen. Die Löwenstern's gehören zu den Stolzesten des hiesigen Adels; wer da nicht seine sechzehn Ahnen auf dem Rücken, ist kaum zutrittsfähig."

„Was da, Ahnen," rief Willer in seliger Rückerinnerung, „Sie oder keine heirathe ich."

„Hoh, hoh," meinte Eccarius in Einem fortlachend, „wollen Sie nicht gleich die Königin von England freien?"

„Was ist eine Victoria gegen diese vom Himmel gefallene Blume," fuhr der junge Mann leidenschaft-

lich fort. „Ich wiederhole es nochmals, wenn ich Die nicht zur Gattin bekomme, bleibe ich ledig zeitlebens.“

Wie sehr dem Hofcommissair diese hochstrebende Art und Weise gefiel, so lag doch die Hoffnungslosigkeit dieser Liebe zu sehr vor Augen, als daß er die ganze Sache anders als für einen Scherz hätte nehmen sollen. Anstatt also solche unfruchtbare Flamme zu nähren, fuhr er in launigem Tone fort:

„Was Sie für ein Glückskind sind, da trifft sich's ja gerade, daß Sie morgen Ihre Prinzessin Turandot werden zu sehen bekommen.“

„Wie so?“ frug freudig erregt der Jüngling.

„Unfehlbar erscheint sie auf dem Balle,“ erwiederte Eccarius.

„Das ist herrlich, da kann ich mit ihr sprechen, ja sogar tanzen!“

„Beides dürfte seine eignen Schwierigkeiten haben,“ meinte der Hofcommissair.

„Warum? So ich mich noch von gestern her erinnere, spricht der Engel ganz allerliebst und tanzen wird er gewiß auch wie eine Sylphide.“

„Ich bezweifle beides nicht,“ fuhr Eccarius fort, „nur kann ich mich nie eines Falles entsinnen, daß auf einem unserer Harmoniebälle ein Bürgerlicher mit unserm sogenannten hohen Adel gesprochen oder gar getanzt hätte.“

„Ist es in den Statuten verboten?“ frug Willer.

„Das nicht,“ erwiederte der Hofcommissair, „im Gegentheil genießen alle Mitglieder, so wie die mitgebrachten Gäste gleiche Rechte.“

„Wohlan,“ sprach der Student, „was nicht verboten, ist erlaubt, so werde ich mit der höhern Noblesse tanzen, versteht sich, hübsch muß sie sein.“

„Freund, Engel," rief der Hofcommissair aufspringend und Willern stürmisch umarmend, „Sie hat ein Gott gesendet. Wenn Sie als Bürgerlicher es wagen wollten, eine solche hochnäsige Neukirchner Prinzessin zum Tanze aufzufordern, blos um dieser übermüthigen Aristokratie zu zeigen, daß es noch Leute in der Welt gibt, die den Muth haben, unser gottverlassenes bürgerliches Publikum zu verblüffen, zu Oelgötzen und Bildsäulen zu verwandeln; ich lasse Sie in Gold und Rahmen fassen."

„Sie belieben zu scherzen, Herr Hofcommissair," lachte Willer, „was wäre das für eine Heldenthat, mit solch' einem adeligen Fräulein zu tanzen?"

„Eben weil es keine Heldenthat ist," erwiederte eifrig Eccarius, „kann mich's ärgern, daß nicht Einer von unsern jungen Bürgerlichen so viel Courage besitzt, das außerordentliche Wagniß über sich zu gewinnen. Diese verblüffte Blödigkeit des Bürgerstandes, diese kolossale Demuth ist die alleinige Stufe, auf welcher der Adel die scheinbar schwindelnde Höhe erstiegen hat. Beim Himmel, stünde ich nicht bereits in so vorgerückten Jahren, daß mir der Kopf grau geworden, es sollte mir zum Seelengaudium gereichen, wie toll mit dieser adeligen Sippschaft einher zu springen und sollt' ich mir die Seele aus dem Leibe tanzen; nicht aus Vorliebe für den Tanz, dieser war mir schon in der Jugend eine Plage, sondern lediglich meinem Principe zu Gefallen."

„Ich muß gestehen," sprach der Student, „es ist weit gekommen in diesem Neukirchen; indeß da ich ein Fremder bin, wird mir es weniger angerechnet werden, wenn ich gegen die hier üblichen sonderbaren Sitten und Gewohnheiten verstoße."

„Ich sage Ihnen," fuhr Eccarius freudig fort,

„wenn Sie morgen ein adeliges Fräulein zum Tanze auffordern, alle unsere Chronikenschreiber malen dieses außerordentliche Ereigniß mit Fracturbuchstaben in ihre Folianten."

„Da kann man hier auf sehr leichtem Wege zur Unsterblichkeit gelangen."

„Allerdings," versetzte der Hofcommissair, „nur daß diese Unsterblichkeit von keinem großen Belang ist. Doch verehrter Freund, daß wir nicht eins in's andere reden. Da Ihr Oheim von der Prinzessingeschichte und der Relegation nichts wissen soll, so müssen wir uns auf eine Nothlüge besinnen, um Ihre Anwesenheit in Neukirchen zu rechtfertigen."

„Ich habe schon hin und her gesonnen," erwiederte Willer, „der Ohm wird nicht kleine Augen machen, wenn er mich hier sieht."

„Das Beste und Glaubhafteste wird sein," fuhr der Hofcommissair fort, „wir machen ihm weiß, daß ich Ihnen ein Stipendium verschafft habe, dessen Erhebung Ihre persönliche Anwesenheit erheischt. Der Inspector weiß, daß ich über Stipendien zu verfügen habe, wird sich freuen und die Sache ganz in der Ordnung finden."

„Ich bin hiermit vollkommen einverstanden," sprach der Student, „und es bliebe nur eine Frage zu beantworten, die Wahl einer andern Universität."

„Gehen Sie auf die kurze Zeit, die Sie noch bedürfen, nach M.," rieth Eccarius. „Wir leben mehre angesehene Freunde daselbst, welche Ihnen von manchem Nutzen sein können."

Willer nahm auch diesen Vorschlag mit großem Danke an.

„Aber was soll der Onkel von dem Besuche einer andern Universität denken?" frug er. „Es ist dies

nächst unserer Landesuniversität bereits die dritte Hochschule, die ich besuche."

„Wir sagen," erwiederte Eccarius, „das Stipendium verlange es so; und da dieses, wie wir vorgeben, sehr bedeutend ist, so ist er viel zu ökonomisch, als daß er den Wechsel des Studiumortes nicht billigen sollte, zumal wenn sein Beutel dabei nicht in Anspruch genommen wird."

Bei der Erzählung Willer's von seinem gestrigen Zusammentreffen im Walde mit dem Fräulein von Löwenstern hatte er auch mehrmals des sonderbaren Kauzes erwähnt, der unter dem alten Lindenbaume gesessen hatte. Der Hofcommissair erkundigte sich eines Nähern und erkannte sogleich, daß fragliche Person Niemand andres, als der Sportelschreiber gewesen sei.

Er mußte laut auflachen, als Willer sein Abenteuer mit Kapplern ausführlich vortrug; doch bald nahm er wieder eine scheinbar sehr ernste Miene an und sprach:

„Aber wissen Sie auch, Verehrtester, daß Sie da einem meiner intimsten Freunde gar übel mitgespielt haben?"

Der Student blickte den Sprecher mit ungläubigem Lächeln an. Der Hofcommissair fuhr fort: „Es ist nicht anders, jener menschenfreundliche Mann war der Neukirchner Stadtsportelschreiber Kappler, der unter meinem speciellen Schutze steht und den nur ein Fremdling, wie Sie, ungestraft verletzen darf."

Er theilte nun Kappler's Charakteristik mit, welche Willer durch das Benehmen des sonderbaren Kauzes vollkommen gerechtfertigt fand.

„Dieser Kappler ist von Kopf bis Zehe Original," fuhr Eccarius fort, „aber ein Original, das man trotz seiner Sonderbarkeiten achten und lieben muß.

Es ist unstreitig der beste Mensch von ganz Neukirchen. In ihm ist nicht ein falscher Blutstropfen. Gleichwohl würde dieser im Leben höchst unbehülfliche Mann der spottsüchtigen Welt eine ergötzliche Beute geworden sein, wenn ich mich nicht des Armen, ohne daß er eine Ahnung davon hat, schon seit geraumer Zeit angenommen hätte. Man weiß das und hütet sich, der getreuen Seele zu nahe zu treten.

„Ich freue mich, seine Bekanntschaft zu machen," gestand Willer, „und hoffe, ihm dann mildere Gedanken über meine werthe Person beizubringen."

„Ich werde die Sache schon einrichten," versprach der Hofcommissair, „daß Sie hier bei mir mit ihm zusammentreffen. Dann sollen Sie aber die Augen sehen, wenn er den Haupträuber als meinen Freund wiederfindet."

Die Beiden verblieben noch geraume Zeit bei einander; dann verabschiedete sich Willer, um seinem Oheim Sonnenschmidt einen Besuch abzustatten.

Achtes Kapitel.

Außerordentliches Ereigniß, das sich auf einem Neukirchner Harmonieballe zuträgt.

Es war ein naßkalter Frühlingsabend; wieder stand der festlich geschmückte Saal des Neukirchner Rathhauses in festlicher Erleuchtung. Die Harmoniegesellschaft beschloß, wie dies alle Jahre zu geschehen pflegte, ihre Wintersaison mit einem glänzenden Balle. Wie-

der kam der Adel der Stadt und Umgegend angefah-
ren in eignen und geliehenen Equipagen, während di
bürgerlichen Herren und Damen bescheiden zu Fuß
nach dem Rathhause eilten.

Der Hofcommissair mit seinem Gaste, dem Stu-
denten Willer, hatte sich ziemlich früh eingefunden
um das Leben und Treiben des Balls gleich vom An-
fange an beobachten zu können. Sonnenschmidt wa
trotz den Bitten seines Neffen nicht zu bewegen gewe-
sen, dem Balle beizuwohnen.

Der Saal füllte sich immer mehr. So wie di
Damen zu der Hauptthüre herein waren, wendete
sich die Adeligen sogleich zur Rechten, während di
bürgerliche Flora links abschwenkte. Dies hatte Ze
und Gewohnheit so mit sich gebracht. Wider Er-
warten befanden sich heute eine ziemliche Anzahl vo
jungen männlichen Gästen auf dem Balle, größten
theils dem Adel angehörig. Willer, welcher sich mi
dem Hofcommissair, um besser beobachten zu können
fast ganz in den Hintergrund zurückgezogen hatt
ward daher im Anfange weniger bemerkt, als es außer
dem der Fall gewesen sein würde. Gleichwohl flo
mancher Blick aus schönen adligen wie bürgerliche
Augen von Zeit zu Zeit verstohlen nach der dunkel
Saalecke, wo Willer und Eccarius postirt standen
und unruhiger pochte manches Herz bei der verstoh-
lenen Frage: „Wer mag der wunderschöne jung
Mann sein?"

Da sich Willer fast einzig nur mit dem Hofcom-
missair unterhielt, so schloß die adelige Welt un
insbesondere die tanzlustigen adeligen Damen, un
zwar letztere mit hohem Verdruß, daß der interessant
Jüngling unmöglich zu den Ihrigen gehörigen könn
Die bürgerlichen Mädchen hingegen bemerkten m

geheimer Freude die Vertraulichkeit des schönen Fremdlings mit dem Hofcommissair. „Der tanzt sicher mit keiner Adeligen,“ sagten sie zu sich, „und nur mit uns, und tanzen muß er wie ein Engel.“

Hier und da hatte es die weibliche Neugier nicht über sich gewinnen können, bei den beiden Gesellschaftsvorstehern nach Namen und Stand des jungen Unbekannten zu fragen, aber diese wußten ebenso wenig, wie die Anfragenden. Sie zuckten mit den Achseln und erwiederten:

„Er scheint Gast des Hofcommissairs, und dieser hat ihn uns noch nicht vorgestellt.“

„Nun, das muß ich gestehen,“ meinte die dicke Oberlandrevisorin, welche vor Neugier brannte, denn sie besaß zwei heirathsfähige Töchter, „was sich der Eccarius herausnimmt; es ist unverantwortlich. Muß nicht jedes Mitglied seinen Gast dem Vorsteher vorstellen?“

„Allerdings,“ antwortete der gefragte Vorstand, „wenigstens steht's so in den Statuten der Gesellschaft.“

„Nun, da haben wir's,“ fuhr die Oberlandrevisorin mit Eifer fort, „erinnern Sie doch den Hofcommissair an die Gesetze; man weiß ja sonst in der That nicht, in welcher Gesellschaft man sich hier befindet.“

„Sie können ruhig sein, meine Gute,“ versetzte der Vorstand lächelnd, „der Eccarius führt sicher Niemanden ein, dessen sich die Gesellschaft zu schämen hätte.“

„Ei was,“ sprach die dicke Madame; „man will doch wissen wie und wo; das ist ja ganz natürlich, Doctor! sehen Sie ja zu, daß Sie es herausbekommen und theilen Sie mir dann den Namen insge=

heim mit; Sie können sich darauf verlassen, daß ich ihn Niemandem verrathe."

„Ei du alte Hexe," dachte der Vorsteher bei sich, „bei dir wäre ein Geheimniß aufgehoben."

Indeß war er durch die wiederholten Anfragen selbst neugierig geworden. Er ging daher wiederholt in der Nähe des Hofcommissairs vorüber, in der Hoffnung, dieser werde seinen Gast präsentiren; aber Eccarius schien den neugierigen Doctor gar nicht zu bemerken. Er war mit Willern zu sehr in's Gespräch vertieft, wozu das bunte Ballpublikum hinlänglichen Stoff darbot.

Der Student, welcher die kaum glaubbare Absonderung des Adels von dem Bürger hier mit eignen Augen sah, gerieth in die höchste Verwunderung.

„Nein," sprach er, „so arg habe ich mir's wahrhaftig nicht vorgestellt; ich glaubte bis jetzt immer, Sie, verehrter Freund, hätten in zu grellen Farben aufgetragen, als Sie mir gestern von dem hiesigen Kastengeiste erzählten, aber jetzt sehe ich wohl, daß Sie nur zu treu geschildert haben; ich bin nur begierig, wie das bei dem Tanzen werden soll; dort sitzt der Adel, hier das Bürgerthum. Jeder Stand muß da für sich tanzen, sonst begreife ich nicht, wie sie es anfangen wollen, um nicht durcheinander geschüttelt zu werden."

„Sehen Sie nur," bemerkte der Hofcommissair mit geheimem Gaudium, „wie sich Alle die Köpfe zerbrechen, wer Sie wohl sein mögen. Selbst der hohe Adel scheint sich lebhaft zu interessiren. Die armen Vorsteher möchten des Teufels werden ob der zahlreichen Nachfragen."

„Es ist hier wohl Gebrauch," frug Willer, „daß ein Gast den Vorstehern genannt wird?"

„Allerdings,“ erwiederte Eccarius, „aber das neugierige Volk kann immer noch ein Weilchen warten. Mich ergötzt diese unbefriedigte Neugier ungemein. Sehen Sie nur, da umkreist uns der Doctor Sachse mit Sperberaugen; er scheint speciell auf Kundschaft ausgeschickt.

„Es ist übrigens schade,“ fuhr der Hofcommissair fort, „daß Sie gerade mein Gast sind; Sie würden außerdem in weit größerem Maaße die Aufmerksamkeit des Adels auf sich ziehen. So aber ist über Sie schon der Stab gebrochen, ich nehme einige unschuldige junge adelige Damen aus. Meine Person kann bei dieser Coterie Ihnen unmöglich zum Credit gereichen.“

Der Vorsteher, Doctor Sachse, konnte jetzt seine Neugierde nicht länger bezähmen. Da Eccarius auch gar keine Anstalt machte, seinen mitgebrachten Gast herkömmlicher Weise zu produciren, trat er endlich mit höflicher Verbeugung zu dem Hofcommissair heran und wollte denselben in ein Gespräch verwickeln. Dieser ging aber darauf fast gar nicht ein und wandte sich immer wieder zu Willer, ihn bald auf dieses, bald auf jenes im Saale aufmerksam machend.

Dem Doctor wollte es das Herz abdrücken. Er mußte wissen, wer der Fremde sei; es koste was es wolle. Er wandte sich daher wie von ungefähr wieder zu dem Hofcommissair und frug so leise wie möglich:

„Der fremde Herr ist Ihr Gast, nicht wahr?“

„Allerdings!“ lautete die eintönige Antwort.

Jetzt wußte der Doctor so viel wie zuvor. Er kannte den Charakter von Eccarius zu gut, als daß er es hätte wagen sollen, mit der Thür in's Haus zu fallen und gerade Wegs nach Namen und Stand des Unbekannten zu fragen. Er suchte daher auf Umwegen sein Ziel zu erreichen.

„Ein höchst interessanter junger Mann,“ flüsterte er dem Hofcommissair von Neuem in's Ohr.

Dieser nickte bejahend, ohne sich durch die Bemerkung im Geringsten in seiner Unterhaltung mit Willern stören zu lassen.

„Weit her von hier?“ fuhr Sachse in seinem Examen fort.

„Sehr weit,“ erwiederte Eccarius.

„Wohl gar ein Verwandter von Ihnen?“

„Nein!“

„Auf der Durchreise begriffen, oder auf längeren Besuch hier?“

Jetzt war der Hofcommissair des Fragens überdrüssig. Er wandte sich unmuthig zum Doctor.

„Sie werden später, wo ich meinen Gast Ihnen vorstellen werde, das Nähere erfahren, und zwar ganz ausführlich; jetzt aber bitte ich, mich nicht fortwährend zu unterbrechen.“

Der Doctor trabte ab, so klug wie zuvor. Er hatte nur so viel erkundschaftet, daß der Fremde weit von hier zu Hause und mit dem groben Hofcommissair nicht verwandt sei. Das war allerdings nur eine dürftige Beute, die er gemacht hatte.

Kaum war er einige Schritte dahin, als er sich vor Fragen nicht zu lassen wußte.

„Wie lange ist es wohl her,“ frug Eccarius den Studenten, „daß Sie das letzte Mal hier waren?“

„Noch nicht vier Jahre,“ erwiederte Willer.

„Da müssen Sie sich außerordentlich verändert haben,“ fuhr der Hofcommissar fort, „denn es kennt Sie wirklich keine Seele mehr.“

„Die Ursache mag wohl darin liegen,“ meinte der junge Mann, „daß ich während meines nur ganz kurzen hiesigen Aufenthalts mich nie im Publico gezeigt habe.“

„Hätte ich Sie doch selbst kaum wieder erkannt," sprach Eccarius, „obschon wir vor noch nicht zwei Jahren mehre frohe Tage in Ihrer zeitherigen Universitätsstadt verlebten."

Während die Zwei noch mit einander sprachen und von der Neugier aus der Ferne nicht wenig beobachtet wurden, sprangen plötzlich beide Flügel der Hauptthüre auf und die Familie von Löwenstern auf Ehrenberg hielt ihren Einzug. Fräulein Clara in einem Kleide von rosa Atlas schwebte wie der junge Morgen neben ihrer gestrengen Frau Mutter. Ihnen folgte Madame Chignon, neben welcher ein Herr von Brandenstein ging, ein entfernter Verwandter Löwenstern's, der zum Besuche auf Ehrenberg eingetroffen war. Er zeigte, so viel man bei dem ersten Anblicke bemerken konnte, von vieler Selbstgefälligkeit. Ganz zuletzt erschien Herr von Löwenstern, der Vater der schönen Clara.

„Nun, jetzt werden Sie doch zufrieden sein," frug Eccarius lächelnd, auf die dahin wandelnde Familie zeigend, „aber ich kann Ihren Geschmack nur loben; Sie haben Recht, das Fräulein ist eine bezaubernde Erscheinung."

Willer vermochte kein Auge von der Geliebten zu verwenden, die ihm heute im glänzenden Ballkleide, unter Kerzenbeleuchtung noch feenhafter vorkam, als ehegestern im Walde.

Löwenstern's kam die ganze Crême der Neukirchner Noblesse den halben Saal entgegen. Clara ward von den Schwestern Bianca und Luitgard von Ponikau sogleich in Beschlag genommen und mußte sich zwischen Beide setzen.

Das Mädchen, welches heute zum ersten Male einem öffentlichen Balle beiwohnte, ließ schüchtern die

Blicke über die zahlreiche und glänzende Gesellschaft schweifen; da traf sie ganz am äußersten Ende des Saales auf Willer's großes flammendes Auge, das begeistert auf sie gerichtet war. Sie schrak zusammen und fuhr unwillkürlich mit dem Händchen nach der Gegend des Herzens, als habe sie einen plötzlichen Schmerz empfunden.

Die Ankunft Löwenstern's gab das Zeichen zu Eröffnung des Tanzes; der hohe Adel war jetzt vollkommen beisammen und auf die vielleicht hier und da noch fehlenden Bürgerlichen konnte nicht gewartet werden.

Eine prachtvolle Polonaise brauste vom Orchester. Die Paare ordneten und setzten sich in Bewegung. Der Reigen ward eröffnet von dem pensionirten General Kirchner und Frau von Ponikau. Diesem Paare folgte erst der hohe, dann der niedere Adel; ganz zuletzt erst, nachdem der Adel bereits zwei Mal den Saal durchschritten hatte, wagten es einige Bürgerliche, mit ihren Tänzerinnen sich schüchtern anzuschließen. Fräulein Clara wandelte, ein leuchtender Engel, neben Herrn von Fellenberg, der als Nachbar auf Ehrenberg sich diesen Tanz erbeten hatte.

„Nun ist's aber doch wohl Zeit," mahnte der junge Willer, „daß Sie mich, geschätzter Herr Hofcommissair, den Vorstehern präsentiren, denn ich habe, sobald die Polonaise vorüber ist, große Lust, an dem Tanze Theil zu nehmen."

„Ganz nach Ihrem Belieben, werther Freund," erwiederte Eccarius, und die Beiden verließen ihren Hinterhalt, um sich nach einem der Vorsteher umzusehen. Da brauchten sie nicht lange zu suchen. Doctor Sachse war sogleich bei der Hand.

„Herr Carl Willer," sprach der Hofcommissair,

seinen Begleiter vorstellend, „Student der Rechte und Neffe eines unsrer Harmoniemitglieder, des Herrn Inspectors Sonnenschmidt.“

Der Vorsteher war wie aus den Wolken gefallen. Er hatte nicht anders geglaubt, als der Fremde müsse, seinem stattlichen Aeußern nach, irgend ein vornehmer Ausländer sein, ein englischer Lord oder polnischer Starost oder französischer Graf oder dergleichen. Indeß war er dennoch froh, über den räthselhaften Fremden den vielen Fragern nun hinreichende Auskunft geben zu können. Er verbeugte sich mit dem Wunsche, daß sich Herr Willer recht amüsiren möge, und enteilte, unter dem Vorwande, daß dringende Geschäfte seiner harrten.

Binnen keinen zehn Minuten war die Nachricht über des unbekannten Gastes Namen und Stand dem sämmtlichen Ballpublikum bekannt und brachte den verschiedenartigsten Eindruck hervor. Der Adel ärgerte sich, an solch einem höchst unbedeutenden Subjecte, wie ein deutscher bürgerlicher Student ist, so regen Antheil genommen, während die bürgerliche Flora erfreut war, einen gewiß flotten Tänzer gewonnen zu haben.

Wie sehr auch Willer gewünscht hatte, bald auf dem Tanzsaale erscheinen zu können, so war doch während der ersten Tänze hieran nicht zu denken. Ein Schwarm von bürgerlichen Philistern hielt ihn umlagert; da er ein Neffe des allbekannten Sonnenschmidt war, so glaubte man weiter keine großen Umstände mit dem jungen Manne machen zu dürfen und voller guthmüthiger Zudringlichkeit behelligte man ihn mit einer solchen Masse von spießbürgerlichen Fragen, daß Willer endlich verzweifelt aufsprang und nach dem Hofcommissair suchte. Dieser, nachdem er seinen Gast

von den Philistern umlagert sah, hatte sich ganz still in eins der Nebenzimmer gedrückt, wo er mit geheimer Freude ein Glas Punsch verzehrte. Es erquickte nämlich seine humoristische Natur ungemein, den genialen Jüngling unter einer Menge ängstlicher Seelen und eingeengter Herzen voller altmodischer Ansichten und Gefühle zu erblicken.

„Ich bin begierig," sprach er zu sich, „wie lange es mein guter Studio unter diesen Thebanern aushalten wird?"

Er hatte kaum diese Worte gesprochen, als auch Willer bereits in's Zimmer trat und sogleich neben ihm Platz nahm.

„Hofcommissair, werthgeschätzter Freund," rief er leise, „ich bitte Sie um aller Heiligen willen, was ist das für eine Nation; aus welchem Jahrhundert sind die übrig geblieben?"

Eccarius mußte bei diesen Worten dermaßen lachen, daß ihm, da er gerade trank, einige Tropfen in die Luftröhre geriethen, wovon er den Husten bekam.

Als sich der Husten gelegt hatte, fuhr Willer in seiner Relation über die Philister fort, theilte mehre Fragen mit, die man an ihn gerichtet hatte, wobei sich der Hofcommissair vor Lachen wiederholt die Thränen aus den Augen trocknen mußte.

„Nun werden Sie doch endlich," frug er, „einen Begriff haben, was es mit einem Neukirchner Philister zu sagen hat?"

„Allerdings," erwiederte Willer, „das ist ja ein höchst merkwürdiges Geschlecht."

„Und Sie werden es jetzt auch in der Ordnung finden, wenn mir viel daran liegt, daß Sie sich einmal hier habilitiren. Dann stehe ich wenigstens nicht ganz allein diesem Volke gegenüber."

„Angenehm," versetzte der junge Mann, „kann ich mir das Leben hier unter abwaltenden Verhältnissen unmöglich denken."

„Doch, doch," meinte der Hofcommissair, „der Mensch gewöhnt sich an Alles; es lebt sich mit der Zeit ganz behaglich. Man kann nach und nach jedem Verhältnisse eine freundliche Seite abgewinnen. Freilich bedarf es hierzu einiger Philosophie."

Im Saale ward indeß, hauptsächlich was den Adel betraf, flott getanzt. Die als Gäste mitgebrachten jungen Cavaliere, meistentheils Söhne von adeligen Rittergutsbesitzern der Umgegend, thaten ihr Möglichstes, während die bürgerliche Flora ziemlich verlassen saß. Nur Wenige gelangten zum Tanze. Sehnsüchtige Blicke wurden nach der Thür geworfen, hinter welcher der Student Willer verschwunden war. Auf ihn war von Seiten des tanzlustigen weiblichen bürgerlichen Publikums so große Hoffnung gesetzt worden; jetzt schien auch diese in den Brunnen gefallen zu sein. Ein böses Geschick wollte es einmal, daß die bürgerlichen Mädchen auf den Harmoniebällen und Soiréen nicht tanzen sollten. Vergebens war wieder die schöne Toilette, womit man so viel Glück zu machen gehofft hatte.

„Es verlohnt sich wirklich nicht der Mühe," tönte es hier und da aus schönem Munde, „daß man nur die Harmonie noch besucht. Es ist diesmal gewiß das letzte Mal, daß ich hergekommen bin. Ich werde Vater und Mutter bitten, daß wir ganz heraustreten."

Dies waren die gewöhnlichen Reden an jedem Harmonieabende. Man gelobte jedesmal hoch und theuer, die ennuyante Gesellschaft nicht wieder zu besuchen und kaum war ein neues Einladeschreiben von

Seiten des Directoriums durch die Stadt gegangen, so konnten diejenigen, die sich das letzte Mal am meisten gelangweilt und geärgert und sich am bittersten gegen die Harmoniegesellschaft ausgesprochen hatten, am wenigsten die neue Soirée erwarten und die Toilette wurde sorgfältiger denn je überlegt. So ist der Mensch, und wenn ihm etwas zehn Mal mißlingt, so hofft er, daß es das eilfte Mal gelingen werde.

Auf den jungen Willer war man also äußerst übel zu sprechen, weil er sich nicht wieder blicken ließ. Man hielt es sogar für unartig, daß er als so naher Verwandter eines bürgerlichen Harmoniemitgliedes den Töchtern Neukirchens so gar wenig Aufmerksamkeit widme. Die guten Kinder ahnten nicht, daß der arme junge Mann zwischen ihren eigenen ehrwürdigen Vätern und Oheimen eingekeilt saß und nicht loskommen konnte.

Eccarius und Willer saßen noch eine geraume Zeit beisammen, da wurde vom Orchester ein neuer Galopp annoncirt.

„Wohlan," sprach aufstehend Willer, „von dem hiesigen Bürgerthume hab' ich einen Vorgeschmack bekommen; ich will nun mein Glück bei dem Adel versuchen."

Eccarius munterte ihn hierzu aus Leibeskräften auf.

„Ich habe gerade Lust zu tanzen," fuhr der Student fort, „und werde mir ein gnäd'g s Fräulein aussuchen. Welche sind denn die Capriciösesten, die ihren Abscheu vor dem Bürgerthume am wenigsten zu verbergen vermögen?"

„Kommen Sie, theurer Freund," sprach dienstfertig der Hofcommissair; „ich werde Ihnen aus der Ferne die Matadorinnen bezeichnen. Vorstellen kön=

nen Sie sich dann von einem der Vorsteher lassen; ich würde dieses Geschäft selbst gern übernehmen, aber ich stehe mit diesen Leuten in zu gespannten Verhältnissen, daß ich Ihnen nicht unnöthiger Weise schaden mag."

Die beiden nahmen jetzt wieder ihr voriges Plätzchen ein, von wo man den Saal gut überschauen konnte. Kaum hatten sie Posto gefaßt, als sie wieder die Blicke, namentlich der nichttanzenden bürgerlichen Damen, auf sich zogen.

„Ach, er ist doch wunderhübsch," flüsterte ein liebliches Lockenköpfchen dem andern zu. „Ach, welche Seligkeit," seufzte es hier und da, „wenn er dich erlösen und mit dir tanzen wollte." — „Der abscheuliche Hofcommissair," dachten andere, „ er ist allein Schuld, daß der Student nicht auf den Saal herauskommt, er läßt ihn ja gar nicht von sich. Weshalb hat er ihn denn mitgebracht, wenn er nicht tanzen soll?"

„Sie sehen hier die ganze Garnitur unserer jungen höchsten Noblesse," belehrte jetzt Eccarius seinen zuhorchenden Gast. „Da vor allen die stolzgebaute Dame im orangefarbenen Kleide mit dem modischen Kopfputze ist die Primadonna unserer hoffärtigen Aristocratie, sie bekommt Krämpfe, sobald eine bürgerliche Hand es wagen wollte, ihren gebenedeiten Leichnam im Tanze zu berühren; es ist Fräulein Bianca von Ponikau; sie übertrifft an Hochmuth und Adelsstolz selbst ihre Mama, welche kleine, etwas lebhafte Frau dort mit dem alten General Kirchner sich unterhält."

„Die fordre ich zum nächsten Tanze auf," sprach Willer rasch entschlossen.

„Die Alte?! Warum nicht gar," lachte der Hofcommissair.

„Nein, die junge, die Bianca."

„Recht so," sprach Eccarius, „versuchen Sie Ihr Glück. Ich gestehe, ich freue mich königlich auf die Geschichte."

Er rieb sich dabei mit geheimem Entzücken die Hände.

„Dann tanze ich mit Clara," fuhr Willer fort, „ich hoffe, die wird mir keinen Korb geben."

„Wenn sie ihrem Herzen folgen darf, gewiß nicht," erwiederte der Hofcommissair, „aber so sitzt das arme Kind in der hochadeligen Clique mitten drinnen. Ich glaube schwerlich, daß man ihr einen Tanz mit Ihnen erlauben wird."

„Nous verrons! wenigstens versuch ich's!" meinte Willer.

„Versteht sich," sprach Eccarius, „Sie haben sich den Guckuck um den hiesigen Adel zu bekümmern."

Er fuhr jetzt in der Beschreibung der jungen hochadeligen Damen fort: „Bianken zur Rechten," sprach er, „die lange, schmächtige Dame im dunkelfarbigen Kleide ist ihre Busenfreundin, welche den Namen Adele von Liebenrode führt; sie gilt hier zu Lande für eine Nichte des General Kirchner. Da sie von der Natur weniger begünstigt worden, als Bianca, so ist sie dafür um so moquanter. Luitgard von Ponikau, Bianken's Schwester, gleichfalls weniger hübsch als Bianca. Sie bildet die Dritte in dem liebenswürdigen Kleeblatte. Diese drei Damen geben den Ton an in der jüngern adeligen Welt; nur die Moden, die sie tragen, sind nobel, nur der Kreis, wo sie erscheinen, ist wahrhaft vornehm. Bianca, obschon von Herzen besser, als ihre beiden Alliirten, ist gleichwohl voller Launen. Sie herrscht in ihrem

Gebiete wie eine Königin, und wehe dem, der sich ihrem herrischen Scepter nicht blindlings unterwerfen wollte."

„Ich werde mich dieser gefürchteten Dame unverzüglich vorstellen lassen und sie um einen Tanz bitten," versetzte Willer.

Der Hofcommissair schwamm im dritten Himmel. Das war immer der sehnlichste Wunsch seines Herzens gewesen, daß einmal ein junger, nicht adeliger, unerschrockener Mann kommen möchte, um der hochfahrenden adeligen Sippe zu zeigen, daß es unter dem gebildeten Bürgerstande auch noch Leute giebt, welche sich wenig um die hochseligen Ahnen kümmerten. Wie oft auch der Hofcommissair intriguirt hatte, damit sich ein bürgerlicher Tänzer an das oben beschriebene Kleeblatt wage, es war ihm nie gelungen; keiner wollte den Anfang machen; jeder schützte Rücksichten und unübersteigliche Hindernisse vor. Da führte ihm das Ungefähr den Willer zu. Dieser schien ihm auch ganz der Mann zu sein, den Neukirchner Prinzessinnen mit Anstand die Spitze bieten zu können. Er hatte Kopf und Herz auf dem rechten Flecke, ließ sich von keinem Könige, viel weniger von ein paar hochfahrenden adeligen Fräuleins einschüchtern. Mit entschiedener Charakterfestigkeit und einem energischen Willen verband er einen Ernst und eine Würde, wie man sie seinen Jahren kaum zugetraut hätte. Trotzdem waren seine Manieren fein, fast chevaleresk, so daß er sich ohne Zwang und mit Leichtigkeit und Anstand in den höheren Kreisen der Gesellschaft zu bewegen verstand.

Während Willer nach dem Vorsteher suchte, der ihn vorstellen sollte, lehnte der Hofcommissair mit großer Behaglichkeit an einer Saalecke und erwartete die Dinge, die da kommen sollten.

Der Student hatte endlich den Doctor Sachse aufgefunden und eröffnete ihm seinen Wunsch, dem Fräulein Bianca von Ponikau vorgestellt zu werden.

Als der Doctor diesen Namen hörte, erschrak er und gerieth nicht wenig in Verlegenheit.

„Dem gnädigen Fräulein von Ponikau," frug er, als wenn er die Worte Willer's nicht gehörig verstanden hätte, „wünschen Sie vorgestellt zu werden?"

„Dem Fräulein Bianca von Ponikau, so ist's," erwiederte Willer mit bescheidener Festigkeit.

„Hm," sprach der Doctor, dessen Verlegenheit immer sichtbarer wurde, indem er sich beklommen die Hände rieb, „leider muß ich Ihnen, sehr geehrter Herr, offenherzig bekennen, daß ich nicht die Ehre habe, mit dem genannten gnäd'gen Fräulein in so weit bekannt zu sein, daß ich es wagen könnte, ohne zudringlich zu erscheinen, ihr Jemanden vorzustellen."

„Aber Sie sind ja Vorsteher," gegenredete Willer, den diese übertriebene Aengstlichkeit ärgerte.

„Allerdings," versetzte der Doctor, „man nimmt es jedoch in diesen Angelegenheiten, namentlich was die gnäd'gen Fräuleins anbelangt, in unserer Gesellschaft so ungemein streng, daß ich mich, zumal ich das erste Mal das Glück habe, als Vorsteher der Harmonie gewählt zu sein, eines großen Verstoßes würde zu Schulden kommen lassen, so ich Ihren, allerdings höchst billigen Wunsch, geehrtester Herr, erfüllen wollte."

„Wir leben einmal," setzte er achselzuckend in halb lautem Tone hinzu, „in so beengten Verhältnissen, daß es oft wirklich kein angenehmes Geschäft ist, hier Vorsteher zu sein. Sie werden also gütigst entschuldigen, wenn ich wahrhaft bedauern muß, Ihrem Wunsche nicht entsprechen zu können. Wollen Sie jedoch meinem ältern Mitvorstande, dem Herrn von Goldberg,

Ihren Wunsch zu erkennen geben, so bezweifle ich nicht, daß Ihnen ein Hinderniß in den Weg gelegt werden dürfte. Herr von Goldberg ist von gutem Adel und steht mit dem Hause von Ponikau auf ziemlich vertrautem Fuße."

„Das geht in der That löblich auf diesem Neukirchner Balle zu," dachte Willer; dann erkundigte er sich bei dem zaghaften Vorsteher, wo sein adeliger Herr College zu finden sei.

„Wenn Sie wünschen," erwiederte der Doctor, „so will ich Sie recht gern zu ihm führen; Herr von Goldberg befindet sich in einem der Nebengemächer."

„Sie würden mich verbinden," sprach der Student und wandelte an der Seite des Doctors, der von seinem Erstaunen, ein solcher Fall war ihm in seiner Praxis noch nicht vorgekommen, sich gar nicht zu erholen vermochte, dahin.

„Mit diesem Menschen kann's wirklich nicht vollkommen richtig sein," überlegte er unterwegs. „Was? ein Neffe des rohen Sonnenschmidt, ein simpler Student, will sich dem Fräulein Bianca vorstellen lassen, wohl gar mit ihr tanzen, nun das giebt einen Scandal, wogegen sich die unterbrochene Schlittenfahrt im vorigen Winter verstecken muß."

Der Hofcommissair, welcher, ohne das Gespräch Willer's mit dem Doctor verstanden zu haben, bald erkannte, wie die Sachen standen, lachte sich in's Fäustchen. Er bemerkte Sachse's Verlegenheit und freute sich ausnehmend, daß sich der Student nicht hatte werfen lassen.

Der Doctor langte jetzt mit Willern in dem Zimmer an, wo sein adeliger Mitvorsteher, Herr von Goldberg, in der Lectüre von Zeitungen vertieft, bei einer Tasse Thee saß.

Nachdem der Doctor den Studenten vorgestellt, trug dieser mit aller Ehrerbietigkeit sein Anliegen vor.

Herr von Goldberg sah Willern mit einem langen, ernsten Blicke an, in welchem deutlich die Worte zu lesen waren: „Junger Mann, was nehmen Sie sich heraus?“ Dann frug er, als habe er ebenfalls den ausgesprochenen Wunsch nicht recht verstanden, nach einer Pause: „Dem Fräulein Bianca von Ponikau wünschen Sie vorgestellt zu werden?“

„Es ist mein Wunsch und meine Bitte,“ erwiederte der Student, und fügte, sich entschuldigend, hinzu: „Ich würde nicht gewagt haben, Sie, mein gnädiger Herr zu incommodiren; aber leider bin ich fremd hier und kenne Niemand auf dem Balle, welchem ich mein Anliegen vortragen könnte. Selbst der Herr Harmonievorsteher, Doctor Sachse, an welchen ich mich wandte, hatte die Güte mir zu sagen, daß ich meine Bitte bei Ihnen anbringen möchte.“

Ein langer, strafender Blick von Seiten des Herrn von Goldberg traf den armen Doctor. Dann wandte sich der adelige Vorsteher mit vornehmem Anstande wieder zu Willer.

„Könnte ich vielleicht ausrichten,“ frug er, „was Sie dem gnäd'gen Fräulein mitzutheilen haben?“

Der Student, welchem diese Worte nicht wenig verdrossen, erwiederte daher mit ablehnender Höflichkeit:

„Mit Verlaub, mein gnädiger Herr, ich habe um eine persönliche Vorstellung bei dem Fräulein gebeten.“

Herr von Goldberg wußte in den ersten Augenblicken nicht, ob er der kühnen Bitte des Studenten willfahrten sollte oder nicht. Wenn auf der einen Seite das vermessene Verlangen Willer's, denn für ein solches hielt er's, seinen adeligen Hochmuth auf das Em=

pfindlichste beleidigte, so erkannte er doch auf der andern Seite, daß er keinen sogenannten Strohrenommisten, sondern einen gebildeten, ernsten jungen Mann, der nicht das Aussehen habe, mit sich spaßen zu lassen, vor sich habe und bei welchem es auf keinen Fall angenehme Folgen haben könne, falls er die so höflich vorgebrachte Bitte, die bei Lichte betrachtet auch höchst unschuldig war, abschlagen wollte. Zumal als Vorsteher konnte er dies gleich gar nicht, ohne einer großen Unhöflichkeit sich zu Schulden kommen zu lassen.

Nachdem er alles dies überlegt hatte, frug er in einem Tone, dem man's freilich bedeutend anhörte, wie unangenehm dem Vorsteher die ganze Sache sei: „Wann wünschen Sie, Herr Willer, dem gnädigen Fräulein vorgestellt zu werden?"

„Mein gnäd'ger Herr," erwiederte der Student, welcher die Verstimmung Goldberg's durchaus nicht zu bemerken schien, so höflich wie möglich, „das bleibt ganz Ihrer hohen Güte anheimgestellt."

„Wohlan, so folgen Sie mir," sprach der adelige Vorsteher und schlug, von Willern begleitet, den Weg nach dem Saale ein.

Es war gerade eine Tanzpause, als der Student an Goldberg's Seite eintrat. Ein allgemeines Staunen, von leisem Geflüster begleitet, bemächtigte sich des sämmtlichen bürgerlichen Publikums, während der Adel durch Blick und Miene seine unverkennbare Indignation an den Tag legte. Aber Staunen und Indignation erreichten einen auf einem Neukirchner Harmonieballe nie erhörten Grad, als die beiden Wanderer ihren Weg direct nach der Gegend einschlugen, wo der höchste Adel thronte, und endlich gar vor Bianca von Ponikau stehen blieben.

Nachdem der Doctor den Studenten vorgestellt, trug dieser mit aller Ehrerbietigkeit sein Anliegen vor.

Herr von Goldberg sah Willern mit einem langen, ernsten Blicke an, in welchem deutlich die Worte zu lesen waren: „Junger Mann, was nehmen Sie sich heraus?“ Dann frug er, als habe er ebenfalls den ausgesprochenen Wunsch nicht recht verstanden, nach einer Pause: „Dem Fräulein Bianca von Ponikau wünschen Sie vorgestellt zu werden?“

„Es ist mein Wunsch und meine Bitte,“ erwiederte der Student, und fügte, sich entschuldigend, hinzu: „Ich würde nicht gewagt haben, Sie, mein gnädiger Herr zu incommodiren; aber leider bin ich fremd hier und kenne Niemand auf dem Balle, welchem ich mein Anliegen vortragen könnte. Selbst der Herr Harmonievorsteher, Doctor Sachse, an welchen ich mich wandte, hatte die Güte mir zu sagen, daß ich meine Bitte bei Ihnen anbringen möchte.“

Ein langer, strafender Blick von Seiten des Herrn von Goldberg traf den armen Doctor. Dann wandte sich der adelige Vorsteher mit vornehmem Anstande wieder zu Willer.

„Könnte ich vielleicht ausrichten,“ frug er, „was Sie dem gnäd'gen Fräulein mitzutheilen haben?“

Der Student, welchem diese Worte nicht wenig verdrossen, erwiederte daher mit ablehnender Höflichkeit:

„Mit Verlaub, mein gnädiger Herr, ich habe um eine persönliche Vorstellung bei dem Fräulein gebeten.“

Herr von Goldberg wußte in den ersten Augenblicken nicht, ob er der kühnen Bitte des Studenten willfahrten sollte oder nicht. Wenn auf der einen Seite das vermessene Verlangen Willer's, denn für ein solches hielt er's, seinen adeligen Hochmuth auf das Em=

pfindlichste beleidigte, so erkannte er doch auf der andern Seite, daß er keinen sogenannten Strohrenommisten, sondern einen gebildeten, ernsten jungen Mann, der nicht das Aussehen habe, mit sich spaßen zu lassen, vor sich habe und bei welchem es auf keinen Fall angenehme Folgen haben könne, falls er die so höflich vorgebrachte Bitte, die bei Lichte betrachtet auch höchst unschuldig war, abschlagen wollte. Zumal als Vorsteher konnte er dies gleich gar nicht, ohne einer großen Unhöflichkeit sich zu Schulden kommen zu lassen.

Nachdem er alles dies überlegt hatte, frug er in einem Tone, dem man's freilich bedeutend anhörte, wie unangenehm dem Vorsteher die ganze Sache sei: „Wann wünschen Sie, Herr Willer, dem gnädigen Fräulein vorgestellt zu werden?"

„Mein gnäd'ger Herr," erwiederte der Student, welcher die Verstimmung Goldberg's durchaus nicht zu bemerken schien, so höflich wie möglich, „das bleibt ganz Ihrer hohen Güte anheimgestellt."

„Wohlan, so folgen Sie mir," sprach der adelige Vorsteher und schlug, von Willern begleitet, den Weg nach dem Saale ein.

Es war gerade eine Tanzpause, als der Student an Goldberg's Seite eintrat. Ein allgemeines Staunen, von leisem Geflüster begleitet, bemächtigte sich des sämmtlichen bürgerlichen Publikums, während der Adel durch Blick und Miene seine unverkennbare Indignation an den Tag legte. Aber Staunen und Indignation erreichten einen auf einem Neukirchner Harmonieballe nie erhörten Grad, als die beiden Wanderer ihren Weg direct nach der Gegend einschlugen, wo der höchste Adel thronte, und endlich gar vor Bianca von Ponikau stehen blieben.

„Mein gnädiges Fräulein,“ sprach Goldberg, seinen Begleiter präsentirend, in einem Tone, der deutlich anzeigte, wie wenig ihm an der Protectorschaft des Vorzustellenden gelegen war, „der Herr Student Willer hat mich als derzeitigen Vorsteher ersucht, daß ich ihn Ihnen vorstelle, welches hiermit geschieht.“

Mit diesen Worten ließ er den jungen Mann stehen und kehrte unverzüglich nach dem Lesezimmer zurück.

Ohne die ehrerbietige Verbeugung des Studenten im Geringsten zu erwiedern, warf Bianca einen Blick auf ihn, in welchem sich eine so indignirende Verachtung malte, daß jeder Andere davor zurückgebebt sein würde. Hierauf wandte sie das Gesicht abwärts und that, als wenn gar Niemand vor ihr stände.

Willer, der sich hierdurch nicht im Geringsten aus der Fassung bringen ließ, blieb sanft und artig und sprach:

„Entschuldigung, mein gnädiges Fräulein, ich wollte ergebenst anfragen, ob ich das Glück haben könnte, die nächste Galoppade mit Ihnen zu tanzen?“

Eine solche Unverschämtheit, wofür sie diese Anfrage hielt, war Fräulein Bianca im Leben noch nicht vorgekommen. Ihr stolzes Inneres empörte sich. Gleichwohl behauptete sie die Fassung, und ohne den Frager eines Blicks zu würdigen, warf sie in einem wahrhaft unnachahmlich wegwerfenden kurzen Tone die Worte hin: „Ich tanze diesen Tanz nicht.“

„Es schmerzt mich dies unendlich,“ fuhr Willer mit großer Ruhe fort, „oder wäre dem gnädigen Fräulein vielleicht ein späterer Tanz gefällig?“

Das war zu viel.

„Ich tanze nicht,“ wiederholte sie nochmals mit wahrhaftem Abscheu vor der bürgerlichen Zudringlich=

keit; sprang auf und eilte nach dem Orte zu, wo ihre Mutter in Gesellschaft mehrer älterer hochadeliger Damen saß, um hier vor dem frechen Studenten gleichsam Schutz zu suchen.

Es bildete sich sogleich ein Kreis älterer und jüngerer neugieriger Freundinnen um das in hoher Aufregung sich befindende Aristokratenkind. „Was wollte er?“ hieß es hier und da. „Tanzen?! Unerhörte Unverschämtheit! Wie können nur solche Subjecte überhaupt auf dem Balle zugelassen werden? Aber Fräulein, das muß man Ihnen lassen, Sie haben den gemeinen Menschen wahrhaft göttlich abgefertigt. Der wagt's nicht wieder, eine adelige Dame zu einem Tanz aufzufordern. Was sich der Pöbel heutzutage herausnimmt! Es ist wahrhaft lächerlich, solche Anmaßung! Er war auch wie vom Donner gerührt, als Sie, gnädiges Fräulein, ihn so zerknirscht stehen ließen. Ihr Benehmen war wirklich unvergleichlich. Er schlich davon wie ein gemeiner Missethäter.“

„Es ist auch gut für ihn,“ sprach Herr von Brandenstein, welcher im Verein einiger andern jungen, adeligen Herren Fräulein Bianca tröstend und belobend umstanden, „daß der Unverschämte schleunigst den Saal geräumt hat, ich würde sonst dem Burschen bewiesen haben, daß er wo anders hin, als auf einen Tanzsaal gehört.“

Zugleich ersuchte er bei dieser Gelegenheit Fräulein Bianca um die Ehre des nächsten Tanzes.

„Recht gern,“ erwiederte diese und freute sich, eine Gelegenheit zu haben, wo sie zeigen konnte, daß es ihr keineswegs an Tanzlust gemangelt habe, als sie dem frechen Studenten den Korb gegeben.

Unter den adeligen Ballgästen befanden sich nur zwei Personen, welche den Studenten nicht ver-

dammten, und welche das Benehmen Bianca's nicht gut hießen. Das war erstens Clara von Löwenstern, die in ihrer Unschuld nicht begreifen konnte, worin das Verbrechen liegen sollte, wenn ein anständiger, am Balle theilnehmender, junger, bürgerlicher Herr ein adeliges Fräulein zum Tanze auffordere. Der bis zur gröblichsten Unart gesteigerte Hochmuth des ältern Fräuleins von Ponikau verdroß sie außerordentlich; zugleich bedauerte sie von Herzen ihren Liebling, den armen Willer.

„Hoffentlich hat er sich aus dem groben Korbe nicht viel gemacht," sprach sie tröstend zu sich, „wenigstens sah er mir nicht darnach aus. Ich weiß nicht, was die wollen. Darnach wäre er wie ein Verbrecher davon geschlichen. Davon hab' ich nichts gemerkt; im Gegentheil schien er ganz unbefangen, und als ob nichts vorgefallen, den Saal zu verlassen.

„Aber es geschah ihm schon recht," fuhr die kleine Eifersucht nach einer Weile fort, „warum forderte er auch gerade die stolze, hoffärtige Bianca auf; sie ist allerdings schön; aber ich bin doch auch nicht häßlich, und er war ja ehegestern so freundlich mit mir; warum kam er nicht zu mir: ich würde ihm den Galopp gewiß nicht abgeschlagen haben, wenn auch Mutter, Madame Chignon, Ponikau's und Fellenberg's finstere Gesichter gemacht hätten, die ich ob meines Thun und Lassens schon gewohnt bin."

Der andere adelige Ballgast, welcher das Betragen des Fräulein Bianca von Ponikau entschieden mißbilligte, war der alte würdige General Kirchner. Er saß gerade am L'Hombretische, als man ihm die außerordentliche Historie hinterbrachte. Der alte Krieger war ordentlich aufgebracht über solche adelige Impertinenz. Wenn ihm aber Etwas zu arg wurde, nahm *er sich kein* Blatt vor den Mund.

„Die beiden Penikau's und meine Mamsell Nichte dazu," polterte er, „werden am Ende vom lieben Gott und von dem Herrn Heiland nichts mehr wissen wollen, weil diese Leute nicht von Adel sind. Die hoffärtigen Dinger mögen sich in Acht nehmen, daß sie mit ihrem unsinnigen Hochmuthe nicht einmal an den unrechten Mann kommen. Na, ich sollte der Herr Studente nicht sein."

„Der Alte wird wirklich schwach," flüsterten sich achselzuckend ein adeliger Herr dem andern in's Ohr. „Er kann in der besten Gesellschaft den alten Husaren nicht verläugnen."

Der desperate Korb, welchen Willer davon getragen, hatte unter dem bürgerlichen Ballpublikum nicht geringere Sensation hervorgebracht als unter dem Adel. Der weibliche Theil freute sich fast durchgängig, daß der Student also heimgeschickt worden war; warum hatte ihn der Hochmuth in dem Maße verführt, daß er Seinesgleichen vernachlässigend, nach dem höchsten Adel trachtete.

Was Willern selbst betraf, so war er sehr gefaßt geblieben. Er verließ mit aller Ruhe, ja, mit einem gewissen zufriedenen Lächeln den Saal und kehrte zu dem Hofcommissair zurück, dem er sein Mißgeschick mittheilte. Dieser drückte ihm theilnehmend die Hand.

„Sie haben unternommen," belobte er, „wozu sich bis jetzt noch kein bürgerlicher Neukirchner hat entschließen können; schon das verdient alle Anerkennung. Lassen Sie sich übrigens ob der schnöden Zurückweisung kein graues Haar wachsen. Dieser Erfolg war vorauszusehen. Ich habe freilich mit den Zähnen geknirscht ob dieser empörenden Impertinenz; aber hoffentlich findet sich einmal Gelegenheit, wo man die-

sem adeligen Pöbel seinen unsinnigen Hochmuth wird fühlen lassen können."

„Mein Gott," erwiederte Willer mit großem Gleichmuthe, „die ganze Sache verdient ja das Aufheben gar nicht, das man davon macht. Wenn das Fräulein schlechterdings nicht tanzen will, kann sie nicht dazu gezwungen werden; allerdings war ihr Benehmen nicht das artigste, das man von einer gebildeten Dame am wenigsten hätte erwarten sollen; indeß, was thut's; ich werde hoffentlich auch ohne Fräulein Bianca eine Tänzerin finden."

„Das ist brav, mein Freund," munterte Eccarius auf, „tanzen Sie nun um so flotter, wenn's auch keine Adelige ist, da sitzen hübsche bürgerliche Damen in Menge, ganz allerliebste Mädchen; tanzen Sie, als ob nichts vorgefallen wäre, und beweisen Sie durch die That, daß Sie sich den Teufel um die grobe adelige Hexe scheeren."

Während der Hofcommissair so sprach, blickte Willer unverwandt und etwas lauernd nach dem Tanzraume, wo die Paare so eben zu einem neuen Tanze antraten. Da bemerkte er plötzlich, wie ein Herr von Brandenstein seine Tänzerin, Fräulein Bianca von Ponikau, mit vieler Selbstgefälligkeit geführt brachte und sich dem Tanzreigen anschloß. Ein Freudenstrahl zuckte bei dieser Wahrnehmung über sein Gesicht.

„Aha," sprach er kaum hörbar, „ist es so gemeint? Da haben wir auch ein Wörtchen drein zu sprechen."

„Jetzt passen Sie auf," raunte er dem Hofcommissair in's Ohr, und verließ schleunigst seinen zeitherigen Standpunkt.

Eccarius wußte nicht, was Willer damit sagen wollte, und verfolgte aufmerksam mit der Lorgnette

seinen jungen Gast, der bald wieder mitten auf dem Saale erschien, wo er sich einigen älteren Herren anschloß, die von ihrem mittlern Standpunkte aus die tanzenden Paare bequemer übersehen konnten.

Der Tanz begann, es war der reizende Guitanagalopp von Lanner, dessen befeuerndes Tempo die Tänzer in beflügelter Eile dahinriß. Das erste Paar bestand aus einem Herrn von Eckstein und dem Fräulein Luitgard von Ponikau. Das sechste Paar waren Herr von Brandenstein und Bianca. Letztere schaute mit stolzer Genugthuung um sich, ohne den kaum zehn Schritte von ihr stehenden Willer eines Blickes zu würdigen und triumphirend flog die übermüthige Aristocratin alsbald an der Seite ihres adeligen Tänzers durch den Saal. Der Uebermuth und die Rücksichtslosigkeit dieser Dame gingen so weit, daß sie allen Gesetzen der Tanzordnung, die, um Unordnung zu verhüten, an mehren Saalwänden mit sehr leserlichen Buchstaben angeschrieben standen, zum Trotz, nie dahin zu bringen war, bei den sogenannten runden Tänzen, nach dem gewohnten zwei- oder dreimaligen Herumtanzen, wie die Regel gebeut, welche auch die übrigen Paare befolgten, sich an das letzte Paar des Reigens wieder anzuschließen. Fräulein Bianca glaubte sich über diese spießbürgerliche Sitte erhaben. Es war ihr unerträglich, hinter einem oder mehren Paaren zurückstehen zu müssen, wie leicht konnte sich eine bürgerliche Creatur darunter befinden. Sie zog es daher vor, nach eignem Gutdünken zu tanzen, und Halt zu machen, wenn und wo es ihr beliebte. Es kam ihr diese Tanzweise um so vornehmer vor, da sie eine ähnliche einmal auf dem Hofball gesehen.

Wie allemal, so auch diesmal; nachdem sie mit ihrem Herrn dreimal durch den Saal auf und nieder

galoppirt war, stellte sich das Paar, von dem übrigen Tanzreigen ganz isolirt, am obern Ende des Saals auf, wo die hochadelige Mutterschaft saß.

Jetzt ereignete sich die außerordentlichste Scene, die, so lange auf dem Neukirchner Rathskellersaale getanzt worden, nicht vorgekommen war. Der Student Karl Willer, sobald er wahrgenommen, daß Bianca von Ponikau Posto gefaßt, schritt gerade auf sie zu. Der sämmtliche Adel, wie das gesammte Bürgerthum glaubte mehr zu träumen, denn zu wachen, als sie diese unerhörte Wanderung gewahrten. Dem Pickelflötisten auf dem Orchester blieb der Athem aus.

„Gnäd'ges Fräulein," sprach Willer mit ruhigem, aber entschiedenem Ernste, „Sie werden nicht weiter tanzen."

„Dieser Mann ist wahnsinnig," rief Bianca außer sich und klammerte sich ängstlich an den Arm ihres Tänzers.

„Fürchten Sie nichts von meinem Wahnsinne," lächelte Willer, „ich bediene mich als beleidigter Theil blos eines guten Rechts; so Sie mit Ballsitte bekannt sind, werden Sie es in der Ordnung finden, daß Sie nicht weiter tanzen dürfen."

„Ich ersticke, zu Hülfe!" schrie Bianca und sank einigen herbeistürzenden Damen ohnmächtig in die Arme.

Herr von Brandenstein, dem bei der höchst unerwarteten Scene ganz unheimlich geworden war, ermannte sich endlich und rief:

„Herr, wie können Sie sich erfrechen?!"

„Mein Herr," erwiederte Willer mit furchtbarem Ernste, „keine Beleidigung!"

„Sie werden mir Rede stehen!"

„Sehr gern."

„Wohlan, folgen Sie mir!“

Die Beiden eilten schnell davon; auf dem Saale entstand die unerhörteste Aufregung; die adeligen Tänzer und Tänzerinnen verließen den Reigen, und eilten der ohnmächtigen Bianca zu Hülfe; die ganze Galoppade ging aus einander; die Musiker kamen aus dem Takte, ein Theil der Instrumente verstummte, während Andere in der Verwirrung ganz falsch griffen und pfiffen. Der Pickelflötist, der sich wieder in Etwas erholt hatte, glaubte das Versäumte einbringen zu müssen und schmetterte ohrenzerreißende Töne; nur der halbblinde Contrabassist ließ sich nicht aus der Contenance bringen und strich ruhig hin und wieder. Es war eine haarsträubende Musik, bis man endlich vom Saale herauf, wo das ungeheure Charivari nicht mehr auszuhalten war, allgemein nach Ruhe rief. Der enragirte Pickelflötist, welcher sehr schwer hörte, wollte sich gar nicht bedeuten lassen und pfiff noch eine geraume Zeit Solo, bis ihn der erzürnte Musikdirector mit seiner Geige auf den Kopf schlug und zur Ruhe brachte.

Der Adel war außer sich; namentlich konnte sich der weibliche Theil nicht zufrieden geben. Er stand dicht gedrängt um die Ohnmächtige, über welche alle aufzutreibenden Riechfläschchen und Essenzen ausgegossen wurden. Es war eine Aufregung und Gespanntheit, als sollte eine Königin von einem Kronerben entbunden werden.

Das bürgerliche Publikum nahm nicht geringern Antheil an dem außerordentlichen Vorfalle. Ein großer Theil desselben war heuchlerisch genug, seinen Schmerz und sein Beileid über das Schicksal des Fräulein Bianca auszudrücken, während man im Innern frohlockte. Man ging selbst so weit, Willer's

Verfahren gegen adelige Damen, die jetzt in der Zeit der Noth die Etiquette nicht berücksichtigend, mit bürgerlichen sprachen, höchlichst zu mißbilligen. Nur äußerst Wenige waren ehrlich genug, offen zu erklären, daß das Fräulein seine Strafe vollkommen verdient habe.

Nachdem alle Flacons über den Leichnam der schönen Bianca geleert, die weichen Glieder sattsam frottirt und die Schläfe mit Hoffmann'schem Geiste reichlich gewaschen worden waren, schlug zu allgemeinem Troste die Ohnmächtige ihr dunkles Auge wieder auf. Nun ging's an ein Bedauern und an ein Trösten, das gar kein Ende nehmen wollte.

Trotz der allgemeinen Beileidsbezeugungen wollte es indeß dem Fräulein Bianca keineswegs länger auf dem Balle gefallen. Der Schreck war ihr in die Füße gefahren, daß sie an kein Tanzen weiter dachte. Sie bat die Mutter, den Wagen vorfahren zu lassen, wozu Frau von Ponikau auch sogleich den Befehl ertheilte. Jetzt begann neues Wehklagen über den Verlust der Familie Ponikau.

„Sie werden es gerechtfertigt finden, meine Damen," sprach Frau von Ponikau beim Abschiede, „daß ich nicht länger in einer Gesellschaft verweilen und auch künftig nicht in derselben erscheinen kann, wo meine Töchter den brutalsten Mißhandlungen ausgesetzt sind."

„Ich werde gleichfalls anspannen lassen," erklärte rasch resolvirt die Nichte des General Kirchner, Fräulein Adele von Liebenrode und Busenfreundin Bianca's. „Es könnte," setzte sie spöttisch hinzu, „dem tanzlustigen Herrn gleichfalls in den Sinn kommen, mir die Ehre des Tanzes zu erweisen."

„Der pöbelhafte Mensch wird hoffentlich aus der Gesellschaft entfernt sein," trösteten mehre Damen.

„Um Gottes Willen," schauderten andere, „wenn das Ungeheuer nochmals erschiene!"

„Der Herr von Brandenstein," sagten wieder andre, „schaffte ihn hinweg. Er wird das Scheusal gewiß unschädlich gemacht haben."

„Eins ist besser als das Andre," meinte Fräulein Adele, „ich lasse anspannen."

Während sich Ponikau's zum Aufbruche fertig machten, gab's in dem vom Tanzsaale abgelegenen Zimmer, wohin Herr von Brandenstein Willern geführt hatte, damit er sein Betragen gegen das Fräulein von Ponikau rechtfertige, stürmische Debatten. Fast sämmtliche Herren von Adel waren den Zweien gefolgt, während von den bürgerlichen Harmoniemitgliedern einzig der Hofcommissair seinem Gaste zu Hülfe eilte.

So wie Eccarius Willern anschaute, fiel er ihm wonnetrunken um den Hals.

„Sie sind ein Gott," rief er, „es ist der schönste Tag meines Lebens." Zugleich nahm er entschieden Partei für den von allen Seiten Angegriffenen.

Willer selbst behauptete eine bewundernswürdige Fassung und Ruhe. Er hatte den Vorfall der Wahrheit getreu mitgetheilt und berief sich auf die in jeder gebildeten Gesellschaft gültigen Anstandsregeln und Ballgesetze.

Dies wollte ein großer Theil der jungen Adeligen nicht gelten lassen. Willer erklärte, daß er noch die gelindeste Art und Weise hervorgesucht habe, dem Fräulein ihre Unart fühlbar zu machen.

Das war Oel in's Feuer. Die Gemüther der Adelspartei erhitzten sich. Einige verlangten, Willer solle die Gesellschaft verlassen.

Im Innern des Studenten kochte es bei dieser

beleidigenden Zumuthung; indeß mit Rücksicht für den Hofcommissair, dessen Gast er war, bezwang er sich auch diesmal und erwiederte:

„Recht gern werde ich die Räume verlassen, sobald mir der Vorsteher aus den Statuten der Harmonie nachweis't, daß ich mich durch mein Betragen der Anwesenheit in dieser Gesellschaft unwürdig gemacht habe."

Man suchte jetzt aller Orten nach den Vorstehern, welche den Studenten kraft ihres Amts vom Balle entfernen sollten. Der ängstliche, rücksichtsvolle Doctor Sachse, als er den Sturm sich erheben sah, war förmlich geflüchtet. Er sah ein, daß es hier leicht zu einem Schiedsgerichte kommen könne, und da er, wollte er gerecht sein, Willern nicht Unrecht geben konnte, wünschte er auf der andern Seite dem zahlreich versammelten Adel nicht zu nahe zu treten. Er hielt also für am gerathensten, sich auf einige Zeit total unsichtbar zu machen und die bedenkliche Entscheidung seinem ältern Collegen, dem Herren von Goldberg, zu überlassen.

Diesen hatten auch mehre adelige Herren endlich gefunden und transportirten ihn unter fortwährenden Ermahnungen, daß er den Studenten aus der Gesellschaft entfernen müsse, nach dem abgelegenen Gemache, wo es sehr tumultuarisch zuging.

Willer theilte, ohne sich von den häufigen leidenschaftlichen Unterbrechungen der Adeligen im Geringsten stören zu lassen, nochmals den ganzen Hergang der Sache mit.

Goldberg hörte der Erzählung mit sichtbarem Mißmuthe zu, dann führte er Willern abseit.

„Sie sehen, mein Herr," sprach er zu dem jungen Manne, „die hohe Aufgeregtheit von fast sämmt-

lichen Gesellschaftsmitgliedern; selbst meinem Ansehen als Vorsteher dürfte es kaum gelingen, die Gemüther zu beruhigen; Ihre Anwesenheit ist einmal der allgemeine Stein des Anstoßes; also handeln Sie klug und vermeiden Sie noch einen größern Scandal, für dessen Ausgang ich nicht stehen und dessen Folgen für Sie nur höchst unangenehm sein können; entfernen Sie sich. Das ist meiner Ansicht nach das Beste, das ich Ihnen anrathen kann."

Willer's Lippen zitterten vor Zorn bei dieser entehrenden Zumuthung; er war einen Augenblick zweifelhaft, ob er dem adeligen Vorstande auf diejenige Art antworten sollte, wie dessen Rede es verdiente, wodurch allerdings der Tumult den äußersten Grad erreicht haben würde, indem sämmtliche Adelige unbedingt für ihren Vorsteher Partei ergriffen hätten. Die Vernunft behielt zum Glück für Willern auch in dieser schweren Periode die Oberhand. Er erwiederte dem Herrn von Goldberg nur die Worte:

„Mein Herr Vorsteher der Neukirchner Harmoniegesellschaft, ich habe nicht an Ihre Weisheit, sondern an ihr Rechtsgefühl appellirt, ich verlange nicht nach Ihrem sogenannten guten Rathe, sondern nach Ihrer Entscheidung als Vorsteher, und ich frage Sie daher als einen Mann von Ehre, ob mir eine rechtswidrige oder auch nur eine schicklichkeitswidrige Handlung zur Last gelegt werden kann?"

Der Vorsteher zuckte mit den Achseln.

„Wenigstens ist bei uns nicht Sitte," gegenredete er, „daß man einer hochachtbaren Dame, selbst wenn diese von einer kleinen Uebereilung nicht ganz frei zu sprechen sein dürfte, ihre Handlungsweise auf solche Art entgelten läßt, wie Sie gethan haben."

„Ich bedaure hier," versetzte Willer, „andrer

Meinung zu sein. Was Sie da als kleine Uebereilung bezeichnen, halte ich nach meinem gesunden Menschenverstande für absichtliche Impertinenz."

„Mein Herr," unterbrach hier der Vorsteher, „ich muß Sie bitten, sich hinsichtlich Ihrer Ausdrücke —"

„Deutscher Worte zu bedienen, nicht wahr?" fuhr Willer mit erhobener Stimme fort, „also absichtliche Unverschämtheit, wie Sie wollen. Sehen Sie, mein geehrtester Herr von Goldberg, wenn man solche bei einem ganz gemeinen Weibe findet, wird man vielleicht weniger Notiz davon nehmen, weil sich da nicht viel Besseres erwarten läßt; macht sich aber eine sogenannte gebildete Dame einer Unverschämtheit schuldig, so ist es jeder Gebildete schon der Ehre seines Standes schuldig, diese falsche Primadonna zu entlarven und ihr den bloße Gemeinheit verhüllenden heuchlerischen Schleier abzuziehen.

Durch diese Worte Willer's, welche er dem adeligen Harmonievorsteher zur Antwort gab und die er mit sehr vernehmbarer Stimme sprach, so daß sie von den im Zimmer anwesenden größtentheils jungen Adeligen deutlich verstanden werden konnten, wurde der Zorn der letztern gegen den bürgerlichen Studenten noch mehr aufgeregt. Die Leidenschaft übertäubte, wie dies in solchen Fällen in der Regel stattfindet, immermehr das Gefühl für Recht und Sitte. Nicht eben cavaliergemäße Drohworte wurden gegen Willern vernehmbar. Man sprach geradezu von gewaltsamer Entfernung des Verhaßten. Vergebens gab sich der Hofcommissair alle Mühe, den jungen Hitzköpfen zur Vernunft zu reden. Seine Stellung zu dem Adel war aber leider von der Art, daß seine Gegenwart zur Beruhigung der Gemüther weit mehr von Nachtheil denn von Nutzen war. Auch gegen ihn fielen

die unzweideutigsten Drohworte. Da Eccarius endlich einsah, daß hier auf parlamentarischem Wege Nichts auszurichten sei, und daß die beleidigenden Reden bald zu ernsten Thätlichkeiten übergehen würden, wo dann die beiden Bürgerlichen der Uebermacht des Adels nothwendigerweise erliegen mußten, so eilte er nach den vordern Gemächern zurück, wo der größte Theil der bürgerlichen Herren mit süßem Schauer von fern den streitenden Stimmen, die von Zeit zu Zeit, namentlich wenn die hintere Thüre auf- und zugemacht wurde, dahertönten, zuhörten. Mehre besorgte Familienväter hatten es sogar unmittelbar nach Beginn des Streites für rathsam erachtet, lieber den Ball zu verlassen, als sich der Gefahr auszusetzen, in unverschuldete Mißhelligkeiten zu gerathen. Besser sei bewahrt als beklagt, hatten sie mit bedenklichem Angesicht geäußert und waren zu nicht geringer Entrüstung ihrer tanzlustigen weiblichen Cortège mit angezündeter Laterne der sichern Heimath zugepilgert.

Der Hofcommissair predigte wie ein zweiter Peter von Amiens zum Kreuzzuge gegen den Adel. Er donnerte wie Demosthenes. Bei jedem andern Publiko hätten seine flammenden Worte außerordentliche Wirkung hervorbringen müssen. Er beschwor die bürgerlichen Harmoniemitglieder, nur dies einzige Mal sich mannhaft zu zeigen, zusammenzuhalten und der aristokratischen Arroganz die Spitze zu bieten. Sie befänden sich in ihrem größten Rechte, es gelte die Ehre ihres Standes, die von dem Adel so himmelschreiend verletzt worden sei; wenn sie heute nicht aufträten, hätte die übermüthige Noblesse in der Harmonie ein für allemal gewonnenes Spiel.

Das war Alles tauben Ohren gepredigt. Die bürgerlichen Mitglieder sahen sich, eins das andre, kopfschüttelnd an.

„Ich menge mich nicht in die Sache; ich auch nicht," hieß es hier und da; „bei dergleichen Streitigkeiten ist keine Ehre einzulegen. Was der Willer eingebrockt, kann er auch aufessen, wie kämen wir dazu; zudem ist es ein Fremder, der sich gar nicht so viel hätte herausnehmen sollen."

Wie groß auch der Einfluß war, den der Hofcommissair über sehr viele der bürgerlichen Harmoniemitglieder ausübte, so vermochte er doch hier, obschon nicht einmal der Schatten einer Gefahr sich zeigte, trotz seiner befeuernden Beredtsamkeit nicht das Geringste auszurichten. Von den sämmtlichen anwesenden Bürgerlichen fand sich nur ein Einziger vor, der Tuchhändler Breitkopf, welcher durch des Hofcommissairs Worte alarmirt, Anfangs entschlossen war, dem Eccarius gegen den Adel zu folgen. Unglücklicher Weise besann er sich aber noch zu rechter Zeit, daß Herr von Fellenberg sein Tuch bei ihm kaufe. Wie leicht konnte er diesen Kunden verlieren, so es bekannt wurde, daß er unter Anführung des Hofcommissairs gegen den Adel zu Felde gezogen sei. Er trat also zurück unter dem Vorwande, daß er nicht der Einzige sein wolle, welcher die Kastanien aus dem Feuer hole. Wenn sich Niemand weiter entschließe, dem Aufgebote des Herrn Hofcommissairs zu folgen, nähme auch er sein Wort zurück. Sie Drei, der Hofcommissair, der Student und Er, könnten allein diese Sache nicht ausmachen.

„Wohlan," sprach endlich Eccarius zu den Bürgerlichen, „ich verlange ja gar nicht, daß Sie mir in Person folgen sollen, um an dem Streite in der That Theil zu nehmen, erlauben Sie mir nur, daß ich, da der bürgerliche Vorsteher nicht aufzufinden, in Ihrem Namen sprechen darf und daß mir später Niemand

von dem zurücktritt, was ich in seinem Namen verhandelt habe. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß mir blos darum zu thun ist, die Rechte der Gesellschaft zu wahren."

Da auch hierin Seitens der engherzigen Bourgeoisie kein Entschluß zu Stande kam und Eccarius bemerkte, daß die zu hinterst Stehenden bei seinem Antrage so unbemerkt wie möglich davon schlichen, konnte er sich nicht enthalten, der philisterhaften Schaar einige nicht eben feine Wahrheiten in's Gesicht zu sagen, worauf er wieder nach dem hintern Zimmer eilte, um wenigstens für seine Person dem Studenten nach Kräften beizustehen.

Willer hatte sich während des Hofcommissairs Abwesenheit mit wahrer Heldenruhe gegen die mannigfachen adeligen Insinuationen gehalten. Die sowohl durch diesen Gleichmuth wie durch genossene geistige Getränke immer mehr in Harnisch gerathenen Cavaliere drängten jetzt dem Einzelstehenden näher und da wiederholte Aeußerungen nicht undeutlich vermuthen ließen, als wolle man die ausgestoßenen Drohungen in Ausführung bringen und sich thätlich an dem Wehrlosen vergreifen, nahm Willer eine wahrhaft athletische Position an und seine Stimme ward furchtbar.

„Meine Herren," donnerte er, „der erste, der mich anrührt, ist ein Kind des Todes; ich erwürge ihn mit meinen Händen. Verlangen Sie Genugthuung nach den Gesetzen der Ehre; ich stehe Jedem bereit. Für jetzt aber hab' ich weiter nichts mit Ihnen zu schaffen."

„Possen" rief eine Stimme, „wer sich so unritterlich gegen eine Dame beträgt, ist nicht satisfactionsfähig."

„Ja wohl," bestätigten andere im Uebermuthe

des Weinrausches und voller Händelsucht, „hinaus! hinaus!"

Es würde bei dieser Aufregung der Gemüther auch unfehlbar zu Thätlichkeiten gekommen sein, wenn nicht in demselben Augenblicke, als auf die Person des Studenten ein Angriff geschehen sollte, beide Thürflügel aufgesprungen und der würdige General Kirchner, eine Zornesflamme auf dem ehrwürdigen Gesichte, in's Gemach trat.

„Was geht hier vor," donnerte er in ehemaligem Commandotone, „ist das eine Aufführung, wie sie sich für gebildete Männer und in einer gebildeten Gesellschaft ziemt?"

„Und was muß ich erleben," fuhr er fort, und seine Stimme ward entsetzlich; sein flammendes Auge schweifte zornglühend über die Schaar der durch des alten Kriegers unverhofftes Erscheinen sehr betretenen Edelleute, worunter sich mehre seiner Vettern befanden; „was muß ich erleben, funfzehn bis zwanzig gegen einen Einzigen; ist das ritterlich?"

Herr von Brandenstein war jetzt bemüht, das Benehmen seiner Partei in Schutz zu nehmen, indem er den Beweggrund des Streites näher aus einander setzte.

„Schweigen Sie," herrschte der General, „ich weiß Alles."

Mit diesen Worten schritt er auf Willern zu und reichte diesem die Hand.

„Sie haben," fuhr er, die erfaßte Rechte wiederholt schüttelnd, fort, „vollkommen Recht gehandelt, mein Herr Student, an ihrer Stelle hätt' ich's ebenso, wenn nicht schlimmer gemacht. Wenn die Herren Bürgerlichen alle so dächten wie Sie, würden unsre Mamsells die Nasen nicht so hoch tragen. Durch

übertriebene Demuth von der einen und unsinnigen Hochmuth von der andern sind die Sachen eben so verteufelt schlimm geworden. Ich bin ein alter Knax, ich habe genug geeifert gegen den Heidengreuel, aber es hat Nichts geholfen, endlich bin ich der Sache überdrüssig geworden; aber ich freue mich allemal, wenn ich einen tüchtigen Menschen antreffe, der Kopf und Herz auf dem rechten Flecke hat und der wenig Federlesens macht mit abgeschmacktem Uebermuthe, sondern den geraden Weg geht, wie sich's gebührt. Es soll mich freuen, mein Herr Student, Ihre nähere Bekanntschaft zu machen." Während der General mit Willern sprach, erschien ein Diener, welcher dem alten Kirchner meldete, daß der Wagen vorgefahren sei.

Kirchner sah den betreßten Burschen mürrisch an.

„Was fällt dem Esel, dem Johann ein," sprach er, „ich will ja noch gar nicht fort."

„Das gnädige Fräulein haben befohlen," erwiederte der Diener.

„Meine Nichte? Was fällt der ein?"

„Das gnädige Fräulein," fuhr der Betreßte fort, „gibt Ew. Excellenz zu bedenken, daß Frau von Ponikau nebst Fräulein Töchtern bereits den Ball verlassen haben."

„Aha, ich merke," nickte der alte General; „sag' Er jetzt einmal dem Johann, daß er wieder nach Hause fahren und ausspannen solle; und meiner Fräulein Nichte sage Er, sie möge sich's immer noch ein Weilchen gefallen lassen."

„Allons, meine Herren," wandte er sich wieder zu den adeligen Herren, „was wollen Sie noch hier? Hinaus auf den Tanzsaal, dort, wo die tanzlustigen Damen Ihrer harren, ist Ihr Terrain."

Keiner wagte, dem alten Krieger zu widersprechen, der zuweilen, wenn man's an ihn brachte, ein gar strenges Regiment führte. Sein Ansehen unter dem Adel von Neukirchen war außerordentlich, und letzterer mußte sich, zumal wenn der Alte übler Laune war, viel gefallen lassen. Erstens zählte der General nicht weniger denn vierundsechzig Ahnen, worauf freilich er selbst am wenigsten gab; dann gehörte er zu den speciellen Freunden des Landesfürsten; ferner behauptete er hinsichtlich seines Ranges unter der Neukirchner Aristokratie den ersten Platz und endlich befanden sich auch seine Mittel in so glänzenden Umständen, daß sich kein Adeliger in der Nähe und Ferne mit ihm zu messen vermochte. Da fast die halbe Ritterschaft von Stadt und Umgegend in seinen Büchern stand, so konnte er sich auch Manches gegen diese adeligen Herren herausnehmen. Man zuckte in solchen Fällen die Achseln, nannte die Excellenz unter sich einen „alten Husaren," der mit der feinern Gesittung nicht fortgeschritten sei und dem man daher Manches zu Gute halten müsse.

Der General war vom Landesfürsten, der den alten Degen wahrhaft kindlich verehrte, wiederholt eingeladen worden, seinen Wohnsitz in der Residenz aufzuschlagen, damit sie sich öfters sehen und sprechen könnten; aber Kirchner hatte seinem fürstlichen Freunde, wie dies seine Art war, offen heraus erklärt, daß er das Hofleben und die davon unzertrennliche Etiquette nicht leiden könne. Er lebte daher bereits seit einer geraumen Reihe von Jahren in Neukirchen, dessen Gegend ihn ungemein anzog. In den erstern Jahren hatte er sich's viel Mühe kosten lassen, zwischen Adel und Bürgerthum ein geselligeres und freundlicheres Verhältniß herzustellen; aber weder bei ersterm noch

bei letzterm war er mit seinen menschenfreundlichen Ideen durchgedrungen. Mit den Männern wären ihm seine Reformpläne vielleicht gelungen, aber bei dem weiblichen Theile der Gesellschaft, dem adeligen wie dem bürgerlichen, war Hopfen und Malz verloren.

Endlich, als er alle seine Mühe vergeblich sah, war er wild geworden und hatte mit den Worten: „Hol' Euch Alle der Teufel!" seinen wohlgemeinten, aber unausführbaren Plan aufgegeben. Er war von dieser Zeit ganz indifferent hinsichtlich der geselligen Angelegenheiten geworden. Der Adel benutzte dies, zog sich schroffer von dem Bürgerthume zurück und erhob stolzer denn je sein Haupt. Nur bei ganz außerordentlichen Gelegenheiten, wie im vorliegenden Falle, erwachte in dem General der alte Geist und da donnerte er, wie es ihm um's Herz war, ohne vor dem anwesenden Publikum die geringste Rücksicht zu nehmen.

Der General Kirchner wäre vielleicht der einzige Adelige von Neukirchen und Umgegend gewesen, mit welchem sich der Hofcommissair verstanden haben würde, hätte es das Unglück nicht gewollt, daß die Beiden seit vielen Jahren in einem eben so verwickelten, intriguenvollen, wie kostspieligen Prozeß mit einander lagen. Der Grund hiervon war folgender:

Der General hatte sich gleich nach seiner Niederlassung in Neukirchen ein am grünen Werlaufer reizend gelegenes Gartengrundstück gekauft und auf die Verschönerung desselben außerordentliche Summen verwandt. Es konnte nichts Anmuthigeres geben, als diesen Kirchner'schen Garten und Park. Leider aber lastete auf diesem Grundstück eine höchst beschwerliche Servitut, von welcher ihr Herr allerdings seit einer Reihe von Jahren keinen Gebrauch gemacht hatte, so

daß der General die Unannehmlichkeit derselben nicht gewahr worden war. Der Besitzer einer in der Nähe des Kirchner'schen Gartengrundstücks gelegenen bedeutenden Tuchfabrik besaß nämlich seit urdenklichen Zeiten für sich und seine Fabrikarbeiter das Recht, vermöge eines von dem Besitzer des Gartengrundstücks besonders zu unterhaltenden Weges mitten durch den Kirchner'schen Garten gehen und selbst mit kleinen Karren hindurchfahren zu dürfen. So lange der vormalige Fabrikbesitzer, welcher mit dem General auf befreundetem Fuße stand, lebte, war an eine Benutzung der gedachten Servitut nicht zu denken; plötzlich aber starb er und die Fabrik gelangte auf dem Wege der Subhastation in den Besitz des Hofcommissairs, welcher sich vor ganz kurzer Zeit erst in Neukirchen niedergelassen hatte. Es verging wieder einige Zeit; der neue Besitzer der Fabrik ließ viel bauen; als ihm mit einem Male die Idee kam, ob es nicht bequemer und gerathener sei, die Baumaterialien auf dem weit kürzern Wege durch den Kirchner'schen Garten herbeizuschaffen.

Der Hofcommissair war übrigens keineswegs unbillig. Er bedachte, daß, da die Servitut lange nicht in Ausübung gekommen, dem General eine so unerwartete Passage nur höchst unangenehm sein könne. Also wäre der Vortheil nicht zu überwiegend, so wollte er seiner Meinung nach von seinem Rechte keinen Gebrauch machen. Gleichwohl mußte er sich die Sache in Augenschein nehmen. Nichts war natürlicher.

Bei der Uebergabe der Fabrik hatte der Hofcommissair zugleich auch den Schlüssel zu der Thüre empfangen, welche in den Garten des Generals und zu dem Wege führte, dessen Benutzung ihm allein rechtmäßig zustand. Er suchte also eines Tages diesen

Schlüssel hervor und machte sich nach der Besitzung Seiner Excellenz auf den Weg. Es kostete ihm nicht wenige Mühe, die Thüre in der Gartenmauer, welche so viele Jahre nicht war benutzt worden, zu öffnen. Schloß und Angel waren mit der Länge der Zeit ganz verrostet. Endlich gelang es dem Hofcommissair dennoch, sich den Eingang zu öffnen. Er gelangte in den Garten; aber wie groß war sein Erstaunen, als sich auch keine Spur von einem Wege, welchen der Gartenbesitzer in fahrbarem Stande zu erhalten hatte, vorfand. Die Spaliere zu beiden Seiten waren niedergerissen und der Fahrweg in fruchtbares Gartenland umgeschaffen.

Während sich Eccarius noch der gerechten Verwunderung über diese unverhoffte Metamorphose überließ, wandelte der General in einiger Entfernung in ziemlich übler Laune eine Lindenallee auf und ab.

In gleichem Grade aber wie der Hofcommissair über den im Hinwegfall gekommenen Weg, verwunderte sich die Excellenz über die urplötzliche Erscheinung des Eccarius, den er persönlich kennen zu lernen noch keine Gelegenheit gehabt hatte.

„Wo ist denn der Kerl mit einem Mal hergekommen?" frug er sich. Seine Verwunderung und üble Laune aber erreichten einen noch weit höhern Grad, als er gewahrte, wie der Hofcommissair mit seinem Spazierstocke eine Art Vermessung anstellte. Er rief daher dem in seiner Nähe beschäftigten Gartenarbeiter sehr laut, so daß sie der Hofcommissair deutlich verstehen konnte, die Worte zu:

„Pieper, frag' Er doch einmal, was der Kerl da wolle! Und was das überhaupt für Manieren wären, sich mir nichts dir nichts in fremdes Eigenthum einzudrängen?"

Der Gartenarbeiter Pieper, welcher den Hofcommissair gleichfalls noch nicht von Person kannte, und seiner Natur nach nicht der höflichsten Race angehörte, brachte die Fragen des Generals auf so grobe Art an den Mann, daß ihn Eccarius gar keiner Antwort würdigte.

Pieper glaubte sich nun berufen, den Examen aus eigenen Mitteln fortzusetzen, und ward daher wo möglich noch gröber, wobei er der Person des Hofcommissairs ziemlich nahe kam.

„Wenn Er, infamer Schlingel," erwiederte endlich Eccarius, als ihm die Pieper'schen Redensarten zu bunt wurden, „nicht augenblicklich Ruhe hält und sich davon packt, so werde ich Ihm mit meinem Stocke einen Denkzettel aufzählen, den Er nicht vergessen soll."

Da Eccarius es liebte, auf das Wort die That schnell folgen zu lassen, so kam er auch sofort mit geschwungenem spanischen Rohre auf den Gartenarbeiter zu. Dieser, ebenso hasenhaft und grob, wartete die Sache von wegen des Denkzettels nicht ab, sondern galoppirte unverzüglich zur Excellenz zurück, welcher er über den bösartigen Fremden Rapport abstattete.

„Der Kerl muß verrückt sein," rief der General und ging nun selbst nach dem Orte, wo sich Eccarius befand.

„Mein Herr, wer sind Sie?" frug Kirchner in strengem Tone, „und was haben Sie hier zu suchen?"

Ohne auf diese Frage etwas zu erwiedern, versetzte der Hofcommissair in ziemlich rügendem Tone: „Ich muß mich sehr verwundern, Ew. Excellenz, daß sich Hochdieselben ohne meine Erlaubniß unbefugter Weise meines Eigenthums angemaßt haben."

Der alte Krieger, welcher an die Servitut seit langen Jahren mit keiner Sylbe gedacht und das auf seinem Grundstück lastende Recht des Fabrikbesitzers total vergessen hatte, glaubte jetzt in der That, es rapple mit dem Unbekannten. Er betrachtete sich denselben genauer, um vielleicht aus dessen sonderbaren Geberden oder starrem Blicke die Gewißheit seiner Vermuthung bestätigt zu finden.

Er wußte nicht, was er auf die irrsinnige Rede erwiedern sollte, als der Hofcommissair fortfuhr:

„Es scheint bei Ihnen, Herr General, ganz in Vergessenheit gerathen zu sein, daß Sie dem Besitzer der Neumühle einen Fahrweg durch Ihren Garten unterhalten müssen; und diese poetischen Blumenbeete hier sehen nicht wie eine prosaische Straße aus."

Der General glaubte noch immer mit einem Verrückten zu thun zu haben, als ihm der Hofcommissair die Sache faßlicher aus einander setzte. Jetzt erst begann es in seinem Innern ein wenig zu tagen. Er besann sich auch, wiewohl nur ganz dunkel, einmal von einer Servitut haben erzählen zu hören. Hatte er indeß damals schon dieses Recht für eine an sich höchst unbedeutende Sache gehalten, so erschien es ihm jetzt wo möglich noch unbedeutender, ja wahrhaft lächerlich.

Wenn der General, der allerdings, was die edle Rechtsgelahrtheit anlangt, als kein großes Licht gelten konnte, das gute Recht des Hofcommissairs nicht so gar en bagatelle behandelt hätte, so würde sich Letzterer vielleicht zu einer billigen Ablösungssumme der Servitut haben bereitwillig finden lassen. Auf die Art und Weise aber, wie der General sich aussprach, durfte man dem Eccarius nicht kommen.

Je spaßhafter der alten Excellenz der Gedanke er=

schien, daß der Hofcommissair von einem Fahrwege fabelte, der mitten durch seine schönen Rosengehege, deren Anlage ihm so horrente Summen gekostet, führen sollte, um so ernstlicher nahm Eccarius die Sache. Der alte General, der sich's nicht im Traume beikommen ließ, daß er von Obrigkeit wegen könne gezwungen werden, einen solchen Fahrweg nicht nur zu dulden, sondern sogar für sein eigenes Geld fix und fertig herzustellen, gab endlich dem Hofcommissair den guten Rath, er solle doch schweigen und sich nicht auslachen lassen. Natürlich wurde Eccarius auf diese Weise nur erbitterter und nahm eine noch entschiedenere Sprache an. Er verlangte jetzt allen Ernstes, daß binnen acht Tagen der Fahrweg wieder hergestellt sei, oder er würde klagbar werden. Das war zu viel für den alten General. Die Galle lief über. Es zuckte ihm in allen Gliedern, diesen höchst unverschämten Menschen, den er nicht einmal kannte, entweder selbst durchzuprügeln, oder ihn durchprügeln zu lassen. Die alte Husarennatur, welche wenig Rücksichten zu nehmen pflegte, kam zum Vorschein. Er nannte den Hofcommissair geradezu Er, und rieth demselben so schleunigst wie möglich sich zu entfernen, außerdem würde er ihn mit Hunden aus seinem Besitzthume, in das er sich wie ein Dieb geschlichen habe, hetzen lassen.

Wie vorhin Pieper, wartete auch Eccarius, der wohl erkannte, daß es dem Generale mit der Drohung vollkommener Ernst sei, die Hitze nicht ab, sondern zog sich klüglich durch die Gartenthür, durch welche er gekommen, wieder zurück; aber mit dem festen Vorsatze, dem alten Degenknopfe ob seines rauhen Benehmens diesmal die ganze Schwere der Gesetze fühlen zu lassen. Den Fahrweg durch die Kirchner'sche Be=

sitzung mußte er jetzt haben, das stand fest, und wenn man ihm eine Entschädigungssumme bieten wolle, so groß wie die englische Staatsschuld.

Der General konnte sich von dem gehabten Aerger eine Zeit lang gar nicht erholen.

„Ein solcher Bengel," sprach er, „ist mir auf diesem Lebenswege noch gar nicht vorgekommen! Was? einen Fahrweg durch meinen Garten?! Ich glaube noch immer, es was nicht ganz richtig mit ihm."

„Aber wo der Kerl nur hergekommen war?" fuhr er nach einer Weile fort, „und wo er hin sein muß? Durch das Hausthor kann er nicht gegangen sein. Sollte er sich etwa gar noch versteckt halten? Wart', ich will dir die Wege zeigen, du Himmelelementer!"

Kirchner stellte jetzt Untersuchungen an. Er begab sich nach dem Orte, wo Eccarius hinter einer Taxushecke verschwunden war, und gelangte auf diese Weise an die alte Gartenthür.

„Sollte das Spitzbubengesicht etwa gar hier hereingekommen sein?" frug er sich.

Er forschte genauer nach und fand an dem niedergetretenen Grase, daß wirklich Jemand durch die Thür gegangen sein müsse.

„Es unterliegt keinem Zweifel," fuhr er aufgeregt fort, „der Gauner ist vermittelst eines Diebesschlüssels durch diesen Eingang in meine Besitzung gedrungen. Daß dir der Teufel die Laterne gehalten hätte. Pieper! Pieper!"

Der Gerufene kam mit einem ungeheuren Baumpfahle herbeigerannt, um unvorhergesehener Fälle wegen nicht ganz ohne Waffe zu sein.

„Pieper," befahl der General, „schaff' Er mir sogleich ein paar Maurer, die dieses Mauseloch zumachen."

Binnen wenigen Stunden war der Befehl in Ausführung gebracht, und die Thüre, wo der Hofcommissair den rechtmäßigen Schlüssel besaß, von unten bis oben wohl vermauert und verkalkt.

Eccarius, sowie er zu Hause angelangt, traf sogleich Anstalten, die städtische Behörde von des Generals Eingriffe in seine Gerechtsame in Kenntniß zu setzen und ihren Schutz in Anspruch zu nehmen.

Der Stadtrichter, welcher gegen die Excellenz, vor welcher er allen möglichen Respect hatte, nicht sogleich officiell einschreiten wollte, begab sich zuvor persönlich zu dem Hofcommissair, um denselben zu vermögen, daß er sich auf privatlichem und gütlichem Wege mit dem General hinsichtlich der lästigen Servitut vergleichen möge. Da jedoch Eccarius hiervon schlechterdings nichts wissen wollte, so blieb dem Stadtrichter nichts übrig, als Beklagten die Ausfertigung zustellen zu lassen, wonach er unter Vermeidung von fünf Reichsthalern Strafe gehalten war, binnen den nächsten zwei Wochen, vom Tage der Insinuation an gerechnet, den betreffenden Weg zum Besten des Steinmann'schen Fabrikgeschäfts wieder in fahrbaren Stand zu setzen.

Der General, welcher dieser obrigkeitlichen Ermahnung nicht den geringsten Werth beimaß, warf die Zufertigung zerrissen und zusammengeballt in seinen Maculaturkorb und dachte im Entferntesten nicht daran, diese Verordnung, welche, seiner Meinung nach, dem gesunden Menschenverstande total zuwiderlief, zu berücksichtigen.

Die zwei Wochen waren daher verstrichen, ohne daß sich eine Hand gerührt hätte, den Fahrweg herzustellen. Jetzt reichte der Hofcommissair die zweite Klage ein, worin er auf fünfzig Thaler Vergütung

für den Schaden antrug, den er durch die Nichtwiederherstellung des bewußten Weges bereits erlitten zu haben vorgab.

„Funfzig Stockprügel," schrie der General, als ihm die neue Klage zur Kenntniß kam, „soll man ihm aufzählen und nicht funfzig Thaler. Es liegt ja auf der Hand, daß mich dieser Bösewicht nur chikaniren will. Wo ist den je dem vormaligen Besitzer der Steinmann'schen Fabrik, Gott hab' diesen braven Mann selig, in den Sinn gekommen, einen Durchgang durch mein Besitzthum zu verlangen oder gar von Entschädigung zu sprechen. Also ist Alles Erfindung, Bosheit, auf welche sich ein hochweises Stadtgericht gar nicht einlassen sollte."

Nachdem der General sich weder auf die eine noch andere, noch dritte Ausfertigung, in welcher letztern bereits von fünfundzwanzig Thalern Strafe die Rede war, im Geringsten rührte, fand sich eines Tages der Stadtrichter Kleinsimon persönlich ein und eröffnete dem Erzürnten auf möglichst schonende Weise, daß Seine Excellenz die Sache doch etwas zu leicht aufzunehmen scheine. Nach seinem Dafürhalten sei unstreitig das Beste, wenn sich der Herr General vielleicht zu gütlichem Wege durch Leistung einer annehmbaren Ablösungssumme mit Klägern abfinden wolle.

„Was," rief der alte Kriegsmann zornentbrannt, „ich soll diesem Spitzbuben noch Geld herausgeben, und blos deswegen, damit er mich in Ruhe läßt? Giebt es keine Gerechtigkeit mehr gegen solche Missethäter? Leben wir in der Türkei, im Mohrenlande, in Tombuctu, wo Chikane und rohe Gewalt entscheidet?"

„Leider befindet sich im vorliegenden Falle das unzweideutigste Recht auf Seiten des Hofcommissairs,"

bemerkte Kleinsimon. „Als rechtskräftigen Eigenthümer der Steinmann'schen Fabrik steht ihm die Ausübung der, ich gestehe es, allerdings höchst lästigen Servitut unwiderruflich zu."

„Ach, was Servitut," polterte der General, „die Canaille ist ja längst todt, längst erloschen."

„Wenn Ew. Excellenz dies zu beweisen vermögen," erwiederte der Stadtrichter, „dann haben Hochdieselben allerdings gewonnen. Indeß nach meinen Rechtsansichten und wie ich die Sachlage überblicke, dürfte ein solcher Beweis an die Unmöglichkeit grenzen."

„Wie so?" frug der General, „hat mir der verstorbene Besitzer Mühlberg, Gott hab' ihn selig, nicht hinsichtlich dieser vertrackten Fahrstraße plein pouvoir gegeben? Würde ich denn außerdem ein Narr gewesen sein, solche Summen auf die Verschönerung meines Gartens zu verwenden?"

Der Stadtrichter zuckte die Achseln und erwiederte: „Die Erlaubniß, welche der verstorbene Mühlberg Ew. Excellenz hinsichtlich dieses Fahrwegs gegeben, war wohl für seine Person verbindlich, aber keineswegs für seinen Nachfolger. Will dieser, wie hier der Fall eben vorliegt, von seinem Rechte Gebrauch machen, so kann ihm das Niemand verwehren. Es bleibt beim Himmel nichts übrig, als gütlicher Vergleich mit dem Hofcommissair oder — Herstellung des Fahrwegs."

Der alte Kriegsmann tobte wie ein angeschossener Löwe. Er schwur hoch und theuer, daß er lieber Tausende verprozessiren wolle, eh' er jenem Bösewicht einen Heller auszahle; an die Herstellung des Fahrwegs sei bei seinen Lebzeiten gleich gar nicht zu denken. Er beschloß sofort den pfiffigsten und verschmitztesten Advocaten aus der ganzen Umgegend anzunehmen und den Prozeß anzufangen. Seine Wahl hinsichtlich des

Rechtsanwaltes fiel auf den Dr. juris Bock. Dies war ein Mann, der weit und breit durch die eminente Geschicklichkeit berühmt oder vielmehr berüchtigt war, die einfachsten und unbedeutendsten Sachen, namentlich wenn er voraussah, daß sie nicht zu gewinnen waren, durch zahllose Expeditionen und geschickt eingestreute Verwickelungen auf wahrhaft beispiellose Weise in die Länge zu ziehen.

Als ihm die Sache wegen des Fahrwegs, welchen der Hofcommissair beanspruchte, übertragen wurde, sah er sogleich ein, daß dieser Prozeß zu gewinnen eine absolute Unmöglichkeit sei, so klar lag das Recht des neuen Fabrikbesitzers auf der einen und das Unrecht des Generals auf der andern Seite. Gleichwohl überlegte der Doctor Bock, daß, da sich Kirchner für die Sache leidenschaftlich interessire, derselbe auch die Louis'dore nicht ansehen werde, und so beschloß er, ein wahres Meisterstück in seiner Art, Prozesse zu führen, zu liefern. Dies gelang ihm auch wirklich auf außerordentliche Art. Der Prozeß währte nicht weniger denn neun ganzer Jahre und kostete dem General die zahllosen Entschädigungsgelder für den Hofcommissair eingerechnet, bereits die Summe von fünftausend Thalern. Der Aerger, den der General außerdem wegen dieser Sache zu erdulden hatte, war gar nicht zu berechnen. Wenn man sagen wollte, daß Seine Excellenz während der neun Jahre den Hofcommissair einige hunderttausend Mal in den tief untersten Höllenpfuhl verwünscht habe, so wäre dies keine Uebertreibung. Unzählige Mal hatte der alte Krieger erklärt, daß dieser haarsträubende Prozeß der Nagel zu seinem Sarge sei.

In der neuesten Zeit mußte aber Doctor Bock, der die neun Jahre daher immer fidel gewesen war

und dem General frohen Muth eingesprochen hatte, sich denn doch gestehen, daß sein raoulistisches Arsenal erschöpft sei. Das letzte Urtheil der höchsten Instanz, gegen welche keine weitere Appellation denkbar, war vor Kurzem erschienen. Es verurtheilte den General zu sofortiger Wiederherstellung des streitigen Fahrwegs, zur Erlegung einer anderweitigen höchst bedeutenden Entschädigungssumme für den Hofcommissair, so wie zu Bezahlung sämmtlicher Kosten. Drei Tage lang hatte sich der Doctor Bock nach Empfang dieses Urtheils in sein Zimmer eingeschlossen, wie ein Kolikgeplagter auf dem Sopha umher gewälzt und sein Gehirn in allen vier Kammern nach Möglichkeit durchgearbeitet, um wo möglich noch eine Spitzfindigkeit ausfindig zu machen, welche der letzten Instanz entgegen gehalten werden könne. Es war Alles vergebens. Bock's Weisheit war zu Ende. Der ränkevolle Advocat mußte sich an das saure Werk machen, den General von des großen Prozesses endlichem Ausgange, den er schon vor neun Jahren vorausgesehen, in Kenntniß zu setzen. Persönlich wagte er dem alten Kriegsmanne die unheilvolle Botschaft nicht zu überbringen, denn er fürchtete, den General werde auf der Stelle der Schlag rühren; oder wenn dieses auch nicht der Fall sei, könne er bei seiner bekannten Heftigkeit leicht den Stock ergreifen und den Doctor zum Hause hinaus prügeln. Bock suchte also die Pille in einem eben so ehrerbietigen wie schmerzheuchelnden Schreiben möglichst zu verzuckern. Der Zufall wollte, daß sie dem General Kirchner gerade den Tag nach dem letzten Harmonieballe, wo er des jungen Willers sich so wacker angenommen hatte, überreicht werden sollte.

Es bedarf wohl nach Erwähnung dieses ärger=

vollen Prozesses nicht der Bemerkung, daß das gesellschaftliche Verhältniß zwischen dem Hofcommissair und dem General ebenfalls kein freundschaftliches war. Die Beiden wichen sich schon von weitem aus. Die adelige Coterie benutzte die Spannung mit dem General nach Kräften. Sie waren bemüht, den Eccarius bei dem alten Kriegsmanne so schwarz als möglich anzumalen, so daß Kirchner oft hoch und theuer schwur, er hielte in unsrer aufgeklärten Zeit zwar nichts mehr vom Hängen, aber wenn er diesen nichtswürdigen Hofcommissair könnte hängen sehen, wolle er auf der Stelle funfzig Louisd'or für den ersten Zuschauerplatz erlegen, um der Geschichte so nahe wie möglich zu sein.

Doch wir kehren nach diesem Abschweife auf den Neukirchner Harmonieball zurück.

Nachdem der General Kirchner die jungen Adeligen nach dem Tanzsaal zurückgetrieben hatte, wandte er sich wieder zu Willern.

„Kommen Sie, mein Herr Student," sprach er mit vielem Wohlwollen, „lassen Sie sich deshalb, daß Ihnen ein einfältiges Mädchen einen Korb gegeben, vom Tanze, wenn Sie solchen lieben, nicht abhalten. Kommen Sie, ich selbst will Ihnen ein hübsches Dämchen aussuchen helfen, das Ihnen, wenn ich Sie vorstelle, gewiß keinen Korb geben wird."

Willer über die unerwartete Wendung, welche durch die Intervention des wackern Generals die Dinge genommen hatten, eben so überrascht wie erfreut, wandelte sehr heitern Sinnes an Kirchner's Seite nach dem Saale.

Der hohe Adel, welcher unmittelbar nach dem Hinweggange der Frau von Ponikau mit ihren Töchtern gleichfalls in Absicht gehabt, den Ball zu ver-

lassen, hatte sich dennoch eines Bessern besonnen, nachdem man vernommen, daß die alte Excellenz vom Nachhausefahren nichts habe wissen wollen. Wie sehr man sich auch in vielen Dingen nach der Familie von Ponikau zu richten pflegte, so hatte doch ein bedeutender Theil des Neukirchner Adels aus oben angedeuteten Gründen alle Ursache, es mit dem General nicht zu verderben; sie waren ihm die zartesten Rücksichten schuldig. Zudem war Fräulein von Liebenrode, nachdem sie mit ihrem dictatorischen Befehle nach Hause zu fahren so übel angekommen, überall umhergegangen und hatte die befreundeten Familien beschworen, sie nicht zu verlassen; sie beweinte und bejammerte den tyrannischen Sinn ihres Onkels; aber fort durfte sie demungeachtet nicht und wenn sie aus einer Ohnmacht in die andere gefallen wäre. Das Inohnmachtfallen, welches sie früher sehr liebte, hatte sie sich darum nach und nach ganz abgewöhnt.

Welche ultraaristokratische Gesinnung diese hochmüthige Dame auf der einen Seite an den Tag legte, namentlich wenn sie mit Ponikau's in Gesellschaft war, einen eben so verhältnißmäßigen Respect hatte sie auf der andern Seite vor ihrem Oheim. Wenn der General Etwas befahl oder wünschte, so galt der unbedingteste Gehorsam; bei der geringsten Miene von Widersetzlichkeit und Ungehorsam begann ein Donnerwetter, daß Himmel und Erde zitterten.

Daher wagte Fräulein Adele auch am Ballabende im Geringsten nicht, sich der Ordre des Generals zu widersetzen und war zum Dableiben gezwungen. Ihre Geduld sollte indeß auf noch härtere Proben gestellt werden, als sie ihren Onkel im freundschaftlichsten Gespräch mit dem Student Willer gerade auf sich zukommen sah.

Einem in's Meer Gefallenen, beim Anblicke eines Haifisches mit geöffnetem Rachen kann unmöglich schlimmer zu Muthe sein, als dem Fräulein Adele von Liebenrode beim Anblicke des Studenten an der Seite ihres Onkels.

Während sie sich die ganze Zeit der geheimen Hoffnung und Freude hingegeben, daß die adeligen Herren den frechen Bürgerlichen ohne weitere Umstände längst die Rathhaustreppe hinabgestürzt, damit ihm die Lust mit hochadeligen Damen zu tanzen, ein für allemal vergehe, kam der Halbtodtgeglaubte an ihres eignen Onkels Seite und, wie es schien, im freundschaftlichsten Gespräche daher.

„Wenn das Ungeheuer," dachte sie bei sich, „mit mir tanzen will, bin ich des Todes, und gleichwohl darf ich einen Tanz nicht abschlagen, wenn mir der Onkel diesen Menschen vorstellt. Wie in aller Welt sind diese Beiden zusammen gekommen? Der General ist ja von seiner Vorliebe für den bürgerlichen Pöbel längst geheilt. O wär' ich nur dies Einzigemal zu Hause geblieben. Aber mag's werden wie es will, ich tanze nicht. Ich könnte mich im Leben nicht wieder vor Ponikau's blicken lassen. Sobald er mir die Hand reichen will, falle ich um und bekomme Krämpfe. Krämpfe sind noch das einzige Mittel, das auf Onkel Bär einigen Eindruck macht. Die kann er nicht mit ansehen und läuft davon."

Während Fräulein Adele solche heroische Entschlüsse faßte und in Erwartung des Schlimmsten ängstlich und verstockt dasaß, zog die Gewitterwolke gnädig vorüber. Der General führte nämlich Willern direct zu Clara von Löwenstern, welches schöne Mädchen er seinen Liebling nannte. Er präsentirte ihr den Studenten mit den Worten: „Ich bin überzeugt,

liebe Clara, daß Sie meinem jungen Freunde hier keinen Korb geben werden. Sie sehen mir dazu viel zu schön, zu gut und zu verständig aus."

Clara wurde über und über roth und wußte in den ersten Augenblicken nicht, was sie erwiedern sollte. Obschon ihr Herz Willern wegen seines Verfahrens gegen Bianca völlig frei sprach, so hatte sie doch zu viel Verwünschungen über den Studenten aussprechen hören, als daß sie bei des jungen Mannes Erscheinen nicht hätte erschrecken sollen. Sie warf daher einige ängstlich fragende Blicke nach Madame Chignon, die unfern saß; diese schien aber noch weit mehr erschrokken zu sein, als Clara selbst, und blickte starren Auges den General an.

„Nicht wahr," wiederholte der alte Krieger, so laut, daß es die Umsitzenden deutlich vernehmen konnten, „Sie sind viel zu gut und zu verständig, als daß Sie meinem jungen Freunde einen Tanz abschlagen sollten?"

Clara bedauerte, daß sie bereits engagirt sei.

Der General stutzte und seine Stirn zog sich in Falten. Er fürchtete, daß dem Mädchen von der hochadeligen Sippe gleichfalls Aversion gegen das Bürgerthum eingeimpft sein möchte.

Er frug daher etwas pikirt: „Auch für den nächstfolgenden schon engagirt?"

„Bedaure, ebenfalls," war die Anwort.

Kirchner ward immer finsterer. „Wie steht's denn aber," fuhr er examinirend fort, „mit dem nächsten Tanze nach dem Nächstfolgenden, auch schon besetzt?"

„Nein," erwiederte Clara.

Jetzt war der General wieder freundlich und sprach zu Willer: „Nun, mein Herr Student, da langen Sie zu."

Willer ließ sich das nicht zwei Mal sagen. Er engagirte sich mit dem Fräulein von Löwenstern auf die zweite Française und erkundigte sich bei dieser Gelegenheit zugleich, wie ihr die romantische Waldpartie von ehegestern bekommen sei?

Ein Wort gab das andere; die Zwei befanden sich alsbald zum Entsetzen des hohen Adels in tiefem Gespräch.

Der General, als er die beiden Leutchen so charmant discuriren sah, ging, sich vergnügt die Hände reibend, den Saal wiederholt auf und ab, und war ob der beispiellos langen Gesichter der hohen Aristokratie ausnehmend erfreut.

Frau von Fellenberg war mehr todt als lebendig. Sie hätte vor's Leben gern ihre Tochter zurückgerufen; aber gerade die Familie von Löwenstern hatte am meisten Ursache, den alten General bei guter Laune zu erhalten. Die gnädige Frau, wie schwer es ihr wurde, mußte diesmal in das Unvermeidliche sich fügen.

„Man muß gestehen," hieß es hier und da unter dem Adel, indem man seinen Grimm nur schlecht zu verhehlen vermochte, „Seine Excellenz sind heut' ausnehmend liebenswürdig." — „Der Mann wird in der That täglich schwächer," flüsterte ein bejahrter Adeliger seiner Nachbarin zu. „Ich fürchte mit der Zeit wirklich für seinen Verstand," tönte es als Antwort, „mich sollte für diesen Fall die Familie wahrhaft dauern."

Von dem bürgerlichen Ballpublikum war ein großer Theil der festen Ueberzeugung, daß nach solchen Erlebnissen der jüngste Tag gar nicht mehr fern sein könne.

Ein neuer Tanz begann. Clara ward von ihrem

adeligen Tänzer abgeholt, während Willer zu seinem hohen Protektor und späterhin zum Hofcommissair zurückkehrte. Dieser saß mit unendlichem Wohlbehagen in einem Nebenzimmer und als er Willern erschaute, ließ er sogleich Champagner bringen.

„Es ist der schönste Tag meines Lebens," sprach er mit dem Studenten anstoßend; „aber jetzt bitt' ich nur eins, sobald wir das Fläschchen ausgestochen haben, kehren Sie nach dem Tanzsaale zurück, tanzen nach Belieben oder widmen sich Ihrem edeln Beschützer; nur, das bitte ich angelegentlich, bekümmern Sie sich um mich nicht, hören Sie wohl, thuen Sie gar nicht, als ob ich zugegen sei; ich werde Ihnen das „warum" Morgen aus einander setzen."

Willer, der aus diesen Worten nicht recht klug ward, bat um nähern Aufschluß; Eccarius vertröstete ihn aber fortwährend auf Morgen, so daß sich der Student in des Hofcommissairs Willen zu ergeben versprach.

Nachdem man die Flasche geleert, kehrte Willer nach dem Saale zurück, während der Hofcommissair aus der Ferne den Beobachter machte.

Endlich erschien der große in der Neukirchner Harmoniegesellschaft noch nie dagewesene Moment, wo ein bürgerlicher Student mit einem Fräulein vom höchsten Adel zum Tanze antrat. Es hat wohl nie ein schöneres Paar gegeben, dies mußte selbst der erbitterte Adel und der neidische Bürgerstand zugestehen, und nie sah man die Française anmuthvoller tanzen als diesmal. Der alte General Kirchner selbst, der sonst nicht viel auf den Tanz gab, verwandte kein Auge von beiden Lieblingen und applaudirte, als die Touren zu Ende waren.

Willer tanzte den nächsten Tanz mit einem hüb-

schen bürgerlichen Mädchen, dann wieder mit adeligen Damen, von welchen ihm jetzt keine einen Korb zu geben wagte; ja man fand sogar, daß dieser Student wirklich kein so übler Mann sei: sein Benehmen sei so gebildet und zart, seine Rede so wohlklingend und geistreich und sein Tanz wirklich engelhaft; man bedauerte zuletzt fast allgemein, daß er so niederer Herkunft war.

Mit unverkennbarer Freude bemerkte der Hofcommissair aus der Ferne die Triumphe seines Gastes.

Nachdem sich Willer ziemlich müde getanzt, nahm er im Conversationszimmer wieder Platz an der Seite des alten Generals. Dieser war ein außerordentlicher Freund von Anecdoten. Kaum hatte dies der Student in Erfahrung gebracht, als er sein Anecdoten-Füllhorn aufthat und den alten Mann dermaßen mit lustigen und witzigen Sächelchen überschüttete, daß ihm vor Lachen wiederholt die Thränen in die Augen traten.

Er mußte sich gleich dem Hofcommissair gestehen, daß er lange keinen so vergnügten Abend verbracht habe. Der wackre Alte ahnete in seiner fröhlichen Stimmung nicht, welch' ein harter Schlag ihn Morgen durch Uebersendung des Endurtheils der letzten Instanz bevorstand.

Ein glücklicher Zufall wollte es, daß der General Kirchner während des ganzen Abends nicht erfuhr, Willer sei ein Gast von Eccarius, er würde außerdem unfehlbar das Benehmen des Studenten nur für rohen, vom Hofcommissair eingegebenen Oppositionsgeist gehalten haben und seine Sympathie für den jungen Mann würde dann gewiß nicht erwacht sein.

Die Beiden saßen noch bis tief in die Nacht bei einander, selbst nachdem der Tanz sein Ende erreicht

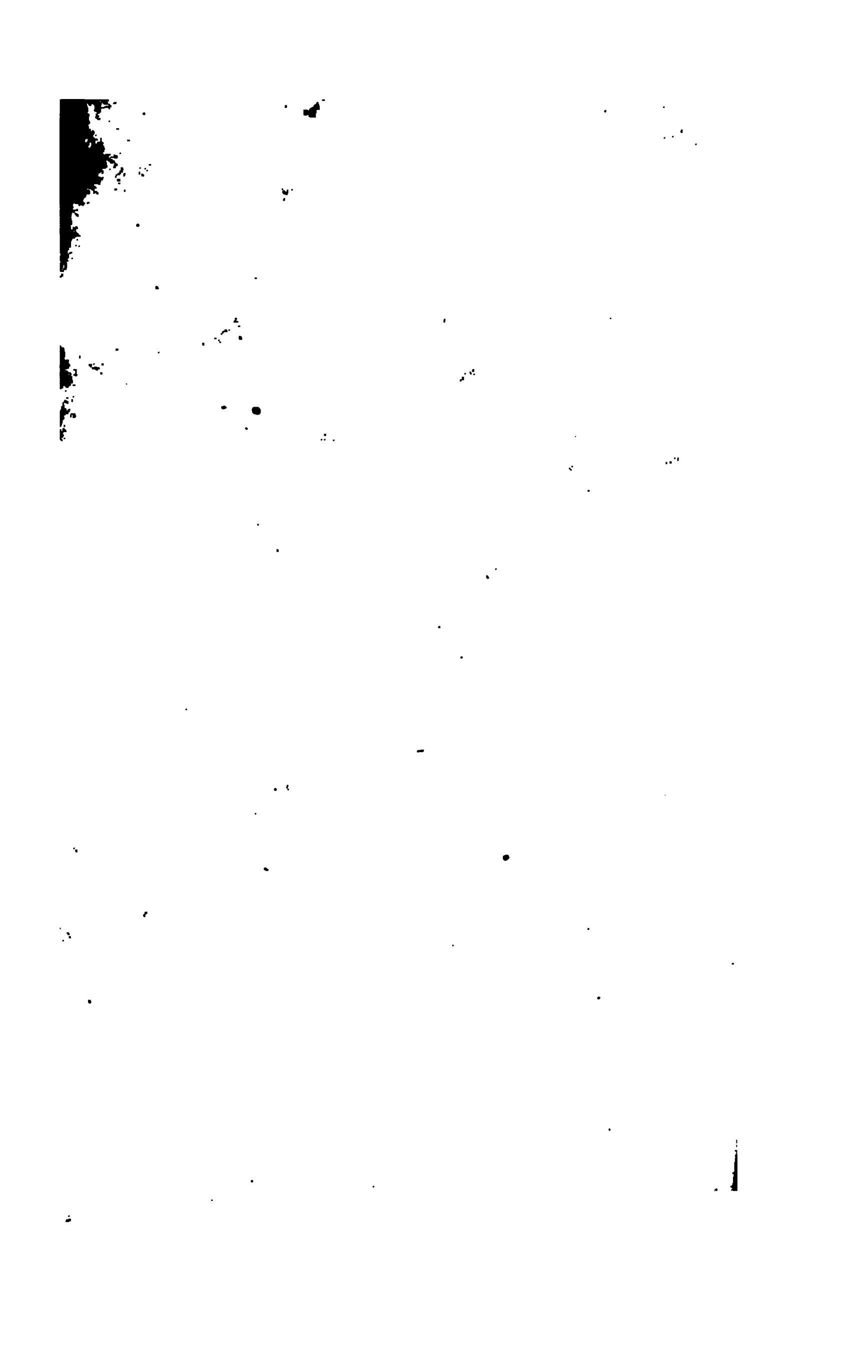
und der größte Theil der adeligen wie bürgerlichen Ballgäste sich entfernt hatte. Auch Fräulein Adele von Liebenrode war nach erhaltener Erlaubniß von Seiten des Onkels schon geraume Zeit nach Hause gefahren. Sie hatte wenigstens den Triumph davon getragen, daß der bürgerliche Student nicht mit ihr getanzt hatte. Gleichfalls war der Hofcommissair, ohne von Willern, damit dieser in seiner Unterhaltung mit dem General nicht gestört werde, Abschied genommen zu haben, nach Hause gegangen.

Nachdem der Student dem Generale mit Hand und Wort noch hatte geloben müssen, ihn den nächsten Tag zu besuchen, fuhr der alte Mann nach Hause, während Willer von der Erlebniß dieses Abends gewaltsam bewegt und von der Liebe für seine Françaisentänzerin, die reizende Clara, beseligt den dunkeln Heimweg antrat.

So endete dieser in den Annalen von Neukirchen außerordentliche Ball, dessen Folgen, wie wir später sehen werden, gleichfalls außerordentlich genannt werden müssen.

Ende des zweiten Theils.

Druck von Alexander Wiede in Leipzig.



Ferdinand Stolle's
ausgewählte Schriften.

Volks- und Familien-Ausgabe.

Achter Band.

Zweite Auflage.

Leipzig,
Ernst Keil.
1859.

Deutsche Pickwickier.

Komischer Roman

von

Ferdinand Stolle.

Dritter Theil.

Zweite Auflage.

Leipzig,
Ernst Keil.
1859.



Erstes Kapitel.

Nächste Folgen des Balles.

Beim General Kirchner, welcher die vergangene Nacht spät vom Balle nach Hause gekommen, dauerte diesmal der Morgenschlaf länger als gewöhnlich. Die Sonne stand hoch am Himmel, als er erwachte, sich ankleidete und seinen Kaffee verzehrte. Er war ungemein bei Laune, steckte sein Morgenpfeifchen in Brand und legte sich mit vieler Behaglichkeit in das Fenster, welches nach dem duftenden Garten hinausging. Die vergangene Ballnacht zog wie im freundlichen Lichte vorüber. Er gedachte mit besonderer Vorliebe des jungen Willer, dem er einige wahrhaft vergnügte Stunden verdankte; da brachte sein Kammerdiener Beifuß ein Paquet nebst Brief, welches beides so eben der Schreiber des Doctor Bock abgegeben hatte.

„Der verfluchte Prozeß," brummte der General, als er den Namen des Doctor Bock hörte, „da werd' ich wieder wenig Erfreuliches hören.

„Zwar hat mir Bock vor Kurzem hoch und theuer geschworen," fuhr er fort, indem er das widerspenstige Siegel zu erbrechen bemüht war, „daß nun bald das

Endurtheil erscheinen und wenn es noch eine Gerechtigkeit auf Erden gäbe, ich aus diesem heillosen Streite als Sieger hervorgehen müsse; aber ich habe nach gerade das Vertrauen zu diesen Betheurungen verloren. Wie unzählige Mal hat mir dieser Mensch während diesen unzähligen neun Jahren bei seiner ewigen Seligkeit geschworen, daß ich gewinnen und der vertrackte Hofcommissair zu Schanden werden müsse, sobald ich nur den Muth nicht verlieren wolle. Nun, Gott ist mein Zeuge, daß ich weder den Muth verloren, noch Geld gescheut habe, obschon ich nicht selten vor Wuth des Teufels geworden bin. Indeß fühl' ich denn doch, daß, wenn die Sache nicht bald zu Ende kommt, ich dem Aerger erliegen werde. Bis Johannis will ich den Prozeß noch ansehen, dann sind es gerade zehn Jahre, daß er begonnen hat, hab' ich da nicht gesiegt, mag es werden wie es will; ich wende blos noch so viel daran, als es kostet, meinen Advocaten durchprügeln zu lassen, denn es wird mir immer klarer, daß ich diesem Schlingel allein die Langwierigkeit dieses kostspieligen Streites zu verdanken habe."

Unter diesen Gedanken war es dem General gelungen das Siegel zu erbrechen und den Brief zu eröffnen. Er mühte sich selbigen zu lesen, aber vermöge seines schwachen Gesichts konnte er sich in den Schriftzügen nicht sogleich zurecht finden.

„Beifuß," sprach er, „lies mir einmal den Wisch, Du hast bessere Augen. Gewiß neue Vertröstungen und anmuthige Liquidationen."

Der Kammerdiener machte sich sofort an die Lectüre, während die Excellenz gemächlich auf dem Sopha Platz nahm und sich eine neue Pfeife stopfte.

Der Advocat Doctor Bock, wenn er dem General

auch nur über die geringfügigsten Dinge schrieb, unterließ nie, im Contert die sämmtlichen Titel seines Clienten, so wie mehre aus eigenem Gutachten hinzugefügten, mit diversen et ceteris einfließen zu lassen, weil dadurch die Copialgebühren, an welchen er Theil hatte, bedeutend vermehrt wurden. Der General, welcher ein Feind aller Weitschweifigkeiten war, ärgerte sich stets über dieses Titulaturwesen, zumal hinter demjenigen des Doctor Bock in der Regel nie viel Erfreuliches zu folgen pflegte. Als daher Beifuß zu lesen begann: „Hoch- und Wohlgeborener, Insonderheit Hochzuvenerirender —“ unterbrach ihn Kirchner mit den Worten: „Zur Sache, Beifuß eine halbe Seite tiefer!“

Der Kammerdiener, welcher den General nicht verstand, glaubte, er habe nicht recht gelesen, und begann abermals und zwar weit lauter: „Hoch- und Wohlgeborener, Insonderheit Hochzuvenerirender, wie auch nicht minder höchst Respectabler —“

„Du sollst die Titel weglassen und blos den Brief lesen,“ wiederholte Kirchner.

Beifuß, dem von je nichts wichtiger erschienen, als gerade der Titel, weil alle Welt darauf so viel gab, glaubte, Seine Excellenz spaße. Er lächelte daher auf höchst schlaue Weise und ließ sich in den Titulaturen im Geringsten nicht stören, sondern trug sie jetzt mit einer wahrhaft diplomatischen Genauigkeit vor.

Der General verzweifelte.

„Der Mensch bringt mich um,“ rief er, als die Titel gar kein Ende nehmen wollten und Beifuß noch immer nicht zum eigentlichen Texte gelangte.

Endlich war er fertig.

„Gott sei Dank,“ seufzte die Excellenz, „nun werden wir hören.“

Der Doctor Bock ging natürlich mit der Sprache nicht sogleich heraus. Er sprach im Anfang über dies und das, ließ einige moralische und philosophische Floskeln einfließen, sprach von der sittlichen Würde des Menschen, welche die Macht besitze, dem größten Mißgeschick kühn die Stirn zu bieten.

Der General rutschte in seiner Ungeduld auf dem Sopha wiederholt auf und nieder.

„Ich glaube, dieser Satan ist übergeschnappt,“ sprach er endlich, als die moralische Einleitung, zumal Beifuß, wie seine Gewohnheit war, ziemlich langsam buchstabirte, gar kein Ende nehmen wollte, „seit wann ist denn der Doctor Bock eine moralische Person geworden? Davon hab' ich nie etwas gewußt.“

Jedesmal, wenn der General seinem Aerger Luft machte, hielt Beifuß ehrerbietig im Lesen inne, und fuhr, den Finger auf die Stelle, wo er stehen geblieben war, haltend, erst dann wieder fort, wenn er ausdrücklichen Befehl dazu erhielt.

„Weiter!“ schrie die Excellenz, über Beifußen's fortwährende Pausen, wie über die salbungsreiche Einleitung im gleichen Grade erbittert.

Der Kammerdiener gehorchte. Nachdem der Doctor Bock dem General hinlänglich sittliche Kraft anempfohlen, ward er religiös und kam auf das Christenthum.

„Der Kerl rasʼt,“ rief Kirchner, der jetzt zu wüthen begann; „Beifuß, elender Kammerdiener, steht denn wirklich Alles schwarz und weiß im Briefe, was Du da vorliest?“

„Strich vor Strich, Excellenz,“ rapportirte Beifuß.

„Ich glaube, der Brief ist gar nicht an mich!“

„Soll ich Ew. Excellenz die Titel wiederholen?“

„Ich laß Dich hängen, wenn Du Dich unterstehst!“

„Das Christenthum," fuhr Beifuß fort, „das ächte, wahrhafte Christenthum ist die Lehre, die uns erstarket und nicht zu Schanden werden läßt, wenn des Lebens mannigfache Ungewitter über unserm sündenvollen Haupte dahindonnern; welche uns erhebt über alles Trübsal und alles Ungemach der Erde. Trachtet nicht nach Schätzen, an welchen die Motten nagen und der Rost frißt."

„Der Heidenhund," unterbrach hier laut aufschreiend die Excellenz, „mir das zu schreiben; dieser Satan hält mich, bei meiner Seele! zum Narren; was? ich soll nicht nach Güter trachten, an welchen der Rost nagt; wenn ich noch ein paar solche Prozesse zu führen und noch ein paar solche nichtswürdige Advocaten zu mästen hätte, würden bald weder die Motten noch der Rost bei mir etwas zu nagen und zu fressen haben."

Beifuß gelangte endlich zu dem eigentlichen Zwecke des Schreibens, nämlich den General mit dem unglücklichen Ausgange des Prozesses bekannt zu machen und ihm zugleich das offene Bedauern an den Tag zu legen, daß es beim besten Willen dem Sachwalter nicht möglich gewesen sei, ein anderweitiges Rechtsmittel gegen das allerdings höchst grausame Urtheil zu ergreifen.

Der General, welcher trotz dieser klaren Auseinandersetzung noch immer nicht das Schlimmste ahnete, denn er war mit der Länge der Zeit gegen die ungünstigen Urtheile der verschiedenen Instanzen nachgerade indolent geworden, so wie er auch diesmal glaubte, es handle sich nur um eine abermalige Entschädigung des Hofcommissairs, wie er schon gewohnt war, rief daher ziemlich gefaßt: „Nun, wie lautet denn dieses, nach dem Ausspruche des Doctor Bock

höchst grausame Urtheil? Ich dächte denn doch, alle zeitherigen wären schon grausam genug gewesen, das sie gar nicht schlimmer kommen können!"

Beifuß mußte jetzt das beiliegende Urtheil der letzten Instanz öffnen und vorlesen. Aber je weiter er las, desto dunkelfarbiger ward das Gesicht des Generals, desto sichtbarer trat die Zornader auf seiner Stirn hervor; convulsivisch ballte sich seine Hand; als aber der Vorleser zu der Sentenz kam, daß Beklagter sofort den Fahrweg durch sein Grundstück wiederherzustellen habe, knickte der General wie eine alte Eiche zusammen.

Der erschrockene Beifuß, welcher nicht anders glaubte, als Seine Excellenz habe der Schlag gerührt, sprang eiligst hinzu und hielt dem General ein Riechfläschchen, das er stets bei sich zu tragen pflegte, unter die Nase.

„Es ist kein Wunder," sprach der mit der Wiederbelebung seines Herrn beschäftigte Kammerdiener, „daß er einen Knax bekam, dieses Urtheil wirft ein Vieh um."

Nach ungefähr zwei Minuten, in welchen es Beifuß an Rütteln, Aufknöpfen und Reiben nicht hatte fehlen lassen, kam die Excellenz wieder zu sich, aber nur um ihrer Wuth um so freiern Lauf zu lassen. So wild hatte der Kammerdiener seinen Herrn im Leben nicht gesehen. Er begann ordentlich sich zu fürchten. Der General schwur in der ersten Hitze hoch und theuer, erst den Doctor Bock höchsteigenhändig todt zu schlagen, dann den Urthelsverfasser umzubringen, seinen Garten zu verwüsten, zum Landesfürsten zu reisen, damit dieser das verbrecherische Urtheil durch einen Gewaltstreich vernichte. Er nahm sich gleich so vielerlei Dinge mit einander vor, daß

er gar nicht wußte, wo er anfangen sollte. Er war vom Sopha aufgesprungen und lief tobend in der Stube auf und ab. Dabei focht er barbarisch mit einem Stecke in der Luft, daß Beifuß, der ganz unverschuldeter Weise schon einige Hiebe erhalten hatte, entsetzt aus einer Ecke in die andere sprang. Der Hocherzürnte sah nicht, wo er hinschlug. Beifuß paßte daher einen glücklichen Moment ab, um so schleunigst wie möglich durch die Thür zu entkommen, ohne daß der General bei seiner Aufregung die Flucht bemerkt hätte. Die Excellenz fuhr noch eine geraume Zeit fort, auf Tische und Stühle zu schlagen, daß Gläser und Tassen zitterten und klirrten. Endlich sank er erschöpft auf's Sopha.

Nach reiflicher Ueberlegung beschränkte er seinen großartigen Racheplan vor der Hand in so weit, daß er blos den Doctor Bock mit dem Leben bestrafen oder ihm wenigstens Arme und Beine rechtskräftig zerbrechen lassen wolle; den Urthelsverfasser behielt er sich für eine spätere Zeit vor; und die Reise zum Landesfürsten, damit dieser durch einen Gewaltstreich das Urtheil cassire, schlug er sich bald ganz aus dem Sinne. Er gedachte, wie schlimm es ihm in einem ähnlichen Falle in demselben Prozesse schon ergangen sei.

Nachdem er ausgetobt hatte, lag er auf dem Sopha und ächzte und stöhnte und fluchte. Bald klagte er die irdische Gerechtigkeitspflege als größte Verbrecherin beim Himmel an, bald verwünschte er sie in den tiefuntersten Höllenpfuhl.

Der geflüchtete Beifuß steckte von Zeit zu Zeit den Kopf durch die Thür, um über den Zustand seines desperaten Herrn Erkundigungen einzuziehen. Als er gewahrte, daß sich der Hauptraptus gelegt habe, schlich er leise wieder in's Zimmer.

Auf das Knarren, welches die Thür verursachte, wandte der General den Kopf und da er des Kammerdieners ansichtig wurde, frug er:

„Beifuß, Er hat wohl auch sein Theil erhalten?"

„Allerdings," erwiederte der Gefragte, indem er mit den Händen seinen Rücken visitirte. „es ist mir so."

„Er kommt da," tröstete der General, „für sein Theil golden weg; wie muß ich thun? Ich liege auf der Folter."

„Verzeihen Ew. Excellenz, ich bin in solchen Dingen bescheiden."

„Beifuß!" rief nach einer Pause der alte Kriegsmann.

„Ew. Excellenz!"

„Laß Er 'mal in das Wochenblatt und in den politischen Kinderfreund die Anzeige setzen, daß ich mein Haus und Garten verkaufe."

„Ew. Excellenz belieben zu scherzen."

„Beifuß, thu' Er, wie ich Ihm geheißen."

„Das ist ja nicht möglich! das herrliche Grundstück, worauf Ew. Excellenz —"

„So außerordentliche Summen verwandt," fuhr der General fort, „allerdings, leider."

„Welches Ew. Excellenz," sprach der Kammerdiener, „so lieben, daß Hochdieselben oft geschworen haben, hier und nirgend anders solle Ihr Grab sein."

„Muß ich denn nicht befürchten, guter Beifuß, daß es dem Herrn Hofcommissair morgen einfällt, eine neue Servitut hervorzusuchen, welche mir sogar das eigene Begräbniß untersagt, oder daß er eine Heer- und Militairstraße über mein Grab führt? Du siehst ja, daß es keine Gerechtigkeit in diesem Lande gibt. Nein, Beifuß, eh' ich eine Fahrstraße mitten durch meine Rosen- und Jelängerjelieberlauben dulde,

eher verkaufe ich Garten und Haus an den Ersten Besten und suche mir auf irgend einem stillen Winkelchen der Erde ein kleines servitutenfreies Plätzchen, wo ich vor dem Hofcommissair Ruhe habe."

„Vielleicht würde der Herr Eccarius," gab Beifuß zu bedenken, „sich doch vielleicht gegen eine ansehnliche Ablösungssumme bereitwillig finden, auf sein Recht zu verzichten; er soll in vielen Dingen ein recht billigdenkender Mann sein."

„Auf sein Recht verzichten? Beifuß, wie spricht Er wieder! Ich frage Ihn bei Seinem gesunden Menschenverstande, wo hier vom Recht die Rede sein kann, wenn ich durch einen mir ganz fremden, wohlangelegten und wohlummauerten Garten einen Fahrweg beanspruche; wenn das nicht der bodenloseste Unsinn und das himmelschreiendste Unrecht zugleich ist, so weiß ich nicht, was man heut zu Tage unter Menschenverstand und Recht eigentlich versteht."

Beifuß mochte sich in keine Discussionen und Definitionen über die Begriffe von Menschenverstand und Unrecht einlassen, weil er wußte, daß er bei solchen Streitfragen gegen seinen Herrn nie auskam. Der alte General liebte keine langen parlamentarischen Debatten, darum waren ihm auch die Landtage so zuwider, sondern er zerhieb, wie einst Alexander, die schwer zu lösenden Knoten mit dem Schwerte; das hieß bei ihm aber so viel wie „Beifuß, halt' dein Maul, oder ich werfe dich zur Thür hinaus." Daher ging die Excellenz gegen ihren Kammerdiener stets als Sieger aus allen philosophischen Disputationen, die sich oft bis zur Metaphysik erhoben, hervor.

Beifuß kam daher auf seinen guten Rath zurück, daß seine Excellenz sich möge mit dem Hofcommissair durch eine Ablösungssumme abfinden.

„Was schwatzest Du?“ erwiederte der General, „war es nicht seit geraumer Zeit mein sehnlichster Wunsch, mich mit dem Hofcommissair auszugleichen, aber ließ es denn der Bock, für welchen ich die tiefunterste Hölle noch viel zu gut halte, dazukommen? Ich ließ sogar einmal, ohne Vorwissen meines Advocaten, durch die dritte Hand meinem Gegner einen Vergleich anbieten, ich darf die Summe gar nicht nennen, die ich bot; aber dieser Bösewicht erklärte geradezu, daß es ihm nicht um mein Geld, sondern um sein Recht zu thun sei.“

„Gewiß,“ versetzte Beifuß, „hat der Doctor Bock den Herrn Hofcommissair erst recht erbittert, weil dieser von keinem Vergleiche wissen will.“

„Es ist wohl ein Satan so schlimm wie der andere,“ erwiederte mürrisch der General; „doch nein, da thu' ich dem Hofcommissair doch zu viel; es kann ein Mensch schon sehr verworfen sein, aber dem Bock reicht so leicht Keiner das Wasser. — Doch, Beifuß, daß wir nicht Ein's in's Andere reden, vergiß meinen Auftrag nicht und laß Haus und Garten ausbieten, so bald als möglich, gleich in einer der nächsten Nummern.“

Der Kammerdiener wollte seinem Herrn den Verkauf ausreden, aber der General blieb unbeweglich.

Nein, Beifuß,“ sprach er, „spar' Deine Worte; ich dächte, Du solltest so viel Einsehen haben, daß ich dieses rohe Fabrikvolk, ihren edlen Hofcommissair an der Spitze, in Triumph und unter Sang und Klang und Paukenschlag nicht durch die stillen Räume meines Gartens kann ziehen lassen. Denke nur, welch' ein Hosiannah diese verderbte Menschheit anstimmen wird, daß ich endlich nach zehnjährigem, beispiellosem Prozesse und Geldverluste dennoch unterlegen bin. Ich glaube, der Hofcommissair ist im Stande, zur

Einweihung des Fahrwegs einen eignen Triumphmarsch componiren zu lassen; eine solche Malice sieht ihm ähnlich. Nein, das wäre mehr, als ein armer Sterblicher ertragen kann. Ich habe ehedem manche Batterie erstürmt; ich fürchte mich vor Hölle und Teufel nicht, was die Courage anbelangt; aber hier in Sachen dieses Prozesses muß ich meine Schwachheit bekennen. Das ertrage ich nicht. Darum fort mit der ganzen Besitzung, fort, je eher je lieber. Meine Feinde sollen wenigstens nicht die Freude haben, sagen zu können, daß, so lange ich den Garten besessen habe, der Fahrweg gestattet gewesen sei."

Während die Beiden auf diese und ähnliche Weise conversirten, ward der Student Karl Willer angemeldet, welcher, seinem gestrigen Versprechen gemäß, dem General einen Besuch abzustatten kam.

„Er kommt wie gerufen," sprach der General, dem bei dem Namen des Angemeldeten wieder freier und froher zu Muthe ward, „Beifuß, führe ihn unverzugs nach der blauen Stube, ich werde sogleich erscheinen."

Als der Kammerdiener sich entfernt hatte, fuhr Kirchner, seine Toilette etwas in Ordnung bringend, fort:

„Ich habe ob der schändlichen Prozeßgeschichte den versprochenen Besuch ganz vergessen. Der brave Willer konnte zu gar keiner gelegenern Zeit kommen. Das ist doch noch ein Mensch, mit dem sich ein verständiges Wort reden läßt. Ich bin begierig, was Der zu dem Prozesse überhaupt und namentlich zu dem tragischen Ausgange sagen wird. Ich bin überzeugt, daß er gleichfalls Feuer und Flammen speit, schon mir zu Liebe, denn er scheint mich nicht ungern zu haben."

Mit diesen Gedanken machte sich Kirchner nach dem Empfangzimmer auf den Weg. Als er den Studenten erschaute, rief er sogleich, ihm die Hand herzlich schüttelnd:

„Sie hat ein guter Genius gesandt. Denken Sie nur, wie mir's armen Manne auf meine alten Tage ergeht! Wahrhaft gotteserbärmlich springt man mit mir um. Es ist schlechterdings um aus der Haut zu fahren.“

Der General theilte sofort dem aufmerksam zuhörenden Studenten, der neben ihm auf dem Sopha Platz genommen hatte, die großartige Prozeßgeschichte mit. Da er ziemlich cursorisch dabei zu Werke ging, war er bald damit zu Ende.

„Und was ist das Ende vom Liede?“ frug er schließlich.

Da Willer hier die Antwort schuldig blieb, fuhr der alte Krieger leidenschaftlich fort: „Was ist das Ende vom Liede? — daß ich nach zehnjährigem, beispiellosem Aerger, nach enormen, wahrhaft zum Fenster hinausgeworfenen Geldsummen den vermaledeiten Fahrweg wiederherstellen und in baulichem Stande erhalten soll. Was sagen Sie?!“

Der Student lächelte, und dem erzürnten alten Manne die Hand hinreichend, erwiederte er: „Nein, das sollen Ew. Excellenz nicht!“

„Nicht wahr,“ frug der General, „lieber das ganze Nest verkauft und auf und davon gezogen; das ist auch mein unwiderruflicher Entschluß.“

„Nein,“ fuhr Willer ruhig fort, „auch das sollen Ew. Excellenz nicht, weder das anmuthige Grundstück verkaufen, noch auf und davon ziehen.“

Kirchner sah den Student fragend an.

„Etwa den Prozeß nochmals aufnehmen,“ meinte

er, „und Wasser im Siebe forttragen; ich kann mich dazu nicht verstehen."

„Ew. Excellenz hätten den Prozeß gar nicht beginnen und nicht so bös werden lassen sollen," sprach Willer.

„Gescheut," entgegnete der General, „das hab' ich bereits vor Jahren eingesehen; jetzt kommt aber diese Weisheit zu spät. Schlimm genug, daß sich diese so häufig dann erst findet, wenn unsere Dummheit und Halsstarrigkeit bereits Alles verdorben hat. Aber was wollten Sie vorhin damit sagen, mein junger Freund, daß ich den Fahrweg nicht bauen und auch mein Grundstück nicht verkaufen soll? Bedenken Sie, daß ich so eben das letzte Urthel erhalten habe, gegen welches keine weitere Appellation möglich ist."

„Doch, doch," beharrte lächelnd der Student.

„Zum Henker, so sprechen Sie!" rief ungeduldig der General, „was halten Sie länger hinterm Berge. — Aber ich sehe schon, es wird auch nicht viel Erfreuliches zum Vorschein kommen."

„Wohlan," versetzte Willer, und zog ein Papier aus der Brusttasche, „hiermit habe ich die Ehre, Ew. Excellenz die gerichtlich autorisirte Verzichtleistung auf Ausübung der auf Ihrem Grund und Boden lastenden Servitut, so lange Sie nämlich für Ihre Person im Besitze des Gartens sind, im Namen meines Freundes, des Herrn Hofcommissairs Eccarius, zu überreichen. Zugleich verzichtet derselbe auf jedwede Entschädigung, welche Ew. Excellenz durch das letzte Urthel der höchsten Instanz auferlegt worden ist, so wie er alle ihm im Laufe des langwierigen Prozesses gezahlten Conventionalstrafen zu Ihrer Disposition zurückstellt. Der Herr Hofcommissair verbindet hiermit die Erklärung, daß er den Prozeß keineswegs deshalb geführt habe, um sich zu bereichern, sondern lediglich,

um ein Recht geltend zu machen, das man ihm so hartnäckig habe verweigern wollen; er erklärt, daß er in Betracht der schweren Opfer, welche dieser Prozeß Ew. Excellenz bereits gekostet, längst die Friedenshand geboten haben würde, so ihm dies nicht durch die eben so häufigen als gehässigen Insinuationen des Doctor Bock wäre verleidet worden. Der Herr Hofcommissair empfiehlt sich schließlich mit der ergebensten Bitte, daß Ew Excellenz sein Anerbieten mit derselben Gesinnung, als es von seiner Seite gebracht wird, anzunehmen die Güte haben wollen. Er verhofft dies um so mehr, da er meine Person zum Ueberbringer auserwählt hat, welcher gestern Abend so schöne Gelegenheit gehabt, den vortrefflichen Charakter Ew. Excellenz kennen zu lernen."

Der General wußte die ersten Augenblicke, nachdem Willer geendigt, wirklich nicht, ob er recht gehört hatte, so völlig unerwartet kam ihm das großmüthige Anerbieten des zeither so gehaßten Gegners. Er langte mechanisch nach dem Schreiben des Hofcommissairs, welches der Student hinhielt, und faltete es auseinander.

Theils litt der bejahrte Mann an Kurzsichtigkeit, theils schwammen ihm, er möchte das Schreiben bald nah, bald entfernter halten, die Buchstaben so confus durch einander, daß er keine Sylbe herauszubringen vermochte.

Willer, der den Grund hiervon sogleich errieth, frug mit vieler Bescheidenheit, ob Seine Excellenz vielleicht erlauben wollten, wenn er den Brief vorläse.

„Thun Sie das, Freund," erwiederte der General mit seltsam bewegter Stimme.

Der Student machte nun von der erhaltenen Erlaubniß Gebrauch und trug das Schreiben vor. Die-

:s war aber mit so viel Zartheit, Humanität und iebenswürdigkeit abgefaßt, der Hofcommissair wußte er ganzen Sache ein so nobles Ansehen zu geben, daß s den Anschein gewann, als habe er weit mehr als Seine Excellenz zu gewinnen, wenn letztere die Gnade aben wollte, das in der That großmüthige Anerbieen anzunehmen.

Der alte Mann war auf's Tiefste ergriffen. Als Biller mit dem Briefe zu Ende, erwiederte er kein Bort, sondern klingelte und befahl dem eintretenden Kammerdiener, den Wagen vorfahren zu lassen.

Der Student wußte im ersten Augenblicke nicht, vas er hiervon denken solle. Er frug daher: „Ew. Excellenz wollen ausfahren?“

„Ja wohl, mein Sohn,“ war die Antwort des Generals, „und Du söllst mich begleiten. Ich muß nähere Bekanntschaft eines Mannes machen, den nan mir Jahre lang als boshaften Menschen verschrieen, dem ich in meiner Leidenschaftlichkeit viel Weh ugefügt und den ich leider so spät erst als einen raven, edelherzigen Mann kennen lerne. O, man raue nur gehässigen Einflüsterungen und sogenannten uten Freunden!“

Bereits nach Verlauf einer Viertelstunde fuhren die Beiden nach der Wohnung des Hofcommissairs.

Zweites Kapitel.

Langschädel träumt höchst wunderbar und entdeckt sich deshalb dem Inspector Sonnenschmidt.

Der Brückenzollgelder=Einnehmer Langschädel, welcher nie die Kunst verstand, gut zu wirthschaften, war mit der Zeit in ziemlich mißliche Vermögensumstände gerathen. Seine Ausgaben standen mit seiner Einnahme in keinem Verhältnisse. Er war schwach genug, kein Vergnügen, das sich ihm darbot, ausschlagen zu können und was das Schlimmste bei der Sache, er hatte sich, nachdem durch des Inspectors Sonnenschmidt Frömmigkeit die oft erwähnte Solopartie gestört worden war, dem Hazardspiele zugewandt, wo er hoch und unglücklich spielte. Zwar wußte er für seine Lebensweise, wenn ihm der fromme Sonnenschmidt oder der strenge Eccarius ernstliche Vorwürfe machten, eine Menge Entschuldigungsgründe. Beim Hofcommissair schützte er die Beschwerlichkeiten seines Amtes vor, welche eine Erholung unumgänglich nothwendig machten; bei dem Inspector meinte er, mit einem alten gedienten Krieger, welcher den Napoleon zu Boden geworfen und dem großen deutschen Vaterlande seine Selbstständigkeit und Freiheit wiedergegeben habe, dürfe man das nicht so genau nehmen.

Langschädel würde, was den Inspector anlangte, dergleichen Entschuldigung gar nicht für nöthig erachtet, sondern dem frommen Manne, wenn er sich's hätte in den Sinn kommen lassen, an des Herrn Lieutenants Lebensweise zu corrigiren, unfehlbar sehr gröblich, wie es seine Art war, geantwortet haben, wenn es nicht seine eigene Bewandtniß dabei gehabt hätte.

Der Herr Lieutnant befand sich nämlich fortwährend in Geldverlegenheit und da waren es dann immer die zwei so eben erwähnten Männer, zu welchen er seine Zuflucht nahm.

Der Hofcommissair, welcher Langschädel's bedrängte Lage sehr bald durchschaut hatte, machte ihm die ernstlichsten Vorstellungen.

„Wenn Sie sich nicht einschränken," sprach er, „und namentlich von Ihrem verwünschten Spiele nicht lassen, erlebe ich's, daß Sie um Amt und Brot kommen. Gehen Sie in sich, Sie sind kein Kind. Ich will Ihnen diesmal noch aushelfen; aber sobald ich erfahre, daß Sie wieder bei Rehfeld's gespielt haben, erhalten Sie keinen Pfennig wieder. Schämen Sie sich denn nicht? Ein Angestellter, dem überdies öffentliche Gelder anvertraut sind, und treiben sich unter Gaunern umher."

Wenn Langschädel bei dem Hofcommissair um einen kleinen Vorschuß einkam, so sagte ihm dieser stets unverholen seine Meinung, aber kurz und bündig, ohne viel Worte zu machen, und gab das Verlangte. Bei Sonnenschmidt war dies ganz anders. Dieser lamentirte erst eine halbe Stunde über schlechte Zeiten, klagte wie die Gelder schlecht eingingen, welche bedeutende Ausgaben er in jüngster Zeit gehabt; wie viel ihm sein Neffe koste, der Studiosus juris; dann hielt er dem Lieutnant wieder eine halbstündige Buß- und Straf- und Ermahnungspredigt wegen seines Haushalts, setzte ihm weit und breit auseinander, wie das zu keinem guten Ende führen könne, wozu er wieder eine halbe Stunde brauchte; und wenn der verzweiflungsvolle Langschädel, von seinen Gläubigern auf's Blut gepeinigt, mit Bitten nicht nachließ, und Sonnenschmidten endlich bei seinem frommen, christlichen

Sinn und Wandel beschwor, wandelte die hohe Gestalt des Inspectors in der dritten halben Stunde nach dem nußbaumenen Wandschranke, aus welchem er einen vergilbten Beutel mit schlechtem Gelde hervorlangte.

Nun begannen die Debatten über die Größe des Darlehens und über die Länge der Zeit. Die verlangte Summe selbst bekam Langschädel nie; der fromme Sonnenschmidt reducirte sie in der Regel auf die Hälfte, wo nicht gar auf das Drittel; mit den Terminen hinsichtlich der Rückzahlung war es ebenso.

War man mit diesen Vorarbeiten zu Stande, so holte der Inspector einen Stempelbogen; die landesüblichen Zinsen, vielleicht auch einige Procente mehr, da der großherzige Debitor hoch und heilig betheuerte, das Geld selbst außerordentlich hoch verzinsen zu müssen, so wie der Stempelbogen wurden sogleich in Abrechnung gebracht und Langschädel mußte den von Sonnenschmidten sehr gewissenhaft ausgestellten Schuldschein unterschreiben. Dies geschah regelmäßig in der vierten halben Stunde, von dem Zeitpunkte an gerechnet, wo der Lieutnant beim Inspector um ein Darlehn eingekommen war.

Langschädel, obschon er vor dem Hofcommissair einen außerordentlichen Respect hegte, während er Sonnenschmidten über die Achseln ansah, wandte sich in Geldangelegenheit gleichwohl weit lieber an ersteren, welcher ihm zwar nicht so fromme und christliche Ermahnungsreden hielt wie letzterer, aber dafür mit dem Gelde weit schneller bei der Hand war, auch die verlangte Summe rein zahlte, und weder Interessen noch Schuldverschreibung verlangte. Um von dem Inspector ein paar Thaler schlecht Geld gegen hohe Zinsen auf möglichst kurze Zeit zu erhalten, bedurfte

er allemal eines ganzen Vormittags. Daher wandte sich Langschädel auch nur im äußersten Nothfalle an Sonnenschmidten.

Der Inspector war, wie erwähnt, seit den gespenstischen Erscheinungen im vorigen Spätherbste von seiner Freigeisterei zurückgekommen und äußerst fromm geworden. Diese Frömmigkeit erstreckte sich indeß lediglich darauf, daß er die Kirche besuchte, sich von den rauschenden Vergnügungen zurückzog und häufig mit der Geistlichkeit verkehrte; auf den innern Menschen war diese Umwandelung von durchaus keinem Belang gewesen, ja sie hatte sogar den nachtheiligen Einfluß, daß der Inspector aus einem sparsamen ein geiziger Mann geworden war, der sich selbst nicht scheute, wucherische Zinsen zu nehmen. Er betrachtete, wie man dies so häufig findet, sein Kirchengehen, seinen Morgen- und Abendsegen als eine bequeme Eselsbrücke, in den Himmel zu gelangen, und befand sich ganz behaglich dabei. Wenn er seinen Gesangbuchvers gelesen, so glaubte er sich des lieben Gottes und des Himmels vollkommen versichert und folgte nun seines Herzens irdischen Gelüsten weit schlimmer, als früher. Da seit jener Schreckensnacht auf dem Rathskeller die Geister nichts wieder hatten von sich vernehmen lassen, so lebte er der beruhigenden Ueberzeugung, daß sie mit seinem Thun und Lassen vollkommen zufrieden wären. Oft mußte er daher, wenn er mit Wohlgefallen in seinen Zinsbüchern blätterte, lächeln.

„Hätt' ich mir doch nicht träumen lassen," sprach er, „daß das Frommsein eine so ganz charmante und überdies höchst bequeme Sache ist. Bei meiner ehemaligen Freigeisterei befand ich mich lange nicht so wohl wie gegenwärtig. Was giebt das zum Beispiel für

ein Ansehen, wenn ich mit dem Herrn Superintendenten in gelahrtem und erbaulichem Gespräche langsam die Promenaden auf- und abwandle. Wie fliegen allerorts die Deckel ehrerbietig von den Köpfen. Man dankt mit gnädigem Kopfnicken. Ehedem feixte Unsereinen der grobe Janhagel an, ohne sich zu rühren. Es war eine Sünd' und Schande. Das ist jetzt, wo ich gleichsam als Stück geistliche Person einherschreite, ganz anders. Auch der himmlische Segen bleibt nicht aus. Seit ich den Klingelbeutel und Kirchenstock reichlicher bedenke, mache ich mir schon kein Gewissen mehr, von meinen Schuldnern ein paar Procentchen mehr zu verlangen. Was thut's denn? Ueber kurz oder lang kommt es dem lieben Gott und den Armen doch wieder zu gute. Ja, es geht doch nichts über einen gottesfürchtigen Lebenswandel. Ich hätte mir das ehedem, als ich noch in meiner freigeistischen Beschränktheit mit stolzem, hoffärtigem Sinne einherstolzirte, gar nicht träumen lassen. O, die Demuth ist zu allen Dingen nütze."

„Auch daß ich mich," fuhr Sonnenschmidt in seinem höchst erbaulichen Selbstgespräche fort, „von den rauschenden Vergnügungen zurückgezogen, hat sein Gutes. Man zeigt der eitlen Welt, daß man ihre Eitelkeiten entbehren kann, und erspart sich Ausgaben."

Der Inspector hatte wirklich durch sein scheinheiliges Wesen in neuerer Zeit bei vielen Leuten an Ansehen gewonnen; nur der Hofcommissair ließ sich nicht verblüffen. Er durchschaute den neugebackenen Himmelscandidaten, ärgerte sich über dessen Heuchelei und chikanirte ihn, wo er nur konnte. Unlängst hatte er ihn sogar vor einer ziemlichen Anzahl Leute einen „grauen Sünder" genannt. Sonnenschmidt ging daher seinem Widersacher aus dem Wege, wo er konnte.

Ein ganz gleiches Verfahren beobachtete er hinsichtlich des Brückenzollgelder-Einnehmers, nur aus anderm Grunde. Diesen floh er, damit er ihn nicht anpumpe. Er sah im Geiste, wie es in Kurzem mit Langschädeln ein schlimmes Ende nehmen müsse. Er hatte zwar in der Länge der Zeit sehr schöne Interessen von ihm erhalten, gleichwohl berechnete er zu seinem großen Jammer, daß er noch immer einbüße, wenn der Lieutnant in Kurzem fallire. Zugleich that er einen rasenden Schwur bei allen Göttern der Ober- und Unterwelt, dem leichtsinnigen Menschen nicht den rothen Heller mehr zu leihen, und wenn er auf dem Kopfe tanze.

„Das Geld ist zum Fenster hinausgeworfen," sprach er, „wovon will mich dieser gewissenlose Schuldenmacher je wiederbezahlen? Ich war zu schwach und zu gut, daß ich ihm immer wieder vorstreckte; er kannte mein unbewachtes Herz und machte sich dies zu Nutze. Aber von jetzt ist die Gnadenthür verrammelt und verriegelt, und wär's um eines einzigen Gulden willen; und wenn er's Geld zum trocknen Brote brauchte, von mir erhält er nichts; ich büße genug ein. Ich habe als Christ an dem Menschen gehandelt; aber es hat alles sein Ziel."

Während Sonnenschmidt solche fromme Vorsätze faßte, trat seine Haushälterin in's Zimmer und meldete, daß der Herr Lieutnant den Herrn Inspector dringend zu sprechen wünsche.

Sonnenschmidt, welcher nicht anders glaubte, als Langschädel befinde sich wieder in Geldverlegenheit, war nicht in der Stimmung, den Lieutnant einen freundlichen Empfang zu gewähren. Er ließ daher dem Harrenden kurz und bündig vermelden, daß er nicht zu Hause sei. Die Haushälterin entfernte sich, kehrte

aber gleich darauf mit der Nachricht zurück, der Herr Lieutnant wolle sich nicht abweisen lassen; er wisse, daß der Herr Inspector zu Hause sei.

Sonnenschmidt gerieth durch diese Zudringlichkeit noch mehr in Harnisch.

„Was weiß dieser Leichtfuß,“ rief er, „nichts weiß er; ich bin einmal nicht zu Hause; ich muß das doch selber am besten wissen.“

Die Haushälterin entfernte sich und kehrte abermals zurück.

„Der Herr Lieutnant,“ referirte sie, „besteht darauf, vorgelassen zu werden; er habe dem Herrn Inspector eine Sache von außerordentlicher Wichtigkeit mitzutheilen.“

Wenn man dem Inspector auch gerade keine große Neugier zum Vorwurf machen konnte, so war er doch von einer mäßigen Wißbegier nicht frei zu sprechen.

„Eine Sache von außerordentlicher Wichtigkeit,“ dachte er bei sich, „was könnte das sein; und wie sollte Langschädel dazu kommen? Wenn er blos pumpen wollte, würde er nicht den Muth haben, mit solcher Beharrlichkeit auf einer Unterredung zu bestehen. Er würde fortgegangen und zu einer gelegnern Zeit wiedergekommen sein. Es muß etwas dahinterstecken, wie unglaublich es scheint; aber bei Gott ist kein Ding unmöglich!“

Nach diesen und ähnlichen Reflexionen beschloß der Inspector, Langschädeln vorzulassen.

Bevor wir aber zu dieser merkwürdigen Unterredung kommen, die zwischen dem Inspector und dem Lieutnant stattfand, müssen wir über letztern noch einige Worte vorausschicken.

Langschädel, wie bereits erwähnt, befand sich stets in finanziellen Beängstigungen. Er zerbrach sich schon

seit langer Zeit den Kopf, ein Mittel ausfindig zu machen, aus der schlimmen Lage herauszukommen. Dieser Gedanke beschäftigte ihn Tag und Nacht. Mit der Lotterie war's nichts. Er hatte unzählige Mal sein Glück versucht; stets nur waren Nieten zum Vorschein gekommen. Da wollte es der Zufall, daß ihm eines Tags ein Buch in die Hände gerieth, dessen Verfasser die Kunst entdeckt hatte, diejenigen Orte ausfindig zu machen, wo Schätze vergraben lägen. Jedem Unbefangenen mußte einleuchten, daß das ganze Machwerk nur, wie so häufig vorkommt, aus buchhändlerischer Speculation und in der Absicht gedruckt worden, durch den verführerischen Titel Käufer anzulocken. Der Autor, um seinen leicht zu täuschenden Lesern so glaubbar wie möglich zu erscheinen, hatte die ernsteste Miene angenommen, und trug seine Thorheiten und Hirngespinnste in fast wissenschaftlichem Style vor. Er sprach ein Langes und Breites von dem Einfluß der Metalle auf das vegetabilische und animale Leben, und welche Wirkungen nicht allzutief vergrabene Gold- und Silbermassen auf die darüber grünende und blühende Pflanzenwelt hervorbrächten, die allerdings nur von Demjenigen zu erkennen wären, der mit Einsicht und Verstand vorliegendes Buch studire.

Für Langschädeln, der, was wissenschaftliche Bildung anbelangte, auf sehr niederer Stufe stand, konnte es, namentlich wenn man seine steten Geldverlegenheiten in Erwägung zog, keine hinreißendere Lectüre geben, als dieses Schatzgräberbuch. Er betrachtete das zufällige Auffinden desselben für einen Wink des Himmels, denn für seine häuslichen Umstände schien dieses vortreffliche Buch eigends geschaffen.

Der Lieutnant studirte mit einer Wißbegier das neue Evangelium, als wollte er Buchstaben für Buch-

staben auswendig lernen. Er machte häufig Excursionen in die Umgegend, um diejenigen Orte auszukundschaften, wo Schätze vergraben lägen. Obschon er zeither noch zu keinem günstigen Resultate gelangt und stets ohne Beute nach Hause zurückgekehrt war, so ließ er gleichwohl die Hoffnung nicht sinken. Der Gegenstand war ihm von zu hohem Interesse, als daß er ihm nicht hätte sein ganzes Sinnen und Trachten widmen sollen. Das Schatzgraben ging mit ihm zu Bette und stand mit ihm auf. Kein Wunder, daß ihm diese hochwichtige Angelegenheit auch im Schlafe keine Ruhe ließ. Leider war aber Langschädel's Traumgott ein höchst sonderbarer und eigensinniger Kauz. Er schüttete zwar dem glücklichen Schläfer alle Nächte große Gold- und Silberhaufen auf, aber bezeichnete nie den Ort, wo selbige zu finden seien. Langschädel stieg stets mit dem eifrigsten Wunsche zu Bette, daß ihm Freund Morpheus doch den Gefallen erweisen und ein Licht über anberegten Gegenstand aufstecken möge; aber, wie gesagt, des Lieutnants nächtlicher Genius hatte seine Launen. Indeß verzweifle Niemand; auch Langschädeln sollte endlich der Wunsch seines Herzens erfüllt werden; der Traumgott hatte sich erbitten lassen und zeigte eines Nachts Ort und Stelle, wo ein respectabler Schatz zu finden sei. Dieser Ort war aber kein anderer, als die Ruinen des ehemaligen Benedictinerklosters, ein halbes Stündchen von Neukirchen, oberhalb der Werla gelegen. Die nächtliche Vision war, diesmal so gefällig dem schlummernden Langschädel auf's Genaueste mit den Localitäten bekannt zu machen, so daß er gar nicht fehlen konnte. Als er daher aufwachte, sprang er wie behext aus dem Bette. Der verhängnißvolle Traum stand klar und deutlich vor ihm.

Der Lieutnant war entzückt, endlich das Ziel seiner Wünsche erreicht zu sehen, er beschloß daher, so schleunig wie möglich des unterirdischen Schatzes sich zu versichern. Aber hier stiegen große Scrupel auf, die reiflich bedacht sein wollten. Erstens sollte er den Schatz bei Tage oder während der Nacht erheben? Im Traume, darauf besann er sich deutlich, hatte er eine Laterne gehabt; denn es war sehr finster um ihn her gewesen. Dies schien ihm ein Wink zu sein, daß er auch in der Wirklichkeit den Schatz in der Nacht erheben müsse. Dieser Wink des wohlthätigen Traumgotts hatte nach Langschädel's Ansicht auch seinen guten Grund; denn bei Tage war die Sache zu gewagt. Wie leicht konnte der Schatzgräber von dem im Klostergute und in dessen Nähe zahlreich beschäftigten Hofgesinde bemerkt werden. So viel stand fest: die geheimnißvolle Unternehmung mußte nächtlicher Weile in's Werk gesetzt werden.

Nun war die zweite Hauptfrage, welche Langschädeln viel Sorge und Nachdenken machte, nämlich wen er zum Begleiter, als Schutz und Schirm bei der Schatzerhebung mitnehmen sollte; denn mutterseelallein des Nachts nach den Ruinen des Benedictinerklosters zu wallfahrten, dazu würde man ihn nicht vermocht haben, und wenn alle Schätze Peru's in den alten Mauern versteckt gelegen hätten. Er hatte zwar den Napoleon besiegt, Deutschland befreit und nach seinen eignen Aussagen sich heldenkühn geschlagen; aber das war alles bei Tage vor sich gegangen in der schönsten Sonnenbeleuchtung. Bei Nacht, das gestand er selbst, leiste er wenig. Er mußte seinen Feind sehen. Mit unsichtbaren Mächten könne er sich nicht einlassen. Da wisse man ja nicht einmal, wo man hintreffe.

Aber wen von den viertausendfünfhundert Be=

wohnern Neukirchens in das Traumgeheimniß einweihen?! Wo den ebenso muthigen wie discreten Mann finden, mit dem das Abenteuer zu bestehen? Das waren Fragen, deren Beantwortung dem Lieutnant außerordentlich im Kopfe herumgingen. Er sann hin und wieder.

„Dem Ersten Besten kannst du dich unmöglich anvertrauen," sprach Langschädel zu sich; „wie leicht könnte ein solcher die Sache allein sich zu Nutze machen, den Schatz heben und in seinem Nutzen verwenden und du hättest umsonst geträumt. Es muß daher ein gewissenhafter, wo möglich ein religiöser Mann sein; wenn du ihm auch für den zu leistenden Beistand einige Procente vom Schatze abtreten mußt. Umsonst ist der Tod; und ich glaube, der Traumgott wird sich nicht malhonnet zeigen, so daß für Beide Erkleckliches abfällt."

Nach halbstündigem angestrengten Nachdenken, in welchem der Lieutnant seine ganze Beurtheilungs- und Combinationsgabe aufbot, kam er so weit, in dem Inspector Sonnenschmidt so ziemlich alle gewünschten Eigenschaften zur Schatzerhebung vereinigt zu finden.

„Sonnenschmidt," überlegte er, „ist unternehmend, gewissenhaft und in neuester Zeit kann man ihn den Frommen beizählen. Zudem hat er bei der Schatzerhebung doppeltes Interesse; außer seinen Procenten wird er wahrscheinlich sogleich sein Guthaben anziehen, was mir, bei Lichte besehen, ziemlich einerlei ist, denn der Inspector ist wahrhaftig nicht der angenehmste Gläubiger."

Langschädel hatte also so Unrecht nicht; als er sich an der Thür Sonnenschmidt's nicht sogleich wollte abweisen lassen. Er hatte auch nicht gelogen wegen der „Sache von außerordentlicher Wichtigkeit."

Nachdem er vorgelassen worden, theilte er sofort die wunderbare Geschichte dem aufhorchenden Inspector mit. Dieser ehemalige Freigeist dachte jetzt, nachdem er fromm geworden, ganz anders über dergleichen überirdische Angelegenheiten. Er war ganz Ohr und sein Interesse nahm von Minute zu Minute zu.

Als nun Langschädel endlich erklärte, daß ein außerordentlicher Drang ihn vermocht habe, sich seinem Freunde, dem Inspector, als einem gottesfürchtigen Manne zu entdecken und um seinen Rath und Beistand zu bitten, wofür er gern einige Procente vom Schatze missen wollte, ward Sonnenschmidt gerührt.

„Lieutnant," sprach er, dem Schatzgräber die Hand reichend, „Ihr habt Euch keinem Undankbaren mitgetheilt. Wir theilen brüderlich, Ihr sollt um keinen Kreuzer übervortheilt werden."

Dieses brüderliche Halbpart wollte Langschädeln gar nicht behagen. Er kratzte sich hinter den Ohren und erwiederte: „Ein Achtelchen, Inspector, nicht wahr? Ihr müßt bedenken, daß der Schatz eigentlich mir bestimmt ist."

„Um Himmelswillen," beschwor Sonnenschmidt, „seid in solchen Dingen kein Knicker; entschlagt Euch aller weltlichen, geizigen Gedanken, sonst erzürnt Ihr die himmlischen Geber. Bedenkt, daß die Hälfte in gottesfürchtige Hände kommt. Bedenkt, daß genug da sein wird für uns Beide. Wenn die Geister sich einmal splendid zeigen, kommt's ihnen auf ein Tausend mehr oder weniger nicht an."

Langschädel, in Geldgeschäften stets leichtsinnig und ohne Kopf handelnd, ließ sich durch die beredte Dialectik des practischen Sonnenschmidt endlich dahinbringen, daß er dem Inspector nicht nur die ungeschmälerte Hälfte des Schatzes abtrat, sondern sich auch an=

heischig machte, sofort die noch schuldige Summe nebst reichlichen Interessen zu bezahlen.

Dafür versprach ihm auch Sonnenschmidt seinen unermüdlichen Beistand.

„Lieutnant, die Sache ist abgemacht," sprach der Inspector, mit seiner Rechten in die Langschädel's einschlagend; „aber jetzt müßt Ihr mir noch Eins heilig und theuer geloben."

Der Lieutnant gelobte heilig und theuer, ohne zu wissen, was er eigentlich geloben sollte.

„Daß Ihr," sprach Sonnenschmidt, „von der ganzen Sache gegen keinen Sterblichen ein Wort verlauten laßt. Ihr wißt, was es mit der Rache der unsichtbaren Mächte auf sich hat; diese sind wahrhaft unausstehlich, so man ihre Geheimnisse ausplaudert. Nicht nur, daß wir beide um den Schatz kommen, auch unser Leben geriethe in große Gefahr. Wie gesagt, die Geister sind da unerbittlich."

Ein so frommer Mann, wie Sonnenschmidt, der mit der hocherleuchteten Geistlichkeit auf so vertrautem Fuße stand, mußte das wissen.

Langschädel schwur wie rasend, nichts zu verrathen. Er hätte sich lieber die Zunge ausreißen mögen, um den Inspector von der Wahrhaftigkeit seines Schwurs zu überzeugen.

Die Beiden beschlossen sofort alle Anstalten zu treffen, das geheimnißvolle Abenteuer in der nächsten Nacht in Ausführung zu bringen.

Drittes Kapitel.

Kappler geräth in eine ebenso verwickelte wie gefährliche Lage.

Die Wolken über dem Haupte unsers guten Kappler zogen sich immer bedenklicher zusammen. Der Hofcommissair hatte gegen das Neukirchner Stadtgericht einen Prozeß anhängig gemacht und lebte deshalb mit dem Stadtrichter Kleinsimon auf gespanntem Fuße. Dieser hatte das freundliche Verhältniß seines Sportelschreibers mit dem Hofcommissair schon lange mit unfreundlichen Blicken betrachtet; er untersagte daher jetzt geradezu seinem Subalternen den Umgang mit dem verhaßten Gegner.

„Ich muß mir Ihre specielle Freundschaft mit dem Hofcommissair schlechterdings verbitten, falls Ihnen an Ihrer Stellung ferner gelegen ist,“ hatte der Stadtrichter zu dem Sportelschreiber gesagt; „Sie wissen, daß Ihr Collegium mit Eccarius im Prozesse liegt. Es kann mir daher als Chef dieses Collegii keineswegs angenehm sein, wenn meine Untergebenen mit diesem Manne in vertrauter Verbindung stehen. Mein Amt verlangt es, daß ich Ihnen diese Mittheilung mache und Sie gebührend verwarne.“

Kappler erschrak auf das Heftigste ob dieser Rede. Sein Respect vor dem Hofcommissair war fast eben so groß, als vor Kleinsimon.

„Zugleich verhoffe ich von Ihnen,“ fuhr der Stadtrichter fort, „daß Sie Ihr Benehmen so einrichten werden, daß es nicht den Anschein gewinnt, als habe ich Sie vor dem fernern Umgange mit dem Hofcommissair gewarnt.“

Kappler, dessen sanftes Gemüth nie die Kunst verstanden hatte, sich zu verstellen, gerieth durch diese politische Zumuthung Kleinsimon's nur noch mehr in Bestürzung.

Er vermochte kein Wort zu erwiedern, sondern machte eine demüthig unterthänige Verbeugung und setzte sich an sein Pult.

Hier nun gaben ihm die Worte des Stadtrichters vollauf Stoff zum betrübendsten Nachdenken. Der Gedanke, daß seine Stellung als Sportelschreiber in Gefahr sei, schlug ihn total zu Boden. Er wünschte sich im ersten Schrecken einen Beinbruch oder sonst einen Schaden, der ihn hinlänglich legitimire, wenn er dem Hofcommissair keinen Besuch mehr abstatte, wie er alle Wochen gewohnt war, wo er regelmäßig bei Eccarius ein gutes Abendbrot einnahm. Er begriff schlechterdings nicht, wie das werden solle. Daß der Hofcommissair sogleich Verdacht schöpfen werde, wenn er nur eine Woche aussetze, sah er voraus. Nun sollte er sich gleichwohl in Folge der anbefohlenen Politik nicht merken lassen, daß Kleinsimon hinter der Sache stecke. Durch welchen Grund sollte er sein Außenbleiben entschuldigen; und befolgte er nicht den Willen seines Chefs, so drohte ihm Entlassung. Grausige Aussicht!

Kappler kam daher wieder einmal sehr gebeugt nach Hause. Kein Bissen des spärlichen Vesperbrots wollte ihm schmecken, obschon seine Wirthin die interessantesten Stadtneuigkeiten und die anmuthigsten Historien aus ihrem thatenreichen Leben vortrug.

Aus des Sportelschreibers zerstreuten Antworten erkannte die Erzählerin, daß ihrem Miethsmanne und Kostgänger etwas Außergewöhnliches zugestoßen sein müsse. Sie befürchtete, die Liebe zur Madame Runkel

rumore dem Sportelschreiber wieder im Herzen und begann daher aus Leibeskräften gegen diese in ihren Augen höchst verwerfliche Leidenschaft zu exorcisiren.

Kappler wollte verzweifeln. Die gehabte Audienz beim Stadtrichter, welche sein ganzes Wesen beschäftigte, so wie seine höchst niedergeschlagene Stimmung machten ihm die eifernde Rede seiner Wirthin vollends unerträglich.

Er erwiederte kein Wort, sondern erhob sich mit einem Seufzer, in welchem er seinem gepreßten Herzen Luft machte.

Die Wirthin, welche das Schweigen des Sportelschreibers für ein stummes Zugeständniß und den großen Seufzer für ein Bekenntniß seiner Schuld auslegte, glaubte sich hinsichtlich ihrer Predigt auf einem dankbaren Gebiete; ihr apostolischer Eifer erreichte daher den höchsten Grad, um den zerknirschten Sünder vollends mürbe zu machen und ihm die sündige Liebe zu ihrer Feindin total aus dem Herzen zu reißen.

Kappler lief verzweiflungsvoll das Stübchen auf und ab. Er schnupfte heute wider Gewohnheit in weit kürzeren Pausen und holte immer tiefer Athem.

„Indessen," pflegt ein Sprichwort zu sagen, „schöpft man einen Brunnen aus." So gelang es auch der Beharrlichkeit des weiblichen Apostels, die bodenlose Sanftmuth und Geduld des Sportelschreibers zu erschöpfen. Das unaufhörliche Gekeife der Wirthin machte ihn endlich rack'rig.

„Ach, schweige Sie, Frau," platzte er endlich heraus und nahm sich dabei eine ungeheure, eine wahrhafte Verzweiflungsprise.

Der Apostel glaubte, diese hoffärtige Rede Kappler's sei der letzte Stoßseufzer der niedergedonnerten Sünde, und um den Sieg, welchen sie schon in den

Händen zu haben vermeinte, nicht entschlüpfen zu lassen, beschloß sie das störrige Sündenlamm mit den gewaltigsten ihrer Beschwörungen anzugreifen.

Sie citirte daher den „bleichen Schatten" von Kappler's seliger Mutter, welcher die „knöchernen Arme inge ob des verwahrlosten Sohnes."

Jetzt konnte es der Sportelschreiber nicht länger aushalten. Wiewohl er sich Anfangs fest vorgenommen, einige Wochen den Kranken zu spielen und nicht aus dem Hause zu kommen, so trieb ihn die Donnerrede der für seine arme Seele besorgten Wirthin wider Willens in's Freie.

Ohne ein Wort zu erwiedern, griff der gequälte Kappler krampfhaft nach seiner Mütze und jagte davon.

Als die beredte Seelsorgerin ihr Lamm davonspringen und ihre Mühe vergeblich sah, gerieth sie in frommen Zorn.

„Lauf, lauf, du Zöllner und Pharisäer!" rief sie; „lauf! der verdiente Lohn wird nicht ausbleiben, der holt dich doch ein, wie sehr du auch läufst. Du wärest der Erste, der seinem Gewissen zu entkommen versucht hätte. Ha, wie ihn der Teufel schon beim Kragen hat. Wenn man's nicht sähe. Lauf, lauf, ich wasche meine Hände, ich habe geeifert nach Christenpflicht, gewarnt und beschworen. Lauf! aber wenn der höllische Pfuhl über dir zusammenschlägt, wenn die Teufel anschüren nach Herzenslust mit immer frischem Holze, da wirst du unter Heulen und Zähneklappen an mich gedenken und bereuen, mir nicht gefolgt zu sein. Aber dann ist die Reue zu spät. Wer die Zeit der Buße und Besserung auf Erden versäumt, der ist verloren in Zeit und Ewigkeit. Fahr' hin, fahr' hin, es wird dir bringen keinen Gewinn! Amen!"

Der Sportelschreiber hatte von der Verdammungs-

rede nur den Anfang vernommen; ehe die Frommerzürnte damit zu Ende, war er schon ein Stück in der Straße dahin.

„Es ist zwar eine kreuzbrave Frau, meine Wirthin,“ sprach Kappler, indem er noch immer Luft schnappend dem Thore zueilte; „aber sie macht mir den Kopf zuweilen recht warm. Wenn ihre Rede des erforderlichen Grundes nicht ermangelt hätte, wollte ich noch nichts sagen; aber so konnte ich mich dadurch im Geringsten nicht getroffen fühlen. Ihre Beschwörungen waren vollkommen am unrechten Orte. Sie befindet sich immer noch in dem irrigen Wahne, als wohne Madame Runkel in meinem Herzen. Dem ist nicht so. Ich kann an die Garnhändlerin denken, ohne unruhig zu werden, welches Letztere ehedem der Fall war. Ja, ich will's nicht leugnen, die Frau war mir ehedem viel, sehr viel; aber das menschliche Herz bleibt ein Räthsel, das behaupten alle Gelehrten.“

Kappler war unter solchen Selbstgesprächen in's Freie gelangt und wandelte das freundliche Werlaufer entlang. In die Waldberge nach seinem Lieblingsplätzchen getraute er sich seit dem großen Räuberabenteuer nicht mehr.

„Was nur aus dem Schobri geworden ist,“ sprach er für sich, „ob er das gnäd'ge Fräulein noch geraubt hat oder nicht. Ich bezweifle Letzteres, sonst würde man von dem Jungfrauenraube etwas vernommen haben, namentlich, da er ein so hochgestelltes Fräulein betraf.“

„Was man heut zu Tage erleben muß!“ fuhr er nach einer Pause fort, „solche aufgeklärte, freisinnige Zeiten und ein schnöder Mädchenraub.“

Kappler gelangte an einen Ort, wo Fischer angelten. Er blieb stehen und schaute lange dem einför-

migen Geschäfte zu. Endlich ward ihm doch die Zeit zu lang und er wollte sich auch eine kleine, unschuldige Unterhaltung verschaffen. Das Stücklein Vesperbrot, welches er sonst mit den Vöglein zu theilen pflegte, sollte jetzt den muntern Fischen zu Gute kommen. Er warf Brosamen in die Wellen und es machte ihm ungemeines Vergnügen, wenn ein Fischlein die Stückchen Brot hinwegschnappte.

Der gute Kappler sollte aber in seinem mildthätigen Werke auf sehr unsanfte Weise gestört werden.

Der unfern sitzende Angler, der befürchtete, Kappler entziehe ihm durch seine Fütterung die Beute, fuhr ihn hart an.

„Pack Er sich mit seiner verfluchten Fixfaxerei," rief der grobe Mann, „oder ich werde ihm die Wege weisen."

Der Sportelschreiber erschrak. Er begriff in seiner Unschuld nicht, wodurch er den Angler erzürnt haben könne. Anfangs glaubte er, der Fischer spaße, und ließ sich in seiner Spendevertheilung nicht stören. Ob solcher Widerspenstigkeit gerieth der Angler in höchsten Zorn. Er sprang auf, ergriff eine ziemlich starke Weidengerte und kam auf Kapplern zu. Dieser erkannte jetzt voller Bestürzung, daß den Angler unmöglich friedfertige Gesinnungen beseelen könnten. Er wich also vorsichtig einige Schritte zurück. Der Fischer, in der gerechten Besorgniß, der Sportelschreiber wolle ihm entlaufen und sich der verdienten Strafe entziehen, verdoppelte seine Schritte. Kappler desgleichen. Bald war die vollkommene Jagd fertig. Dem Sportelschreiber kamen seine langen Beine wieder trefflich zu Statten. Es gelang ihm, bald einen so ansehnlichen Vorsprung zu gewinnen, daß der Verfolger die Hoffnung aufgab, den schnellfüßigen Flüchtling einzu-

holen. Er begnügte sich, Kapplern, der in einem fort lief, die nachdrücklichsten Drohworte nachzuschicken.

Erst, nachdem ihn ein bedeutender Zwischenraum von dem Fischer trennte, verlangsamte er seine Schritte und blieb endlich keuchend stehen, um über die Menschheit wieder die niederschlagendsten Betrachtungen anzustellen.

„Der Neid," sprach er, „ist doch ein wahres Laster; der unfreundliche Mann gönnte den armen Thierchen die paar Brosamen nicht, während er sich kein Gewissen daraus machte, den munteren Fischlein zu Dutzenden den Tod zu bereiten."

Der Sportelschreiber war durch die Feindseligkeit mit dem Angler in eine schlimme Lage gerathen. Er ward mit Schrecken inne, daß ihm jetzt, wollte er nicht die Waldberge passiren, der Rückweg nach der Stadt abgeschnitten sei.

„Der Angler," sprach er für sich, „denkt so bald an kein Aufhören. Diese Menschen sind unermüdlich. Wie willst du zurück?"

Er beschloß, den Fluß immer aufwärts zu pilgern bis zu den Ruinen des Benedictinerklosters, wo es eine Fähre über die Werla gab.

Der Sportelschreiber schlug daher einen schnellern Schritt ein, um so bald als möglich den Uebergangspunkt zu erreichen.

Während er das Ufer entlang wandelte, kamen ihm in der Ferne zwei Gestalten entgegen.

Kappler putzte die Gläser seiner Brille, um schärfer sehen zu können. Er mühte sich eine Zeit lang vergebens, wer die Entgegenkommenden sein möchten. Nach und nach brachte er heraus, daß es ein paar Honoratioren wären, aber die Persönlichkeit vermochte er nicht zu errathen. Die beiden Wanderer kamen im-

mer näher. Der Sportelschreiber blieb wiederholt stehen, als ob er sich die Werla betrachte. Dabei schielte er zur Linken.

Plötzlich erschrak er über alle Maßen. Wenn ihn seine Augen nicht täuschten, so war der eine der Daherkommenden Niemand anders als der Hofcommissair. Er schaute abermals. Richtig, es konnte gar Niemand anders sein. Das war sein Gang, sein Strohhut, seine Gestikulation. Die Worte des Stadtrichters traten mit Flammenlettern vor Kappler's Gesicht. Was sollte er beginnen? Kehrte er um, so fiel er seinem Feinde, dem prügellustigen Fischer, in die Hände. Zudem würde es auch sehr auffällig gewesen sein, so urplötzlich umzukehren. Unfehlbar hatte ihn der Hofcommissair schon erkannt.

„Das ist ein wahrer Unglückstag," seufzte der Sportelschreiber, „ich komme aus dem Mißgeschick nicht heraus."

Was war zu thun? Kappler konnte einem Zusammentreffen mit Eccarius gar nicht mehr ausweichen.

„Vielleicht," hoffte er, „läßt mich der Hofcommissair bald vorüber, die Gegend ist einsam, Niemand sieht uns, und der Stadtrichter, mein verehrter Chef, erfährt kein Sterbenswort, daß ich mit seinem prozessualischen Gegner gesprochen."

Eccarius war mit seinem Begleiter ganz nahe herangekommen.

„Sieh' da, sieh' da," rief er sehr heiter gelaunt, als er kaum funfzehn Schritte von Kapplern entfernt war, „unser Herr Registrator, ein Freund der schönen Natur und des schönen Geschlechts!"

Kappler erröthete bei den letzten Worten. Er stand vor dem Hofcommissair, den er allein im Auge hatte, und machte sein gewohntes tief unterthänigstes Compliment.

„Hier, mein Freund," sprach der Hofcommissair, den Sportelschreiber seinem Begleiter präsentirend, „habe ich die Ehre, Ihnen den Herrn Registrator vom Neukirchner Stadtgerichte vorzustellen; Mensch und Flötenspieler, der mir nur die einzige Sorge macht, daß er nicht heirathen will."

Der jungfräuliche Kappler ward über und über roth und warf jetzt einen schüchternen Blick nach dem Freunde des Hofcommissairs, dem er vorgestellt worden war. Aber plötzlich faßte ihn Entsetzen, sein Haupthaar stieg kerzengrade in die Höhe, die Augen starrten — der vor ihm Stehende war der Haupträuber aus den Waldbergen.

Kappler würde trotz seines Respects vor dem Hofcommissair die schleunigste Flucht allem Andern vorgezogen haben, wenn ihn nicht Eccarius am Arme gehalten hätte.

„Was ficht Sie an," frug lachend der Hofcommissair, „kennen Sie diesen Herrn?"

„Nein — ja — wenn ich nicht irre — ich sollte wohl — nach meinem Dafürhalten — doch kann man sich irren — ich bitte um tausend Entschuldigung — so mir recht ist — o bitte ganz gehorsamst —"

Jetzt platzte auch Willer mit Lachen heraus, wodurch der arme Kappler noch mehr in Angst und Verwirrung versetzte wurde.

Indessen hatten aber Eccarius wie der Student bald Mitleid mit dem geängsteten Manne. Ersterer setzte nun klar und freundlich aus einander, daß Herr Willer keineswegs ein Jungfrauenräuber sei.

„Nicht? so, was Sie sagen!" fuhr Kapplern unwillkürlich heraus, „ich bitte tausendmal um Verzeihung! Irrung, Irrung, ist menschlich, rein menschlich —"

Als endlich auch Willer freundlich zu dem Er=

schrockenen sprach, begann der Sportelschreiber etwas freier zu athmen. Endlich gelang es, ihn vollkommen von seiner Furcht zu befreien; aber nun machte sich der gewissenhafte Mann wieder Vorwürfe, den intimen Freund des Hofcommissairs in so schwarzem Verdachte gehabt zu haben.

Er begann in endlosen Perioden, bei welchen er nicht selten aus der Construction fiel, seine Entschuldigung hervorzustammeln, bis Eccarius ihn aus seiner Verlegenheit befreien wollte, indem er ihn zum Souper auf heute Abend einlud.

„Kommen Sie,“ sprach Eccarius, „und kehren Sie mit uns um. Es wird spät. Wir wandern selbander nach dem Keller; die Kliemann hat deliciösen Aal; der soll vortrefflich munden.“

Kappler gerieth durch diese Einladung in um so größere Bestürzung. „Wie,“ dachte er bei sich, „da sollst du gar auf dem Keller mit speisen, vor allen Leuten? Das muß ja dem Herrn Stadtrichter, so er davon erfährt, wie offene Rebellion und Empörung erscheinen. Erst diesen Nachmittag hat er mich gewarnt und den Abend schon handle ich seinem Gebote schnurstracks zuwider.“ Schon daß er mit dem Hofcommissair und Willern nach der Stadt zurückkehren sollte, erfüllte ihn mit gerechtem Bangen.

Er versuchte daher alles Mögliche, um von dem Souper auf dem Keller (ohne die heutige Verwarnung des Stadtrichters würde es ihm zur höchsten Ehre gereicht haben) und von der sofortigen Rückkehr nach der Stadt loszukommen. Er rief den „wunderschönen Gold gesäumten Abend“ zu Hülfe und entschuldigte sich mit geschwächtem Magen und beispiellos schlechtem Appetit.

Da half Alles nichts. Kappler, obschon in halber

Verzweiflung und Angstschweiß auf dem bleichen Antlitze, mußte dem Hofcommissair und Willern nach der Stadt folgen.

Viertes Kapitel.

Langschädel und Sonnenschmidt wollen während der Nacht einen Schatz heben.

Tiefe Dunkelheit war auf Stadt und Land herabgesunken, als der Inspector und Langschädel noch beim lecker bereiteten Mahle saßen. Sonnenschmidt hatte sich ordentlich angegriffen und ein höchst schmackhaftes Abendessen vom Keller nach Hause bringen lassen, damit man sich für die bevorstehende nächtliche Expedition gehörig stärke; auch sprach man der Flasche herzhaft zu, um sich die unentbehrliche Courage zu trinken.

„Langen Sie zu, Lieutnant," munterte Sonnenschmidt auf, der heute äußerst splendid war, indem er sich ein frisches Cotelette aus der Schüssel holte, „die Nachtluft ist kühl und zehrt, da ist es nöthig, daß man etwas Solides in den Magen bekommt."

Langschädel ließ sich das nicht zweimal sagen. Er folgte dem Beispiel des Inspectors und langte gleichfalls in die Schüssel.

Sonnenschmidt schenkte die Gläser voll.

„Wie finden Sie den Wein, Lieutnant?"

Der Lieutnant schlürfte mit Kennerblicke.

„Ein feines Weinchen," sprach er.

„Die Flasche kommt mich im Einkaufspreise neun Groschen."

„Was Sie sagen!"

„Die Kliemann gibt ihn unter einem Thaler nicht."

„Das glaub' ich."

„Er stärkt das Herz," fuhr Sonnenschmidt belobend fort, „ein wahrer Wunderbalsam. Aber für heute ist er nicht zu gut."

„Es bringt's wieder ein," meinte Langschädel.

„Das hoff' ich," erwiederte Sonnenschmidt.

Die Beiden zechten noch eine gute Weile und wurden immer couragöser und sprachseliger. In dem Lieutnant siegte der alte Bramarbas.

„Hol' mich der Henker!" fluchte er, „wenn sich der Traumgott nicht respectabel aufführt, hat er es mit mir zu thun."

„Pst," mahnte erschrocken Sonnenschmidt, „nicht fluchen, Lieutnant, das können die unsichtbaren Mächte nicht leiden."

„Was da," lärmte Langschädel, „entweder was Ordentliches oder gar nichts. Umsonst setzt sich ein ehrlicher Mann nicht der kalten Nachtluft aus. Unter zehntausend Thalerchen thu' ich's nicht."

„Wir wollen doch den wohlthätigen Mächten," erwiederte der Inspector, „keine Vorschriften machen, lieber Langschädel."

„Unter Zehntausend thu' ich's nicht," beharrte der Lieutnant im Uebermuthe des Weinrausches. „Ich weiß, was da ist."

„So, Ihr saht wirklich?" frug mit unsäglicher Zufriedenheit Sonnenschmidt, und schenkte die Gläser wieder voll. „Trinkt doch, lieber Lieutnant."

„Was ich so oberflächlich übersah," log Langschädel, „waren leicht an die vier Millionen in Gold."

„Vier Millionen?! —" rief Sonnenschmidt, und

das Wort erstarrte ihm im Munde, „Langschädel — Freund — vier Millionen?!“

„Lauter Doppellouisd'or.“

„Edler Freund,“ sprach der Inspector mit weicher Stimme, „lassen Sie sich umarmen; da wäre ja uns Beiden geholfen!“

„Hoff's,“ versetzte der Lieutnant, „hab' mir's auch nicht geringe Mühe kosten lassen, eh' mir's gelang, den Traumgott in so weit zu persuadiren, daß er mir was Respectables zeigte.“

„Glaub' es, glaub' es,“ erwiederte Sonnenschmidt, „aber Euer Gebet ist erhört und Ihr seid wahrhaft königlich belohnt worden.“

„Doch jetzt müßt Ihr mir etwas versprechen,“ fuhr Sonnenschmidt nach einer Pause fort, „Lieutnant, Eure Hand.“

„So Euer Verlangen nicht meiner Ehre zuwider,“ versetzte Langschädel mit einer gewissen Vornehmheit, „hier ist sie.“

Der Inspector ergriff die dargebotene Rechte und drückte sie väterlich.

„Lieutnant,“ sprach er beschwörend, „Ihr seid nun ein wohlhabender, ein reicher Mann — spielt nicht mehr. Der gute Genius, welcher Euch den herrlichen Schatz zeigte, will gewiß nicht, daß Ihr das schöne Geld wieder verspielen sollt.“

„Höchstens ein Solo,“ versprach Langschädel.

„Das ist brav gedacht, mein Freund,“ lobte Sonnenschmidt, „da bin ich selbst dabei. Aber jetzt laßt uns vor allen Dingen mit Ernst bedenken, wie wir den Segen, der nach Euerm Traumgesichte so reichlich sein soll, nach der Stadt bringen.“

„Mit einem Male sind wir das nicht im Stande,“ meinte der Lieutnant.

„Nicht?“ frug Sonnenschmidt; „ich glaube das selbst, vier Millionen wollen was.“

„Einen Sack hab' ich bei mir.“

„Schön,“ erwiederte der Inspector, „ich werde auch einen solchen mitnehmen. Ein Schiebekarren wäre freilich besser. Ein solcher faßt viel und ist bequemer fortzubringen.“

„Würde zu sehr auffallen,“ sprach Langschädel.

„Ihr habt Recht,“ erwiederte Sonnenschmidt; „aber ich befürchte nur, daß wir den Schatz mit einem Male nicht fortschaffen.“

„Was thut dies,“ versetzte Langschädel, „wir laden auf, so viel wir zu schleppen vermögen, der Rest bleibt für ein anderes Mal.“

„Das ist auch meine Meinung,“ sprach der Inspector; „aber jetzt, Lieutnant, schwört mir redliche Theilung; und falls wir heut nicht den ganzen Schatz erheben, daß Ihr nicht hinter meinem Rücken und ohne mein Vorwissen das Uebrige grabt und mir veruntreut.“

Langschädel schwur und verlangte von Sonnenschmidten ein Gleiches.

„Ihr wißt ja,“ erwiederte dieser, „ich halte es, seit ich meine böse Freigeisterei an den Nagel gehängt, mit dem frommen Bibelspruche: „„Eure Rede sei Ja Ja, Nein Nein, was darüber ist, ist vom Uebel.““ Zwingt mich nicht, gegen mein Gewissen zu handeln, und seit versichert, daß ich als Christenmensch an Euch handeln werde. Der Pfennig sollte mich in der Seele brennen, den ich mehr nähme; ich verlange keinen Deut mehr, als was mir rechtmäßig zukommt, die richtige Hälfte und mein Guthaben; wie gesagt, keinen Deut mehr, Lieber und Guter.“

Der Lieutnant fand sich durch die christlichen Be=

theuerungen des Inspectors beruhigt; stürzte ein frisches Glas Wein hinunter und frug unternehmungslustig, wann die Reise vor sich gehen sollte?"

„Ein kleines Viertelstündchen Geduld noch, Lieber," versetzte Sonnenschmidt in sanftem Tone, eilte geschäftig nach einer Ecke des Zimmers und brachte ein altes, dickes Gesangbuch hervor; zugleich ergriff er eine alterthümliche, an der Wand hängende Violine.

Langschädel, durch den genossenen Wein in eine höchst leichtfertige und frivole Laune versetzt, gab sich das Ansehn eines alten, profanen Husaren, der über alle Gottesverehrung erhaben stehe.

„Was Teufel," polterte er, „Inspector, was fällt Euch ein?"

„Pst," strafte der Inspector, indem er ernsthaft seine Violine stimmte und in dem Gesangbuche ein Lied aufschlug, „ein so hochwichtiger Actus, wie wir vorzunehmen im Begriffe stehen, da bedarf's, so er gelingen soll, frommer Gesinnungen. Stimmt an, Lieutnant, Nummer dreihundertvierundsechzig, ich werde mit der Violine den Ton angeben und die Melodie dazu spielen."

„Dummes Zeug," lästerte der profane Langschädel, „seid keine Betschwester, Inspector!"

„Bedenkt, daß wir es mit unsichtbaren Mächten zu thun haben," verwarnte Sonnenschmidt, „die lieben so etwas."

„Hier bedarf's in der Welt nichts weiter als Muth!" rief Langschädel großsprecherisch, das Weinglas auf den Tisch stampfend, daß es fast in Stücke zersprungen wäre, „Muth und weiter nichts, und den hab' ich."

„Wißt Ihr auch," fuhr Sonnenschmidt in strafendem Tone fort, „daß durch solche lästerliche Reden

der Schatz um tausend Ellen in die Erde sinken kann? O, man erzählt davon haarsträubende Geschichten, wie gotteserbärmlich es den frevelnden Schatzgräbern ergangen ist; anstatt des Schatzes wurden sie mit unsichtbaren Schlägen tractirt, daß sie vier Wochen lang kreuzlahm lagen, wenn sie überhaupt mit dem Leben davon kamen. Ich hab's Euch schon wiederholt gesagt, die erzürnten Geister spaßen nicht. Ich könnte Euch aus meinem eigenen Leben Beispiele erzählen, daß Euch die Haare kerzengerade in die Höhe steigen sollten."

Der Gedanke von dem Tiefersinken des Schatzes, so wie die unsichtbaren Prügel, von welchen der Inspector mit so viel Zuversicht erzählte, verfehlten ihren Eindruck auf den abergläubischen Langschädel nicht. Er ward nachdenklicher und gab zuvörderst die gotteslästerliche Husarenrolle auf. Sonnenschmidt fuhr in der Bekehrung des Lieutnants fort.

„Ein frommes Lied," sprach er, „ist zu allen Dingen nütze. Ich thue es nie anders, wenn ich ein einträgliches Geschäft vorhabe; ich habe den Segen stets verspürt. Also laßt keine lästerliche Redensart mehr vernehmen, Lieutnant, und singt; ich werde mit der Violine secundiren."

Langschädel, obschon in religiösen Dingen ein ungläubiger Heide, dachte gleichwohl: „der Inspector hat Erfahrung, ist bewandert in geistlichen Dingen und wird als alter Praktikus nicht so in den Wind reden, wenn nichts dahinter ist. Also wenn's auch nichts hilft, so schadet's nichts." Damit begann er sich zu räuspern, und seine Stimme in Stand zu setzen.

Leider aber befand sich das Gesangorgan des Lieutnants in so verwahrlostem Zustande, daß er keine drei Töne hervorzubringen vermochte. An ein musi=

kalisches Gehör war bei ihm nicht zu denken. Sonnenschmidt strich wohl zehn Mal hinter einander den Ton „c“ an, Langschädel traf ihn nicht ein einziges Mal.

„Das geht so nicht,“ sprach endlich der Inspector, über den ungelehrigen Schüler etwas verdrießlich. „Ich werde mitsingen.“

Jetzt begann ein höchst merkwürdiges Duo. Sonnenschmidt geigte und ließ zugleich seine tiefe Bierbaßstimme ertönen. Langschädel stimmte ein, ohne Tact und Melodie. Es war ein herzzerreißender Gesang.

Das Lied hatte sieben Verse. Der Inspector war unermüdlich und ließ nicht ab, bis man zu Ende.

„So,“ sprach er, nachdem der siebente Vers durchgebrummt und durchgekrächzt war, „hoffe ich, daß die unsichtbaren Mächte nicht unfreundlich auf uns zu sprechen sind; aber hütet Euch, Lieutnant, vor Euern abscheulichen Lästerungen. Wenn wir den Schatz vollständig erheben, habt Ihr's allein meinem gottesfürchtigen Sinne zu danken. Wenn Ihr billig dächtet, wäret Ihr nicht undankbar und knickerig und trätet mir noch einen Antheil von Eurer Hälfte ab.“

Als sich hierzu der Lieutnant nicht sogleich verstehen wollte, sprach Sonnenschmidt: „Wohlan, ich will Euch nicht zwingen, aber verdient hätt' ich's.“ Damit hing er die Violine wieder an den Nagel und legte das Gesangbuch an seinen gewohnten Platz.

Langschädel war indeß an das Fenster getreten und schaute nicht ohne Besorgniß hinaus.

„Es ist eine barbarische Finsterniß,“ sprach er, „man sieht die Hand vor den Augen nicht. Wir werden müssen recht zusammenhalten, damit wir nicht von einander kommen.“

„Wir wandern Arm in Arm," tröstete Sonnenschmidt, „wie Brüder, und den Weg kenn' ich wie mich selbst."

„Eine Herzstärkung würde ich doch mitzunehmen rathen," meinte der Lieutnant.

„Allerdings," erwiederte der Inspector, „das kann uns schwachen Sterblichen keine himmlische Heerschaar verargen, wenn wir den alten gebrechlichen Corporem pum pum, so er caput wird, durch einen urkräftigen Schluck aufrütteln. Ich habe ein Fläschchen mit ächtem Madeira anfüllen lassen und habe dabei kein Geld angesehen. Er kostet einen schweren Gulden. Was thät' ich Euch nicht zu Liebe; dafür soll es auch treffliche Dienste leisten. Wollt Ihr nicht dasselbe zu Euch stecken?"

Der Lieutnant erklärte sich sehr bereitwillig dazu.

„Die Laterne nebst Feuerzeug will ich in meine Brusttasche versenken," fuhr Sonnenschmidt fort, „den Sack trage ich um den Leib. Weiter brauchen wir wohl nichts?"

„Eine Schaufel," meinte Langschädel.

„Wie," frug Sonnenschmidt, „sollte der Schatz sehr tief liegen?"

„Eins ist besser als das Andere," sprach der Lieutnant.

„Wohlan," versetzte der Inspector, „so wollen wir uns noch mit meinem kleinen Gartengrabscheit versehen; man kann damit zugleich sondiren."

Der Lieutnant, eh' es fortgehen sollte, sprach noch wacker der Flasche zu. Endlich machte man sich leiblich und geistig gestärkt auf den Weg.

Die Nacht gehörte keineswegs zu den freundlichen. Mit nassen, schwarzen Wolken war der Himmel verhangen, nirgends ein Sternlein zu erblicken. Dabei wehte der Wind unheimlich von den Bergen.

„Anmuthig ist das Wetter nicht," sprach Sonnenschmidt; „aber für uns kann es nicht günstiger sein. Das ist eine wahre Nacht zum Schatzgraben."

„Wenn es nur nicht gar zu finster wäre," erwiederte Langschädel, „wir werden uns in den Ruinen nicht zurecht finden."

„Vermöge meiner Diebslaterne," tröstete der Inspector, „entdecken wir schon den Ort. Wenn wir nur erst aus der Stadt sind; ich trau' dem Nachtwächter nicht; er hält uns am Ende für Holzgänger und macht den Flurschütz rebellisch. Es ist schon spät."

„Es wär' ein verteufelter Fall," versetzte der Lieutnant, „so wir belauscht und verfolgt würden."

„Ich hoffe nicht," meinte Sonnenschmidt, und schritt rüstig vorwärts. Langschädel folgte. So gelangten die Beiden, ohne daß sie Jemandem begegnet wären durch das Klosterthor in's Freie.

Auf dem Thurme der Frauenkirche schlug die Glocke.

„Wieviel schlägt das?" erkundigte sich der Lieutnant.

„Dreiviertel auf Eilf," gab Sonnenschmidt zur Antwort.

„Eine grausige Nacht," fuhr Langschädel fort, „wie das in den Erlen rauscht. Inspector, es gehört etwas mehr als alltäglicher Muth dazu, sich den mannigfachen Gefahren der Nacht preiszugeben. Ich entsinne mich seit meinen Kriegsjahren keiner so undurchdringlichen Finsterniß. Wenn uns nur nichts passirt!"

„Possen, was soll passiren," erwiederte Sonnenschmidt, „haben wir uns nicht geistlich gestärkt? Aber Ihr singt einen entsetzlichen Stiefel, Lieutnant, so eine Stimme ist mir noch gar nicht vorgekommen; habt Ihr denn nie Unterricht gehabt?"

„Alles verschwitzt,“ meinte der Gefragte.

„Nun,“ tröstete der Inspector, „wenn Ihr nur mit Andacht gesungen oder gegrölt habt, denn Singen war's nicht zu nennen, so ist's einerlei. Gott, der Herzen und Nieren prüft, versteht's doch.“

Mit der Andacht des Lieutnants mochte es indeß nicht weit her sein, denn geistlich fühlte er sich im Geringsten nicht gestärkt. Er visirte daher leise nach dem Fläschchen Madeira, so ihm in der linken Rocktasche stak, um sich leiblich ein wenig zu stärken. Er benutzte die Finsterniß, und ohne Sonnenschmidten im Geringsten von seinem Vorhaben in Kenntniß zu setzen, that er einen herzhaften Schluck.

Es ist aber ein alt Sprichwort, daß nichts so unbemerkt gesponnen wird, das nicht an die Sonne käme, so auch diesmal. Langschädeln, welcher ungesehen poculirte, kam eine Quantität Madeira in die unrechte Kehle. Es bemächtigte sich daher des heimlichen Sünders ein außergewöhnlicher Husten. Sonnenschmidt, argwöhnisch von Natur, schöpfte Verdacht.

„Lieutnant, Sie haben doch nicht genippt?“ frug er.

Langschädel betheuerte, in einem fort hustend, seine Unschuld. „Es müsse ihm,“ vertheidigte er sich, „ein nächtliches Insekt in die Kehle geflogen sein.“

„Was lassen Sie auch Ihren Mund,“ rügte der Inspector, „allezeit sperrangelweit offen stehen?“

„Ich muß doch Athem holen,“ entschuldigte sich Langschädel.

„Das können Sie vermittelst der Nase.“

„Ich leide am Schnupfen.“

„Das ist was Anderes,“ sprach Sonnenschmidt.

Indeß traute der Inspector, trotz der Vertheidigung, seinem Begleiter nicht. Er mußte Gewißheit

haben, ob Langschädel dem theuern Madeira zugesprochen hatte oder nicht. Gleichwohl wünschte er nicht, mit der Thür in's Haus zu fallen.

„Lieutnant," fuhr er nach einer Weile fort, „brennt Eure Cigarre noch?"

„Sie ist ausgegangen," tönte es zur Antwort.

Das war sehr verdächtig, denn Langschädel ließ nur bei außerordentlichen Gelegenheiten die Cigarre ausgehen. Sonnenschmidt stöberte daher das Feuer in seiner Pfeife auf, welche er im Munde behielt, und suchte dem Gesichte des Lieutnants so nahe als möglich zu kommen; er streckte seine imposante Nase wie einen Rüssel vor, um aus dem Geruche herauszubekommen, ob Langschädel der Flasche zugesprochen habe oder nicht.

„Hier ist Feuer," sprach Sonnenschmidt, mit vorgestrecktem Kopfe seine Pfeife hinhaltend.

Er zwang ordentlich Langschädeln, daß er anzünde. Diesem blieb nichts übrig. Er kam also mit seiner Cigarre der Nase Sonnenschmidt's in große Nähe.

„Lieutnant," sprach der Inspector, „wenn mich nicht Alles trügt, haben Sie dem Madeira zugesprochen. Ich finde das höchst unpassend. Bedenken Sie, daß dieser Cabinetswein uns beim Schatzgraben stärken soll."

Langschädel schwur hoch und theuer, daß es ihm nicht in den Sinn gekommen sei, zu trinken.

Dem Inspector aber ging das lästerliche Schwören durch und durch.

„Um des Himmels Willen," mahnte er, „wo denken Sie hin; Sie schwören ja wie ein Korporal, der Recruten exercirt. Wo soll das hinaus! Wir wollen auf frommen Wegen wandeln. Unsre Rede sei Ja Ja, Nein Nein. Der ganze Schatz kann ob Ihrer gottungefälligen Reden zu Grunde gehen."

Sonnenschmidt ließ es nach diesen Worten dahingestellt sein, ob Langschädel der Flasche zugesprochen habe oder nicht. Ihm war es zunächst um die vier Millionen zu thun.

Die beiden Wanderer hatten den Erlengang erreicht, der längs dem Werlaufer nach dem Benedictinerkloster führte. Der Weg war ziemlich dunkel und regenfeucht. Sonnenschmidt schritt rüstig voran. Nicht ganz ohne Bangen folgte der Lieutnant. Er gestand offen, daß ihm eine so desperat finstere Nacht noch nicht vorgekommen sei.

„Diese Dunkelheit kommt uns gerade recht," tröstete der Inspector. „Wir können unser heiliges Werk um so ungestörter vollbringen."

Langschädel, welcher dicht hinter Sonnenschmidten ging, fand sich durch diesen Trost wenig gestärkt.

„Ich wünschte, die Sache wäre vorbei," seufzte er, „es ist ein alt Sprüchwort, daß die Nacht keines Menschen Freund."

„Auf dem Gute ist gewiß Jedermann längst zur Ruhe," fuhr der Inspector fort, „wir haben die beste Zeit gewählt; die Menschen liegen im ersten Schlafe."

„Es ist eine ordentlich schneidende Luft," versetzte Langschädel, der dicht hinter Sonnenschmidten schritt.

„Ja," erwiederte letzterer, „aber laßt Euch dadurch nicht verleiten, von Neuem nach der Flasche zu greifen. Ihr werdet mir sonst benebelt. Binnen einem halben Stündchen sind wir am Ziele."

Der Lieutnant gelobte Nüchternheit und warf von Zeit zu Zeit einen scheuen Blick zur Rechten und Linken, wo es ihm immer höchst verdächtig in den Erlen rauschte.

„Sollte dieses sonderbare Rauschen allein vom Winde herrühren?" frug er.

„Von nichts weiter,“ beruhigte Sonnenschmidt.

„Es däucht mich doch, als ob es von Menschenhänden herrühre, oder vielleicht von wilden Thieren.“

„Phantome Eurer von spirituösen Getränken aufgereizten Phantasie.“

„Der Erlengang will auch gar kein Ende nehmen,“ sprach nach ziemlicher Pause Langschädel, welchem das Schweigen Sonnenschmidt's unerträglich wurde.

Dieser, welcher im Geiste mit dem Schatze beschäftigt war und bereits überlegte, wie und wo er die schönen Capitalien anlegen wol'e, versetzte: „Das däucht Euch so. Er ist nicht länger als bei Tage; aber bei Nacht wird jeder Weg länger.“

Hundegebell ward jetzt vom Klosterthore her vernehmbar. Die Besorgniß des Lieutnants wuchs um ein Ansehnliches.

„Wenn wir nur bei dem Gute vorbei wären,“ meinte er, „ich traue den Bestien nicht. Wenn wir von ihnen gepackt werden, sind wir verloren.“

Hector und Harras sind mir persönlich befreundet,“ sprach der Inspector, „wenn sie auch außerhalb des Guts umherrennen, haben wir nichts von ihnen zu befürchten.“

„Aber ich,“ versetzte Langschädel, „bin keineswegs so glücklich, mich ihrer Freundschaft rühmen zu können; im Gegentheil, die Canaillen scheinen es auf mich abgesehen zu haben. Wenn ich nur wenigstens eine Waffe zu mir gesteckt hätte.“

Sonnenschmidt blieb stehen:

„Wenn Ihnen mit dem Grabscheite gedient ist, hier haben Sie es,“ sprach er. Langschädel bewaffnete sich, während das Gebell der Hunde auf dem Gute immer vernehmbarer wurde.

„Fatal ist mir der Spectakel gleichfalls,“ meinte

der Inspector, „ich glaube, diese Vierbeine setzen das ganze Oeconomiepersonal in Allarm. Es wäre das Klügste, wenn wir hart am Ufer hinter dem Gute hinwegzuschleichen versuchten.“

„Der Weg daselbst ist aber gefährlich,“ gab Langschädel zu bedenken.

„Possen,“ erwiederte Sonnenschmidt, „ich kenne ihn.“

„Er führt hart am abschüssigen Ufer vorbei,“ fuhr der Lieutnant fort, „wie leicht kann man bei dieser Finsterniß einen Fehltritt thun. Das ist zu bedenken, Inspector.“

„Ich begreife nicht, was die Hunde vorhaben,“ brummte Sonnenschmidt; „wir können wirklich nicht wagen, vorn beim Gute vorbeizugehen; wenn wir nicht entdeckt werden wollen.“

„Aber wenn wir den Uferweg einschlagen,“ gegenredete der Lieutnant, „riskiren wir zu ertrinken. Ich bin bei Tage fast in die Tiefe hinabgerollt; bei Nacht ist gar kein Fortkommen: zudem ist der Boden schlüpfrig.“

„Das wäre das erste Mal nicht, daß ich den Uferweg ginge,“ meinte der Inspector, „bei Tag und bei Nacht; so Ihr Euch hart hinter mir haltet, könnt Ihr gar nicht zu Schaden kommen; rutscht Ihr ja ein wenig aus, so faßt nur nach meinem Rocke.“

„Wir wollen lieber ein Viertelstündchen verziehen,“ schlug Langschädel vor, „vielleicht beruhigen sich die Beester. Wir benutzen den Aufenthalt, einen Stärkungstrank zu uns zu nehmen.“

„Wenn Ihr nur poculiren könnet,“ rügte Sonnenschmidt, „da ist jede Gelegenheit recht. Ich stimme aber keineswegs für längern Aufenthalt. Ich kenne Harras und Hector; wenn diese einmal etwas vor der Nase haben, denken sie so bald an kein Aufhören.

Ich glaube, Sie haben uns schon auf dem Korne, und es bleibt fürwahr nichts übrig, als der Uferweg."

Der Lieutnant machte noch verschiedene Einwendungen, mußte sich aber dem Willen des Inspectors bequemen.

Die Beiden verließen den Erlengang, der direct nach dem Klostergute führte, wandten sich zur Linken und suchten das Werlaufer zu erreichen. Der Weg führte über eine ziemlich sumpfige Wiese.

„Ich werde von dieser verdammten Nässe einen tüchtigen Schnupfen davontragen," sprach Langschädel.

„Ein Schnupfen, wenn man sich hält, hat sein Gutes," tröstete Sonnenschmidt voranwatend, „er reinigt den Körper."

„Man hat auch Beispiele," erwiederte der Lieutnant, „wo er den Tod nach sich zog."

Bei dem Gedanken an Langschädel's Tod stiegen neue Speculationen in Sonnenschmidt's Kopfe auf.

„Hört mal, Lieutnant," sprach er, „sterbet mir nicht etwa ohne Testament. Wenn der Himmel recht bald Euer letztes Stündlein beschlossen, so hoffe ich von Eurer christlichen Gesinnung, daß Ihr mich im letzten Willen nicht vergesset. Beherziget, daß ohne meinen thatkräftigen Beistand der Schatz nicht gehoben worden wäre. Ein Dienst ist des andern werth. Zudem habt Ihr außer Eurer Nichte Niemanden zu versorgen. Es steht Euch in der That Niemand so nahe, wie ich; überlegt das wohl."

Der Gedanke an Langschädel's baldiges Ableben erfüllte ihn dermaßen, daß er nicht umhin konnte, sich nach der ungefähren Größe des Legats zu erkundigen, welches ihm in des Lieutnants Testamente ausgesetzt werden sollte.

Langschädeln, dem nichts schrecklicher war, als der

Tod, zumal jetzt, wo er im Begriffe stand, ein reicher Mann zu werden, konnte gar nichts unangenehmer berühren, als des Inspectors indiscrete Frage.

„Ich sollte meinen," fuhr der in seinen Gegenstand ganz vertiefte Sonnenschmidt fort, indem er den Lieutnant in der dritten Person anredete, „zweitausend Thälerchen wär' eine Bagatelle; Sie sehen, ich bin bescheiden; oder wie, hätte Ihr christlich Gemüth mir vielleicht ein bedeutenderes Sümmchen zugedacht? Sie Schalk, nur mit der Sprache heraus! Ich hab's immer gesagt, der Lieutnant hat ein dankbar Gemüth und wird dich nicht vergessen. Reden Sie offen und frei, Freund, Sie sehen, ich bin nicht so. Ich mache Ihnen keine Vorschriften, durchaus keine; also nicht wahr, zweitausend Thälerchen, Lieutnantchen, drunter auf keinen Fall, vollwichtige Louisd'ore! Was meinen Sie?"

„Das wird sich finden," erwiederte der Lieutnant unmuthig.

„Nein, das wird sich nicht finden," versetzte eifrig Sonnenschmidt, „in solchen Sachen liebe ich Ordnung; Freundchen, Ihre Hand, zwei Tausend, drunter kann ich's nicht thun; beim Himmel, ich handle als Bruder an Ihnen; Ihre Hand, die Sache ist abgemacht. Wir trinken eins drauf."

Die Worte: „Wir trinken eins drauf" verfehlten nicht, einen wohlthätigen Eindruck auf den Lieutnant hervorzubringen. Gleichwohl wollte er sich nicht in der dunkeln, unwirthbaren Nacht Versprechungen ablocken lassen, die der habsüchtige Inspector später hätte geltend machen können. Langschädel machte daher gleichfalls Halt, indem er die Flasche hervorsuchte. Er that sogleich einen herzhaften Zug und erwiederte: „Wir sprechen später darüber."

Der Inspector ließ sich durch diese ausweichende Antwort nicht abschrecken. Er fuhr fort, seinem Begleiter von wegen der zweitausend Thälerchen zuzusetzen. Es sei wegen Lebens und Sterbens. Er liebe Ordnung und Pünktlichkeit.

Nachdem Langschädel zu wiederholten Malen der Flasche zugesprochen, erwiederte er: „Inspector, Sie sollen bedacht werden!"

Dies war Sonnenschmidten nicht hinreichend. Er drang darauf, daß der Lieutnant sogleich die Summe festsetze.

„Ein solcher Knicker, wie Sie," sprach der Inspector, „ist mir noch gar nicht vorgekommen; erhält unermeßliche Reichthümer im Schlafe und ist so zach gegen seinen treuesten Freund.

„Seien Sie doch kein solcher Mammonsknecht," fuhr er fort, „bedenken Sie, daß irdische Güter nicht glücklich machen."

Nach mehren Debatten, die Langschädel mit Absicht zu verlängern bemüht war, um desto fleißiger der Flasche zuzusprechen, kam man endlich über die zweitausend Thaler überein.

„Aber jetzt lassen Sie mich auch einmal einen Zug thun," sprach Sonnenschmidt, nachdem man das Erbschaftsgeschäft in Ordnung gebracht hatte und ließ sich von Langschädeln die Flasche reichen.

Er wog die Bouteille prüfend in der Hand und gewahrte mit gerechter Betrübniß, daß sie ziemlich leicht geworden.

„Sie müssen diabolisch gesoffen haben," versetzte er rügend.

„Ein paar Fingerhüte," erwiederte der Lieutnant.

„Schöne Fingerhüte," zankte Sonnenschmidt, „wie ich mich nur als angestellter Mann so der Unmäßigkeit hingeben könnte."

Langschädel schwur hoch und theuer, blos genippt zu haben.

„Ihr verwünschtes Schwören," fuhr der Inspector fort, „bedenken Sie doch, was auf dem Spiele steht."

Mit diesen Worten versenkte er zu Langschädel's unaussprechlichem Verdrusse die Madeiraflasche in seinem Rockschoße. Letzterer that, als habe er das Verschwinden der Flasche gar nicht gemerkt und streckte die Hand mit den Worten gegen Sonnenschmidten aus: „Ich will sie wieder einstecken!"

„Wart' ein Bischen," dachte dieser und erwiederte laut: „Sie könnten fallen und das Glas zerbrechen; ich gehe sicherer."

Unter diesen und ähnlichen erbaulichen Gesprächen hatte man das Weilaufer erreicht.

„Ich stehe wie im Wasser," lamentirte Langschädel, „die Wiese war bodenlos."

„Ein fetter Graswuchs," gestand Sonnenschmidt.

„Sie haben gut reden in Ihren Wasserstiefeln!"

„Wir wollen jetzt das Ufer entlang wandeln," sprach Sonnenschmidt, „schließen Sie sich dicht hinter mich an."

„Bevor ich einen Fuß vorwäts thue," erwiederte Langschädel, „erfordert's meine Gesundheit, daß ich etwas Wärmendes zu mir nehme. Wollten Sie wohl erlauben —"

„Jetzt nicht," entgegnete der Inspector, „Sie trinken sich sonst um den Verstand, kommen vom Wege und können Schaden nehmen. Ich muß für Ihr Wohl bedacht sein. Allons, vorwärts!"

„Nur einen Schluck, ich erstarre."

„Einbildung, Sie haben übergenug."

„Wollen Sie mich morgen als Leiche sehen? Was helfen mir dann alle Schätze der Welt. Bei Ihrer christlichen Gesinnung beschwöre ich Sie, Inspector, seien Sie ein Mensch."

Sonnenschmidt blieb unerbittlich.

„Ich mag das nicht auf mein Gewissen nehmen,“ sprach er, „Sie sind toll und voll. Wenn Sie sich noch mehr antrinken, ist's um den Schatz geschehen.“

„Sonnenschmidt, Sie sind ein Barbar!“

„Morgen werden Sie mir es danken, daß ich Ihren sinnlichen Gelüsten mannhaften Widerstand geleistet.“

„Gewiß nicht!“

„Dann sind Sie ein Undankbarer!“

„Ach hol' Sie der —“

„Lieutnant, keine Ausschweifung, Sanftmuth.“

„Zum Teufel mit der Sanfmuth,“ platzte Langschädel heraus, „machen Sie mich nicht rasend.“

„Sie würden es, wenn ich Ihnen nochmals die Flasche reichte.“

„Nein, so wahr ich lebe, nicht,“ schwur der Lieutnant, „ich folge Ihnen als dann wie ein Kind.“

„Unhaltbare Versprechungen,“ erwiederte unerbittlich der Inspector und schritt voran. „Kommen Sie, damit wir bald zum Ziele kommen.“

Langschädel begann jetzt wie ein Lanzknecht zu fluchen, daß Sonnenschmidten angst und bange ward. Aus Furcht vor den Geistern und um den Lästermund zu stopfen, langte er die Flasche hervor.

„Hier,“ sprach er, „aber nur einen Schluck.“

Langschädel wollte sich der Flasche wieder bemächtigen; aber der Inspector hielt sie mit beiden Händen umklammert und gab sie nicht her.

„So, nun ist es genug,“ sprach letzterer, „Ihr Durst ist gar nicht zu stillen.“

„Ich habe ja noch gar nichts bekommen,“ sprach der Lieutnant, „Sie müssen die Flasche schiefer halten.“

Sonnenschmidt zog aber das Gefäß zurück, ohne

daß Langschädeln auch nur die Lippen feucht geworden wären. Er hatte mit Absicht die Flasche so schräg wie möglich gehalten.

Langschädel, der nur begieriger nach einem Schluck geworden war, wollte verzweifeln. Er schwur und fluchte wieder aus Leibeskräften.

„Mit Fluchen und Schwören kam er bei dem pietistischen Sonnenschmidt noch am weitesten. Der Inspector gab der Flasche eine andere Richtung, so daß dem Dürstenden das geistreiche Naß wirklich zu Gute kam. Langschädel zog mit Lust und Liebe, wie ein Kind an Mutterbrust.

Nachdem er sich gestärkt hatte, ging die Reise weiter. Sonnenschmidt schritt voran und der Lieutnant folgte.

Der mehrtägige Regen hatte den Weg in der That etwas gefährlich gemacht. Er war äußerst schlüpfrig und überdies sehr schmal. Einige Fuß in der dunkeln Tiefe rauschte die Werla.

„Für den Fall, Sie ausrutschen sollten," sprach Sonnenschmidt zu Langschädeln, „halten Sie sich an mich."

Man war nicht lange gegangen, als der Lieutnant auch wirklich ausglitt und in Gefahr kam, den Abhang hinabzugleiten. Er befolgte Sonnenschmidt's Rath und krallte mit Todesverzweiflung an den Inspector. Letzterer durch den urplötzlichen energischen Angriff erschreckt und aus dem Gleichgewicht gebracht, begann gleichfalls zu schwanken.

„Um Himmelswillen," rief er, „Lieutnant, lassen Sie los!"

„Dann roll' ich in die Tiefe," tönte es zur Antwort.

„Und ich mit, ich schwanke schon. Lassen Sie los."

„Ich bin aber rettungslos verloren, das Wasser ist hier tief.“

„Rollen Sie in Gottes Namen allein hinab, guter Lieutnant, ich fische Sie heraus; aber bei Ihrer Seligkeit lassen Sie los, sonst gehen wir Beide zu Grunde.“

Langschädel wollte aber durchaus nicht von seinem Vordermanne ablassen. Er hing wie eine Klette an dem Inspector und hoffte noch immer, dieser werde ihn halten können.

„Lassen Sie los, Unglückseliger,“ schrie jetzt Sonnenschmidt in Todesangst, dessen Schwankungen immer bedenklicher wurden.

„Ich verlasse Sie nicht in der Noth,“ erwiederte der Lieutnant mit seltener Anhänglichkeit.

Unter bewandten Umständen war für beide Schatzgräber wenig zu hoffen. Die Reise ging in Gemeinschaft nach der Tiefe, jedoch mit aller Gemächlichkeit, denn der Abhang war nicht steil, sondern schräg.

Langschädel, welcher vorankollerte, fiel in's Wasser, welches zum Glück hier sehr seicht war; Sonnenschmidt blieb mit halbem Leibe auf dem Lande liegen und nur die Füße wurden naß.

Der Lieutnant, welcher nicht anders glaubte, als sein letztes Stündlein sei gekommen, geberdete sich wie ein Verzweifelter und haschte, als nach einem letzten Rettungsanker, nach Sonnenschmidt's Beinen.

Dieser, welcher fürchtete, Langschädel werde ihn vollends hinabziehen in das feuchte Grab, protestirte bei des Lieutnants „ewiger Seligkeit und unsterblicher Seele“ gegen die Beschlagnahme seiner Beine, klagte seinen Hintermann des Mords an und schlug seine Finger wie ein paar Enterhaken in das Erdreich.

Langschädel, mit dem Tode kämpfend, berücksich-

tigte nicht im Geringsten Sonnenschmidt's Protestation. „Jeder ist sich selbst der Nächste," dachte er, und so gelang es ihm auch, wieder zum Stehen zu kommen. Sobald er nur festen Grund unter sich fühlte, wuchs sein Muth. Das Wasser ging ihm kaum bis an die Kniee. Jedes Malheur hat in der Regel auch sein Gutes. Langschädel hatte bei dem Umklammern des Sonnenschmidt'schen Corpus den Ort ausfindig gemacht, wo der Inspector die Madeiraflasche versenkt hatte. Eine günstigere Gelegenheit, dieses Kleinod wieder in seine Gewalt zu bringen, konnte es gar nicht geben. Sonnenschmidt's Hände lagen in das Erdreich eingekrallt und die ganze hintere Körperseite des Inspectors war dem Lieutnant preisgegeben. Er konnte darüber nach Belieben schalten und walten. Er blieb daher auch nicht lange unschlüssig und bemächtigte sich ziemlich ungenirt des Weinbehälters.

Sonnenschmidt war von der Gefahr, in welcher er zu schweben glaubte, noch zu betäubt, als daß er von den verdächtigen Griffen Langschädel's nach seiner Rocktasche und von der böslichen Entwendung der Madeira-Flasche etwas gemerkt hätte. Erst als der Lieutnant wollüstig zu schlürfen begann, vernahm er das Geräusch, das er jedoch einer ganz andern Ursache zuschrieb. Er bildete sich ein, Langschädel, der jetzt von seinen Beinen abgelassen habe, sei vollends untergesunken und schlucke Wasser. Dies Schlürfen klang ihm daher höchst erwünscht; es klang eben so lieblich, wie dem Lieutnant der Madeira mundete, denn jetzt gedachte er, den Schatz allein zu heben.

„Ich glaube," sprach er für sich, „er liegt schon in den letzten Zügen; ich schließe das aus dem tiefen *Röcheln.* Das hat er von seinem Fluchen und Schwö-

ren. Kein Gottloser nimmt ein glücklich Ende. Es konnte gar nicht anders kommen. Es ist nur gut, daß er meine Beine losgelassen hat. Ein guter Genius hat über mich gewacht. Ein solcher wird mich auch den Schatz finden lassen.

„Ich werde noch ein Weilchen so hängen müssen," fuhr er nach einer Pause fort, „denn wenn ich mich bewege, riskire ich, der Halbtodte schnappt nach meinen Füßen und zieht mich hinab. Hoffentlich wird er bald ausgelitten haben. Beim Ertrinken, hab' ich mir immer sagen lassen, dauert die Sache nicht lange. Ein Bischen Starrkrampf, und alle ist's."

Während dieser christlichen Betrachtungen Sonnenschmidt's ließ sich's der Todtgeglaubte trefflich schmecken. Langschädel betrachtete den Madeira jetzt als Medizin gegen die Nässe und Erkältung und war wirklich unersättlich.

Sonnenschmidt, der sich ob des Schlürfens Langschädel's, das gar kein Ende nehmen wollte und welches er für Todesröcheln hielt, nicht genug verwunderte, ward endlich ungeduldig und von christlichem Mitleid ergriffen.

„Wenn Sie nicht ersterben können," gab er den guten Rath, „so stecken Sie doch den Kopf vollends unter's Wasser. Da ist's bald alle. Ich würde Ihnen als Mensch und Christ beispringen; aber ich hänge selbst zwischen Tod und Leben. Nicht wahr, der Schatz liegt im zweiten Kellergewölbe, links vom Eingange?"

Langschädel, welcher so eben einen langen Zug aus der Flasche gethan hatte, sprach, tief Athem holend: „Ach!"

Sonnenschmidt, welcher dieses „Ach!" für einen Todesseufzer hielt, fuhr rathgebend fort:

„Sie haben gewiß den Kopf noch über dem Wasser, das ist ein Fehler; Sie erschwören sich muthwillig das letzte Stündlein; sein Sie Mann! rasch resolvirt und untergetaucht! Nicht wahr, zwei Schritte links vom Eingange im zweiten Keller?“

„Ganz recht,“ erwiederte Langschädel, der jetzt bemüht war, das Ufer emporzuklettern.

„Was Guckuck,“ rief Sonnenschmidt, durch diese geistesklare Antwort unangenehm überrascht, „ich denke, Sie ringen mit dem Tode?“

„Diesmal noch nicht,“ versicherte der Lieutnant, welcher wieder auf trockenem Lande stand, ziemlich wohlgelaunt; denn der genossene Wein hatte ihn trotz der Nässe heiter gestimmt.

„Da helfen Sie mir wenigstens auf,“ fuhr Sonnenschmidt fort, „ich kann doch nicht bis zum jüngsten Tage in dieser schmachvollen Stellung liegen.“

Der Lieutnant hielt den am Boden Liegenden den Griff des Grabscheits hin, mit dessen Hülfe sich der Inspector endlich, wiewohl nach mühevoller Anstrengung, emporarbeitete.

„Also leben Sie noch,“ sprach verwundert Sonnenschmidt, „sehen Sie einmal, das nenn' ich Glück. Ihrem Röcheln nach zu schließen, glaubte ich Sie auf Erden nicht wieder zu sehen.“

„Ich bin mit durchnäßten Kleidern diesmal davon gekommen,“ erwiederte Langschädel.

„Wie tief staken Sie denn im Wasser?“

„Bis an die Schläfe,“ log der Gefragte.

„Bis an die Schläfe,“ dachte Sonnenschmidt mißmuthig bei sich, „es ist doch ein alt Sprichwort, daß Unkraut sehr schwer auszurotten.“

„Nur meine Geistesgegenwart rettete mich,“ fuhr Langschädel fort.

„Ach, gehen Sie," versetzte der Inspector, „meinen Beinen haben Sie Ihr Dasein zu verdanken. Sie klammerten sich ja daran mit einer Vehemenz, daß ich die Schmerzen davon noch fühle."

„Ich ließ Sie ja los aus Menschenfreundlichkeit," meinte Langschädel, „als Sie wie ein Gespießter schrieen.'

„Zum Guckuck," sprach Sonnenschmidt, „es war auch die höchste Zeit. Sie konnten einen Mord begehen, bedenken Sie wohl, einen Mord!"

„Sie wären nicht ersoffen," entgegnete der Lieutnant. „auch wenn Ihr Corpus vollends hinabgerollt wäre; er ist fett, ich glaube, das Wasser trägt Sie."

„Ich will's auf keinen Versuch ankommen lassen, sprach Sonnenschmidt; „doch aus unserm höchst unfruchtbaren Gespräche kommt nichts heraus. Ich dächte, wir machten uns nach dem Kloster; es ist nicht weit mehr."

Langschädel sprang und tanzte, theils, weil ihm der Wein zu Kopfe gestiegen, theils, um sich zu erwärmen.

„Sie sollten gar nicht so obendrauf sein," rügte der Inspector, „wer eben dem Tode entlaufen, dem geziemt eine dankbare und gesetzte Positur."

Der Lieutnant aber ließ sich in seiner Laune nicht stören, nannte Sonnenschmidten einen scheinheiligen Duckmäuser, einen Pfaffenknecht, und sang fortwährend:

„Ich hab' mein Sach' auf nichts gestellt,
Juchhe!
D'rum ist so wohl mir in der Welt,
Juchhe!"

„Sie sind doch der lasterhafteste Mensch," schalt Sonnenschmidt, „der mir je vorgekommen. Sie haben es wahrlich nicht verdient, daß Ihnen ein so reicher Schatz bescheert worden ist. Ich glaube darum auch

nicht, daß Ihnen der Mammon viel Segen bringen wird."

„Das lassen Sie meine Sorge sein, alter Geizhammel und Sündenbock," replicirte Langschädel.

„Der Mensch kann gar nicht bei sich sein," dachte Sonnenschmidt, „er setzt ja alle Ehrfurcht gegen dich aus den Augen und schimpft wie ein Rohrsperling. Entweder hat ihn die Errettung aus der Todesgefahr oder der bald zu erhebende Schatz in so exaltirte Stimmung versetzt."

An die Madeiraflasche dachte Sonnenschmidt nicht.

Man kam den alten Ruinen des Klosters immer näher.

„Es ist nur gut, daß ich mein Feuerzeug so trocken wie möglich bewahrt habe," sprach der Inspector, „ohne Licht würden wir uns in dieser undurchdringlichen Finsterniß kaum zurechtfinden."

Langschädel, bei welchem der Weingeist allmälig verflog, begann, als die unheimlichen Steinmassen in schwarzen, unbestimmten Umrissen aufstiegen, ziemlich schauerlich zu werden. Er that so leise wie möglich, damit Sonnenschmidt nichts gewahr werde, wiederholte Züge aus der stärkenden Flasche; aber der Madeira vermochte diesmal Grauen und Furcht nicht ganz zu besiegen.

„Ach, wäre es doch Tag," dachte er bei sich, „die Nacht ist keines Menschen Freund, man sieht kaum die Hand vor sich."

Sonnenschmidt, man mußte es gestehen, zeigte sich weit couragöser als sein Begleiter. Er schritt sichern Schritt's voran, während Langschädel zagend folgte. Seine gute Laune war gänzlich dahin.

Endlich stand man bei der nicht hohen Mauer, welche die Ruinen nebst einer Obstplantage umschloß.

„Hier müssen wir darüber," sprach Sonnenschmidt.

Langschädel konnte seiner Furcht nicht mehr Meister werden.

„Ach," seufzte er, „wollen wir denn das riesenhafte und gefährliche Abenteuer wirklich noch bestehen?"

Der Inspector, der von nichts als blanken Doppellouisd'oren träumte, erwiederte:

„Das versteht sich; wir werden doch nicht zum Narren herausgelaufen sein. Helfen Sie mir über die Mauer, Langschädel!"

Ehe der Lieutnant Hand anlegte, frug er:

„Wär' es denn nicht besser, wenn wir die Sache bei Tage vornähmen; vielleicht bei frühem Morgen? Man sieht die Hand vor den Augen nicht."

„Diese Finsterniß," erwiederte Sonnenschmidt, „kommt uns gerade zu statten. Schieben Sie, Langschädel, die Mauer ist nicht hoch, mit einem Fuße bin ich schon darüber."

Der Lieuenant half, aber zagenden Herzens; der Inspector befand sich im Klosterhofe und watete durch Kartoffelkraut den alten Ruinen zu. Langschädel stand zitternd noch immer an der äußern Mauerseite und wagte nicht, dem verwegenen Inspector zu folgen. Dieser blieb nach einer Weile stehen.

„Allons, wo stecken Sie?" frug er mit gedämpfter Stimme.

„Hier!" antwortete Langschädel.

„So steigen Sie doch über, ich warte nicht länger!"

„Wo stecken Sie denn?" forschte der außerhalb Stehende, „ich sehe gar nichts."

„Ich auch nicht," sprach Sonnenschmidt, „Sie müssen sich nach der Stimme richten!"

„Wär' es denn wirklich nicht gerathen," gab Langschädel von Neuem zu bedenken, „wenn wir wenigstens die Dämmerung abwarteten?"

„Nichts da," entschied der habgierige Inspector, „wenn es Ihnen zu finster ist, heb' ich den Schatz für mich."

Wie Langschädel Sonnenschmidten kannte, so war von dessen Geldsucht das Aergste zu befürchten. Er bereute, diesen Geizhals zum Vertrauten gemacht zu haben; und war jetzt mit wahrhafter Todesverzweiflung bemüht, seine Furcht niederzukämpfen. Wenn er nicht schleunigst dazuthat, so entwendete der Inspector den Schatz, welchen ein gütiger Traumgott doch ihm allein nur bestimmt hatte. Der Langschädel leistete wirklich das Außerordentlichste, kletterte über die Mauer und griff sich zitternd nach der Gegend hin, von woher des Inspectors Stimme tönte.

„Wo stehen Sie denn?" frug Langschädel zähneklappernd, in der Dunkelheit wie ein Blinder umhertastend.

„Da bin ich," antwortete Sonnenschmidt, und gleich darauf hielt der Lieutnant die Riesengestalt seines Begleiters umklammert.

Als er diese solide Masse fühlte, athmete er ein wenig freier. „Das kann gar keine natürliche Finsterniß sein," meinte Langschädel, „ich glaube nicht, daß es hier mit rechten Dingen zugeht."

„Wenn Gottesfurcht und Frömmigkeit in Ihrem verdüsterten Gemüthe wohnte," antwortete Sonnenschmidt, „würden Sie nichts Uebernatürliches an dieser Finsterniß finden. Sie ist allerdings respectabel, aber wer sie mit frommen Augen ansieht, findet sie durchaus nicht so schwarz. Es ist auch kein Wunder, wenn Sie bei Ihrem ewigen Fluchen und Schwören einmal vom Himmel mit Blindheit gestraft werden.

„Wohlan," fuhr er fort, „so wollen wir denn zum gottgefälligen Werke schreiten und die himmlische

Manna mit Demuth und Dankbarkeit ungezählt in Empfang nehmen, welche uns von seligen Geistern beschieden worden ist."

„Ja, das wollen wir," sprach Langschädel bebend, „wenn es nicht zu finster ist."

„Possen, wir zünden Licht an," meinte Sonnenschmidt. „Halten Sie sich nur dicht hinter mir."

Der Lieutnant ließ sich das nicht zwei Mal sagen und klammerte sich wieder dermaßen an den Inspector, daß dieser nicht umhin konnte, seine unverholene Mißbilligung zu erkennen zu geben.

„Greifen Sie zu und der — (Teufel, wollte er sagen, besann sich aber schnell und verschluckte das gefährliche Wort)" sprach Sonnenschmidt, „ich werde nicht davonlaufen."

Sonnenschmidt, von Langschädeln gefolgt, tappte jetzt nach dem Eingange eines halb verfallenen Ganges, welcher nach den Kellergewölben führte, in deren einem nach des Lieutnants Aussage die Doppellouis-d'ore vergraben lagen.

„Nur sacht," sprach der Inspector, vorsichtig vorwärts schreitend, „daß wir nicht über die vielen im Wege liegenden Steine stolpern. Sie haben doch das Grabscheit noch, Langschädel?"

„Ich habe es."

Der Inspector stand endlich vor dem Hollunderstrauche, der den Eingang verdeckte. Er bog die Aeste aus einander und versuchte mit seinem Leichnam hindurch zu kriechen. Das war bei des Mannes Corpulenz nicht ohne Schwierigkeit.

„Es wird ein wenig prasseln," sprach Sonnenschmidt, „aber das schadet nichts; wer soll es hören, zudem ist es windig; wenn jedoch der Schäferhund uns aufspüren sollte, so geben Sie der Bestie eins

mit dem Grabscheite. Ob so ein Vieh mehr oder weniger in der Welt umherläuft, darauf kommt nichts an."

Mit diesen Worten brach Sonnenschmidt vollends durch. Mehr todt als lebendig folgte Langschädel. Ein gespenstiger Nachtvogel war ob des unverhofften Besuchs von seinem Lager aufgeflogen und hatte den Erschrockenen fast mit seinen Flügeln berührt. Dieses Ereigniß war hinreichend, seinen Muth vollends zu Boden zu schlagen.

„Jetzt aber ist es Zeit," meinte Sonnenschmidt, „daß wir die Laterne anzünden, sonst stoßen wir uns in diesem unwirthbaren Gewölbe die Köpfe ein."

„Allerdings!" gestand Langschädel, „Licht ist eine der nützlichsten und erhabendsten Erfindungen in der Natur."

Der Inspector zog Stahl und Stein hervor und begann zu picken. Bei jedem Funken, der das schauerliche Gewölbe momentan erhellte, zuckte Langschädel unwillkürlich zusammen.

„Was huscht nur so unheimlich hin und wieder," frug er zagend; „es ist wahrhaftig nicht geheuer hier. Ich wünschte, ich wäre wieder im Freien."

„Was wird's sein," erwiederte gleichmüthig Sonnenschmidt, der mit Beharrlichkeit fortfuhr, Feuer anzuschlagen und dessen etwas feucht gewordener Schwamm nicht sogleich fangen wollte, „Fledermäuse!"

Bei dem Worte Fledermäuse, zog Langschädel vorsichtig seine Mütze tiefer über die Ohren, und den Kopf so viel als möglich zwischen die Schultern.

Sonnenschmidten war es endlich gelungen, den Schwamm in Brand zu setzen und die Laterne anzuzünden. Jetzt erst konnte der Lieutnant mit Schaudern das Grausige des unheimlichen Aufenthalts erkennen.

Das nächtliche Geflügel ward ob des blendenden Lichtschimmers immer unbändiger und sauste Sonnenschmidten, der wirklich einen ausdauernden Muth während der ganzen Expedition an den Tag legte, fortwährend um den Kopf. Vergebens schlug er mit dem Taschentuche zürnend um sich herum. Langschädel mochte von der ganzen Welt nichts mehr wissen und verwünschte im Stillen die Schatzgräberei.

Endlich gelangte man in das zweite Kellergewölbe, woselbst der Schatz ruhen sollte. Sonnenschmidt machte Halt.

„Also hier?!" sprach er. „Nicht wahr, Lieutnant?"

„Ja wohl, ja wohl," erwiederte der Gefragte, ohne aufzublicken.

„Sie müssen sich auch orientiren," sprach der Inspector, „stimmt denn diese Localität mit Ihrem Traume überein?"

Langschädel warf einen scheuen Blick umher und erwiederte: „Vollkommen."

Sonnenschmidt stellte nun nähere Untersuchungen an, die jedoch keineswegs einem erwünschten Resultate entsprachen.

„Ich spüre hier nichts von einem Schatze," sprach er, nachdem er mit seinem Stocke überall umher visitirt hatte; „wir werden unfehlbar einschlagen müssen. Lieutnant, scheuen Sie doch nicht so gewaltig die Fledermäuse; dieses Geflügel ist ganz unschädlich, wenn auch etwas lästig, und vergegenwärtigen Sie sich lieber Ihren Traum recht deutlich, damit wir den rechten Fleck treffen."

Mit diesen Worten stampfte er an verschiedenen Orten mit dem Fuße auf, ob es nicht hohl klänge. Langschädel schaute ein wenig umher.

„Hier muß es sein," sprach er endlich und bezeichnete schaudernd eine Stelle in der einen Ecke.

Der Inspector stampfte wieder mit dem Fuße.

„Es klingt etwas hohl," meinte er, „das Grabscheit her."

Der Lieutnant reichte es dar und Sonnenschmidt begann wie ein Schanzarbeiter zu schaufeln, während Langschädel mit noch immer herabgezogener Mütze und eingezogenem Kopfe, die Hände in beiden Hosentaschen, vor Furcht und Kälte schlotternd, eine wahre Jammergestalt darbot.

„Wenn wir eine Wünschelruthe hätten," sprach der Inspector, der mit unermüdlicher Beharrlichkeit fortarbeitete, „wüßten wir woran wir wären."

Nach einer Pause fuhr er fort:

„Ich komme wahrhaftig auf etwas Hartes. Da schmeckt ein Trunk drauf."

Er stieß etwas ermattet das Grabscheit in den Boden und griff in die Tasche.

„Bomben und Blitz," rief er unmuthig, „Lieutnant, ich habe die Flasche verloren. Sie muß mir bei der Wasserpartie aus der Tasche gefallen sein."

Langschädel ließ den Inspector in seinem Irrthume hinsichtlich der Flasche, beschuldigte ihn der größten Nachlässigkeit und jammerte ob des verloren gegangenen Labetrunkes.

„Nun beruhigen Sie sich," sprach Sonnenschmidt, „was nicht zu ändern ist, ist nicht zu ändern, leuchten Sie lieber, daß wir des Schatzes bald habhaft werden."

Mit diesen Worten setzte er seine Schaufelei mit Beharrlichkeit fort, wobei Langschädel die Laterne hielt.

„Wenn es eine Gerechtigkeit auf Erden giebt," fuhr der unermüdliche Schatzgräber fort, „und wenn in Ihnen ein Funken von Rechtsgefühl vorhanden, so müßten Sie mir jetzt zwei Drittheile vom Schatze abtre-

ten; ich habe mich im Leben nicht so geplackt, wie diesmal, der Schweiß tritt mir hervor, während Sie blos mit der federleichten Laterne zu leuchten brauchen."

„Ich dächte, ich hätte das Meinige gethan," erwiederte Langschädel vor Kälte klappernd, „habe ich nicht in Lebensgefahr mit den Wellen gekämpft?"

„Possen," meinte Sonnenschmidt absprechend, „das kann ein Jeder. Dabei ist kein Verdienst."

Nach großer Anstrengung förderte endlich Sonnenschmidt einen ziemlich umfangreichen Sandstein zu Tage.

„Das sieht nicht wie ein Schatz," sprach er, den Stein nach allen Seiten betastend.

„Mir auch nicht," bemerkte der Lieutnant.

„Also vollwichtige Doppellouisd'ore waren es, die Ihnen der Traumgott zeigte?"

„Es können auch ein paar holländische Ducaten darunter gewesen sein," gestand Langschädel, „ich kann mich nicht mehr ganz deutlich besinnen."

„Das ist eine recht bedauerliche Unsicherheit," versetzte der Inspector. „Ging denn der Schatz zu Tage aus?" fuhr er fort.

„Tief lag er nicht," erwiederte der Lieutnant.

„Da wird wohl eintreffen, was ich gesagt habe," sprach zürnend der fromme Sonnenschmidt, „durch Ihr unverantwortliches Fluchen und Schwören ist er unfehlbar tiefer gesunken; wer weiß, wo er bereits steckt. Sie sind doch der gewissenloseste Mensch, der mir je vorgekommen. Es ist zum Verzweifeln, wie lange soll ich schaufeln; ich habe keinen trocknen Faden."

Langschädel bereuete jetzt in der That, sich nicht mehr beherrscht und wie ein Lanzknecht geflucht zu haben. Er ließ die Strafreden des Inspectors geduldig über sich ergehen, ohne etwas zu erwiedern.

Sonnenschmidt schaufelte aus Leibeskräften, fort=

während brummend, daß seine Mühe so erfolglos bliebe; Langschädel leuchtete schweigend.

„Hier kann er unmöglich liegen," begann der Inspector nach einer Pause und stützte sich erschöpft auf den Heft des Grabscheites; „Lieutnant, wenn Sie mich zum Narren geführt, Sie kommen nicht wieder lebendig heraus; so ich nichts finde, so ich vergebens herausgerannt, drehe ich Ihnen eigenhändig den Hals um."

Langschädeln ward Angst, er beschwor seinen Begleiter, die Hoffnung nicht aufzugeben.

„Lieutnant, Sie haben am längsten gelebt," fuhr Sonnenschmidt drohend fort, „wenn keine Louisd'ors kommen. Ich will nicht umsonst solche Strapaze und solche Unkosten gehabt haben. Die Madeiraflasche ist auch zum Guckuck, das Glas allein war unter Brüdern seinen Zwanziger werth."

Langschädel befand sich in höchst bedenklicher Lage; auf der einen Seite schüttelte ihn der Frost; auf der andern die Furcht vor dem desperaten Inspector, dessen Wuth gar nicht zu berechnen war, so er nichts fand.

Sonnenschmidt's Reden wurden immer unheimlicher und Gefahr drohender. Endlich, als sein Schaufeln durchaus fruchtlos blieb und sich kein Schatz zeigte, erhielt sogar seine Frömmigkeit einen harten Stoß und er begann zu fluchen.

Langschädel bemerkte mit Grauen den wachsenden Grimm des Inspectors. Um den Ausbruch desselben, der vor allen Dingen seine eigne Person bedrohte, zu beschwören, bemühte er sich, den Inspector mit dessen eignen Waffen zu schlagen.

„Aber, verehrter Inspector," gab er zu bedenken, „wenn Sie auch zornig werden und zu fluchen anfangen, da sinkt nach Ihrer eignen Ansicht der Schatz ja immer tiefer."

„Mag er zum Teufel fahren,“ schrie Sonnenschmidt, dessen Geduld zu Ende war; „ich mag hinstechen, wo ich will, überall Nichts; ei, da soll doch ein Kreuz Himmel —“

„Pst, pst,“ besänftigte angsterfüllt Langschädel, „wir wollen doch an einem andern Orte einschlagen.“

„Schweigen Sie, Sie Leutebetrüger“ donnerte der getäuschte Sonnenschmidt, „einschlagen, den Kopf will ich Ihnen einschlagen.“

Er hob mit diesen Worten erbost das Grabscheit mit beiden Händen empor, daß der Lieutnant entsetzt zurücksprang

Sonnenschmidt, der gar keine Vernunft annahm, wollte folgen, da ließ plötzlich ein gellender Pfiff ihn wie angedonnert stehen.

„Pfiff das nicht?“ frug der Ergrimmte und vergaß seinen Zorn auf einen Augenblick.

„Allerdings,“ erwiederte Langschädel, der vor dem wüthenden Sonnenschmidt in die Ecke geflüchtet war, kreideweiß.

Beide lauschten mit angehaltenem Athem.

„Das fehlte, daß wir belauscht würden,“ brummte der Inspector. Mein Renommé wäre dahin. O Sie —“ Seine Wuth gegen Langschädel erreichte wieder einen hohen Grad. Er schaute den Erbleichten mit grimmigen Augen an und würde sich gewiß an ihm vergriffen haben, hätte sich nicht ein abermaliges Pfeifen vernehmen lassen.

„Es pfeift wahrhaftig,“ sprach Sonnenschmidt, und ward friedlicher gegen seinen Gefährten gesinnt; „haben Sie es auch gehört?“

„Freilich,“ zähneklapperte der Gefragte.

„Es ist vielleicht der Wind gewesen,“ meinte der Inspector, sich selbst beruhigend.

Langschädel bestand auf dem Pfeifen, das ihn vor der Hand wenigstens vor der Rache des furiösen Schatzgräbers schützte.

„Um Gottes Willen, Lieutnant,“ mahnte Sonnenschmidt mit gedämpfter Stimme; „geben Sie keinen Laut von sich.“

„Ich sage nichts,“ versprach Langschädel leise.

„Beim nächsten verdächtigen Geräusch löschen Sie die Laterne aus.“

Der Lieutnant gelobte dies und blies auch entsetzt gleich im nächsten Augenblicke das Licht aus; denn Schritte und Stimmen tönten vom Eingange her.

„Werft sie in das zweite Gewölbe!“ gebot eine Baßstimme, „da entdeckt sie Niemand.“

Sonnenschmidten wie Langschädeln standen bei diesen Worten die Haare mit einem Male zu Berge. Sie näherten sich instinktmäßig und umarmten sich brüderlich, einer schien sich hinter den andern verstecken zu wollen.

„Sie haben Einen kalt gemacht,“ flüsterte der Inspector dem Lieutnant in's Ohr; „Langschädel, wenn Sie mucksen —“

Langschädel gelobte Todtenschweigen.

„Wir wollen uns leise in eine Ecke zurückziehen,“ fuhr Sonnenschmidt fort, und sie nahmen geräuschlos in einem Winkel Platz, wo sie am Boden niederkauerten.

Die Baßstimme ward wieder vernehmbar.

„Immer in das zweite Gewölbe; Ihr kennt die Thür, Licht brauchen wir nicht.“

Mehrere Männertritte stolperten dem Gewölbe zu, wo die beiden Schatzgräber todtenähnlich am Boden kauerten.

„Die Thür haben wir,“ erwiederte eine andere Stimme.

„Wohlan, nur hineingeworfen," befahl die erstere.

Drei bis vier todte Körper fielen jetzt in den bezeichneten Raum. Der eine kam Langschädeln gerade auf den Leib zu liegen. Der todte, blutende Kopf fiel ihm auf die Brust. Der Lieutnant, in Todespein, konnte sich nicht enthalten, einen tiefen Seufzer auszustoßen.

„Was war das?" frug die Baßstimme, welche den Seufzer vernommen, „Kameraden, das klang verdächtig. Ich will nicht hoffen, daß sich hier Jemand verborgen hat, uns zu belauschen. Wehe solchem Verräther, er soll nicht lebendig davon kommen; Kameraden, schlagt Licht an!"

Fünftes Kapitel.

Große Revolution unter dem Adel von Neukirchen.

Die zu den Wolken thronenden Thürme, die prachtvollen Paläste, die feierlichen Tempel, der große Erdball selbst, ja Alles, was irdisch ist, wird vergehen! Was wollte die Neukirchner hohe Aristokratie vor dieser heiligen Wahrheit, die als Grabschrift auf Shakspeare's Monument in der Westminsterabtei eingegraben steht, voraushaben? Ja, auch dieses stolze Gebäu, welches der Neukirchner hohe Adel seit einer Reihe von Jahren mit Beharrlichkeit und Kunst aufgebauet hatte, sollte Erschütterungen erleiden, sollte zusammenbrechen und wenn auch nicht die halbe Welt unter seinen Trümmern begraben, doch in der Chronik der Neu=

kirchner gesellschaftlichen Zustände einen völlig neuen Zeitabschnitt herbeiführen.

Jener verhängnißvolle Harmonieball, wo der bürgerliche Student Carl Willer die Vermessenheit gehabt, das Fräulein Bianca von Ponikau zum Tanze aufzufordern, war der Markstein zwischen der alten und neuen Zeit. War es doch, als habe seit jenem Abende der Blitz in die hochadelige Coterie geschlagen, deren kunstvoller Dom plötzlich wie eine Bombe aus einander gesprungen.

Die erste Erschütterung, welche die Neukirchner Aristokratie in ihren Grundvesten wankend machte, that sich in einer Spaltung, in einem großen Schisma kund, wodurch der betreffende Adel in zwei Parteien getheilt wurde. An der Spitze der einen stand die Frau von Ponikau mit ihren Töchtern, die andere ward durch die Person des Generals Kirchner vertreten. Die anfängliche bloße Spannung hatte Reibungen zu Folge, die in offenbare Bitterkeiten und Beleidigungen ausarteten und endlich einen förmlichen Bruch herbeiführten.

Um ihr Glaubensbekenntniß hinsichtlich des Generals offenkundig an den Tag zu legen, veranstaltete Frau von Ponikau in ihrem Hause eine glänzende Soirée, wozu der sämmtliche hohe Adel Neukirchens eingeladen war, nur seine Excellenz blieb ausgeschlossen. Dem bejahrten Manne ihren Grimm wahrhaft kund und zu wissen zu thun, hatte Frau von Ponikau selbst das Fräulein Adele von Liebenrode gebeten, welche, natürlich zu ihrem Leidwesen, von der Einladung keinen Gebrauch machen konnte.

Der größte Theil des zu der Soirée gebetenen Adels kam in nicht geringe Verlegenheit, als er die Abwesenheit des Generals bemerkte und zugleich den

Grund, aus welchem Frau von Ponikau kein Geheimniß machte, erfuhr. Man war dem General in so wichtigen Dingen für die Vergangenheit sowohl verpflichtet, als man seiner für die Zukunft bedurfte, daß man gern Alles vermied, wodurch seine Unlust rege gemacht werden konnte. Viele der auf der Soirée befindlichen Adeligen fürchteten daher, Seine Excellenz könne es übel vermerken, sobald er ihre Anwesenheit bei Frau von Ponikau erführe; und sie verfehlten nicht, gleich in den nächsten Tagen ihre Aufwartung zu machen, um sich der Gewogenheit des Generals zu versichern.

Nur eine kleine Anzahl der Neukirchner Aristokratie ging in die Ideen der hochmüthigen Frau von Ponikau ein und brach allen Umgang mit dem Kirchner'schen Hause ab.

Dem Generale gewährte dieses feindliche Verhältniß viel Vergnügen und Unterhaltung. Er genoß es in Gemeinschaft mit dem Hofcommissair, mit welchem er fast täglich zusammenkam und den er überhaupt seit dessen edelmüthigem Benehmen hinsichtlich des Prozesses wahrhaft kennen gelernt und in's Herz geschlossen hatte. Die Beiden waren nach und nach ein Herz und eine Seele geworden und der General fand sich durch die nähere Bekanntschaft des Hofcommissairs für den Verlust einiger adeligen Herren vollkommen entschädigt.

Kirchner wie Eccarius ließen keine Gelegenheit unbenutzt vorüber, die ultra-aristokratische Partei, deren Haupt Frau von Ponikau war, auf alle mögliche Weise zu ennuyiren. Der Hofcommissair war hierin unerschöpflich. Fortwährend gab er seinem hohen Freunde Mittel in die Hand, den Uebermuth der Familie Ponikau und Genossen zu demüthigen.

Der Kampf der beiden Parteien war indeß zu ungleich, als daß er hätte von langer Dauer sein können. Die Ultra's waren der Kirchner'schen Democratie nicht gewachsen. Das Häuflein der Frau von Ponikau ward immer dünner. Aus triftigen Gründen sahen sich die Meisten genöthigt, unter die Fahnen des Generals zurückzukehren, so daß die in ihrer Eigenliebe und in ihrem Hochmuthe schwer verletzte Frau sehr verlassen dastand.

Unter bewandten Umständen war ihres Bleibens in dem verhaßten Neukirchen nicht länger. Sie zog mit ihren beiden Töchtern nach der Residenz, wo sie eher hoffen konnte, Gleichgesinnte und wahrhaft Ebenbürtige aufzufinden.

Mit dem Abzuge der Frau von Ponikau war der hochmüthigen Neukirchner Aristokratie der Hals gebrochen. Die Ultrapartei hatte mit ihr das Haupt verloren.

Der Abzug dieser ebenso stolzen, herrschsüchtigen und intriguenvollen Frau war das Signal zu einer freiern, lebensfrischen Gestaltung der Neukirchner geselligen Verhältnisse. Selbst der weibliche Adel, welcher der Dictatur dieser Frau unterworfen gewesen, war froh, seine Selbstständigkeit wieder erhalten zu haben. Die unübersteiglichen Schranken, die zwischen Adel und Bürgerthum gestanden, und für deren Unverletztheit Frau von Ponikau mit Eifer gewacht hatte, wurden zugänglicher gemacht und es fand (der General Kirchner ging hier mit einem höchst lobenswerthen Beispiele voran) größere Annäherung zwischen den beiden Ständen statt. Man begriff endlich gar nicht, wie man sich so lange habe den Ponikau'schen Despotismus gefallen lassen können.

Obschon Anfangs groß Gerede gewesen, daß ein

großer Theil des Neukirchner Adels der Frau von Ponikau folgen und Neukirchen verlassen würde, so daß mehre Hausbesitzer ob des Verlustes ihrer adeligen Miethbewohner schon in Angst geriethen, so blieb doch, als der liebe Gott den Schaden besah, Alles beim Alten. Vergebens schrieb Frau von Ponikau wiederholt aus der Residenz, wie herrlich sich es daselbst lebe, im Vergleich zu dem krähwinkeligen Neukirchen; sie bot Alles auf, um dem General Kirchner und den Neukirchnern zum Aerger, einige der bedeutenden Familien nach sich zu ziehen; aber vergebens, gerade diejenigen des Neukirchner Adels, welche der Frau von Ponikau und ihren Töchtern heilig und theuer versichert, daß ohne sie ein ferneres Leben in der kleinbürgerlichen Stadt nicht denkbar, und daß sie über kurz oder lang folgen würden, waren über Ponikau's Auswanderung im Innern am meisten erfreut.

Unter den hohen Adeligen, welchen es am schwersten ankam, sich dem General zu unterwerfen, stand die Familie von Löwenstern, versteht sich mit Ausnahme Clara's, oben an. Wenn nicht der stolze Baron mit zu bedeutenden Schuldsummen in den Büchern Seiner Excellenz gestanden, würde es unfehlbar zwischen ihm und dem General zum Bruche gekommen sein; aber so war die Existenz der Familie auf Ehrenberg fast ganz in die Gewalt Kirchner's gegeben. Sobald letzterer seine Hand abzog, war der Besitzer von Ehrenberg verloren, der Concurs unwiderruflich. Ein böser Prozeß, welchen der Baron seit einer Reihe von Jahren wegen einer höchst bedeutenden Geldsache mit einem deutschen Fürstenhause führte, so wie seine nicht eben ökonomische Lebensweise hatten seine Finanzen außerordentlich zerrüttet, und er würde mit seinen zahlreichen Gläubigern längst haben accordiren

müssen, wenn nicht der reiche General Kirchner sich seiner auf das Uneigennützigste angenommen hätte.

Auch für Clara's und Willer's junge Liebe war jener Ballabend, wo die beiden jungen Leute mit einander getanzt und gesprochen hatten, von großer Wichtigkeit. Das schöne Mädchen fühlte es klar im innersten Herzen, daß unter allen den jungen Männern, deren Bekanntschaft sie gemacht hatte, nur ihn sie lieben könne. Bei dem Studenten war hinsichtlich der Tochter des stolzen Löwenstern's ganz dasselbe der Fall. Auch er hatte in Clara das Ideal seiner Träume verwirklicht gefunden. Gleichwohl erkannte er, daß bei seiner Lage diese Liebe eine völlig hoffnungslose sei. Er beschloß daher, um der allmächtigen Leidenschaft nicht gänzlich zu erliegen, sobald als möglich Neukirchen zu verlassen, und reiste, trotz der Bitten des alten Generals und des Hofcommissairs, die seine Gesellschaft noch für längere Zeit wünschten, bereits nach wenigen Tagen nach der Universität ab, welche ihm Eccarius anempfohlen hatte.

Sechstes Kapitel.

Fortsetzung des schauerlichen Abenteuers in den Ruinen des Benedictinerklosters und welche traurige Folgen dasselbe für Sonnenschmidt und Langschädeln nach sich zog.

Wir kehren nach den Ruinen des alten Benedictinerklosters zurück, in deren einem Gewölbe Sonnenschmidt und Langschädel am Boden gekauert mit kle=

pfendem Herzen des letzten Stündleins entgegen sahen. Der Lieutnant war bereits halb todt, aber der Inspector hatte noch, so viel Geistesgegenwart, seinem Unglücksgefährten eine Proposition zu stellen.

„Kriechen Sie hervor," raunte er ihm leise zu, „und geben Sie sich allein an; was kann Ihnen geschehen? Im schlimmsten Falle sorge ich für Ihre Nichte."

Langschädeln, welchem der todte Körper, den man auf ihn geworfen, allen Athem genommen hatte, vermochte kein Wort zu erwiedern.

Sonnenschmidt schloß aus diesem Stummsein, daß der Lieutnant seinen Vorschlag nicht unannehmbar finde und fuhr in gedämpfter Beschwörung fort:

„Ihr unverantwortliches Seufzen ist an unserm Unglücke allein Schuld; büßen Sie daher, was Sie eingebrockt haben; es wäre himmelschreiend, wenn ich Unschuldiger darunter leiden sollte. Kriechen Sie vor; für Ihre Nichte ist gesorgt; Sie können deshalb ruhig sterben."

Langschädel in seiner Todesangst achtete nicht im Geringsten auf die Zumuthungen des Inspectors. Er wendete seine Zeit dazu an, sich unter dem todten Körper, in welchem er nach und nach keinen menschlichen Leichnam, sondern ein todtes Reh erkannte, vollends zu vergraben, um sich so unsichtbar wie möglich zu machen.

Den fremden Männern, welche einer Bande Wildschützen angehörten, war es gelungen, Licht anzuzünden. Der vorderste, eine wildaussehende Gestalt, einen blanken Hirschfänger in der Hand, leuchtete vorsichtig in dem zweiten Gewölbe umher, und entdeckte zuerst Sonnenschmidten, der vermöge seiner colossalen Leibesgestalt nicht so glücklich wie Langschädel, wel=

cher wie ein Igel zusammengerollt unter dem Rehbocke stak, so lang wie er war auf dem Bauche ausgestreckt lag.

„Halloh,“ rief der Wildschütz, auf den am Boden Ausgestreckten zutretend, „wer ist Er?“

Der Inspector hielt es für gerathen, sich mausetodt zu stellen, ungefähr wie der Wandrer in der Wüste, wenn ihm ein Löwe begegnet. Er gab daher auf die Anfrage des Wildschützen keinen Laut von sich.

„Ich will Ihm reden lehren,“ versetzte der Unheimliche, und stach mit dem Hirschfänger Sonnenschmidten in die Wade. Der Verwundete schrie laut auf, sprang wie behext auf und fiel vor dem Wildschützen auf die Knie.

„Barmherzigkeit, im Namen unsers allseitigen Erlösers,“ rief er, „schont mein Leben; ich will mich auslösen, bestimmt die Summe; und wenn sie noch so groß, sie soll Euch werden.“

„Was Teufel,“ brummte der Mann mit dem Hirschfänger, als er den Knieenden näher beleuchtete, „das ist ja Inspector Sonnenschmidt.“

„Ja wohl,“ zähneklapperte es zur Antwort, „der Inspector Sonnenschmidt, und Ihr seyd der Spittelwirth Feurich, ich kenne Euch gar wohl; hab' manchen Groschen bei Euch verzehrt; Ihr könnet das nicht vergessen haben.“

„Wie kommt Ihr hier her,“ examinirte der Wildschütze im strengen Tone, „was sucht Ihr hier?“

„Der Langschädel verleitete mich;“ erwiederte Sonnenschmidt, „machte mir weiß, hier läge ein Schatz vergraben, aber wir haben nicht den rothen Heller gefunden.“

„Ausflüchte,“ versetzte der Spittelwirth, „Ihr habt uns belauschen und verrathen wollen.“

Sonnenschmidt rief leidenschaftlich Himmel und Erde, den lieben Gott und alle Heiligen zu Zeugen auf, daß ihm dies nicht entfernt in den Sinn gekommen sei. Er hatte jetzt erkannt, warum es sich hier handle, und sprach:

„Ich Euch verrathen? theuerster Feurich, ich wußte ja längst, daß Ihr von Zeit zu Zeit Euer Rehböckchen schießt nächtlicher Weile, das unschuldigste Vergnügen von der Welt, hab' Euch ja selbst in Nahrung gesetzt vorigen Herbst, als ich meine kleine Fresserei gab!"

„Aber wer bürgt mir, daß Ihr uns diesmal nicht verrathet, nachdem Ihr unsern einzigen Schlupfwinkel ausspionirt habt?"

Sonnenschmidt hob von Neuem die Hände betheuernd empor.

„Spracht Ihr nicht von Langschädeln?" frug der Wildschütz weiter.

„Er muß auch hier herum liegen," erwiederte der Inspector.

Der Spittelwirth leuchtete jetzt nach der Seite, wo der Lieutnant Todesschweiß vergießend unter dem Rehbocke lag.

„Ich sehe Niemand," sprach er, „doch halt, hier scheint es nicht richtig.'

Er zog mit diesen Worten das Wild, unter welchem sich Langschädel verborgen hatte, hinweg, und erkannte den Brückenzollgeldereinnehmer. Dieser, fiel gleichfalls auf die Knie und flehte um sein Leben.

„Was helfen Eure beiderseitigen Betheuerungen," sprach der Wildschütz, „wenn ich auch dem Inspector trauen wollte, dem Lieutnant nimmermehr, er kann nicht reinen Mund halten."

„Ja, das ist wahr," bestätigte Sonnenschmidt, welcher mit Aufopferung des Lieutnants loszukommen hoffte, „eine Waschfrau ist nichts dagegen."

Jetzt war die Reihe an dem unglücklichen Brückenzollgeldereinnehmer, seine Schweigsamkeit in Unzweifelhaftigkeit zu setzen.

„Glaubt ihm nicht,“ versetzte der verrätherische Sonnenschmidt, „er weiß nicht, was er spricht; sobald er aus der Klemme, vergißt er Schwur und Alles; er hat keine Gottesfurcht.“

Diese Denunciation Sonnenschmidt's, der, um sich zu retten, seinen Gefährten in's Unglück bringen wollte, empörte sogar den Wildschützen.

„Nun mit Deiner Gottesfurcht,“ versetzte er, „ma[illegible] auch verteufelt stehen; wer seinen Freund verräth, dem ist selbst am wenigsten zu trauen.“

„Es ist gar nicht mein Freund,“ sprach der In=[illegible]tor, der ob der Rede des Spittelwirths von Neuem in Angst gerieth, „wir lebten seit jeher gespannt.“

Langschädel hoffte sich seinerseits zu retten, daß er die Aussage des Inspectors in Zweifel stellte.

„Das ist nicht wahr,“ sprach er, „wir lebten stets als Brüder, ein Herz und eine Seele, nur jetzt in der Noth will er mich verleugnen, wie Petrus den Herrn.“

„Ich sehe wohl,“ versetzte der Wildschütz, „daß an Euch Beiden nicht viel verloren ist.“

Er wandte sich zu seinen Begleitern, die sämmtlich bewaffnet im Hintergrunde standen und frug: „Was meint Ihr, sollen wir den Schelmen trauen oder sie kalt machen?“

„Was todt ist, beißt nicht,“ erwiederte ein alter Wildschütz, „ich hab' das immer so gehalten.“

„Ja wohl,“ meinten die andern, „sie müssen Beide dran; wir wären sonst keine Stunde sicher, verrathen zu werden. Fangt mit dem Dicken an.“

„Wohlan,“ sprach der Spittelwirth, „Herr In=

spector, machen Sie sich fertig, Ihr letztes Stündlein hat geschlagen; es thut mir Leid, in Ihnen einen Stammgast zu verlieren; aber Sie sehen selbst, Noth kennt kein Gebot. Also machen Sie die Sache kurz, ein bündiges Stoßgebet, und ich stoße zu."

Mit diesen Worten richtete er die Spitze des Hirschfängers nach Sonnenschmidt's Brust.

„Ach du allbarmherziger Gott," krächzte der Bedrohte mit kreideweißem Gesicht und emporgesträubtem Haar, „Gnade, ich bin auf den Tod noch gar nicht vorbereitet."

„Ein so frommer Mann," spottete der Wildschütz, „muß das immer sein; also nicht lange gefackelt, wir haben keine Zeit."

Große Schweißtropfen perlten über das Todtengesicht des Inspectors. Er versuchte zu beten; aber es wollte nicht gehen. Er rieb verzweifelt die Hände und begann die Lippen zu bewegen.

Der Wildschütz, welchem die Sache zu lange dauerte, war eben im Begriff, den Inspector kalt zu machen, als einer von der Bande, welcher als Wache am Eingange zurückgeblieben, in das Gewölbe stürzte.

„Wir sind verrathen," rief er, „die Forstjäger kommen."

In demselben Augenblicke fiel ein Schuß.

Der Spittelwirth ließ sofort von Sonnenschmidt ab und befahl die Laterne auszulöschen. Der als Schildwacht ausgestellt gewesene Wildschütz mußte rapportiren.

„Der ganze Klosterhof," berichtete dieser, „steckt voll Soldaten, sie suchen bereits nach dem Kellereingange. Wenn sie diesen finden, sind wir verloren."

„Wie viel sind unserer?" frug Feurich.

„Sieben Mann im Ganzen," war die Antwort.

„Alle bewaffnet?“

„Vollkommen!“

„Wohlan,“ fuhr der Spittelwirth fort, „da schlagen wir uns durch. Frenzel, mache Du unterdeß Sonnenschmidten und Langschädeln unschädlich.“

Frenzel, der Knecht von Feurich, zog sein Waidmesser und tappte im Dunkeln nach dem dicken Inspector und dem magern Lieutnant, um beide abzuschlachten, während die andern dem Ausgange zueilten.

Die Wildschützen hatte aber diesmal ihr Schicksal erreicht. Das ganze Militaircommando, welches zum Forstschutze in der Gegend stationirt war, befand sich im Klosterhofe, welcher durch Fackeln und Laternen erleuchtet war, und stand im Begriff, unter Anführung eines Oberförsters in die Gewölbe einzudringen.

Der Spittelwirth, welcher sogleich erkannte, daß hier nur Entschlossenheit und Tapferkeit retten könne, warf sich mit verzweifeltem Muthe auf die Angreifer, verwundete mehre Soldaten, und suchte zu entkommen, ward aber durch einen Bajonnetstich zu Boden gestreckt.

So wie die Bande ihren Anführer fallen und in feindliche Gewalt gerathen sah, ergab sie sich nach kurzer Gegenwehr und wurde gebunden. Das Militair drang jetzt in die Kellergewölbe. Hier war Frenzel noch unermüdlich beschäftigt, des Inspectors und Langschädel's habhaft zu werden, um seines Herrn Befehle in Ausübung zu bringen. Beiden war es zeither in der Dunkelheit gelungen, dem gefährlichen Nachsteller zu entkommen, indem sie sich leise die Wände entlang schlichen. Es war ein förmliches Blindekuhspiel.

Frenzel fluchte über alle Maßen. Er schwur dem Inspector sowohl wie dem Lieutnant, den qualvollsten aller Tode, wenn sie sich nicht sofort erwischen ließen. Dabei stolperte er fortwährend über das Steinwerk,

das am Boden lag. Auch war er bereits wiederholt in die Grube gefallen, welche der Inspector nach dem Schatze gegraben.

„Sonnenschmidt," drohte endlich der mordlustige Knecht in höchster Wuth, „wenn Er sich nicht sofort stellt, hänge ich Ihn, soll mich der Teufel, bei den Beinen an den ersten besten Baum und schlitze Ihm den Corpus lebendig von unten auf. Sein Echappiren hilft Ihm nichts; wenn das der Esel bedenken wollte. Er macht seinen Tod nur qualvoller. Sobald Er sich als vernünftiger Mensch fangen läßt, so verspreche ich die Sache kurz und schmerzlos zu machen. Nicht zwei Minuten soll Er zappeln, mein Messer ist scharf, ist heut erst geschliffen, geht durch Dick und Dünn, durch Knochen und Flechsen. Wie gesagt, in zwei Minuten ist's alle.. Also gehe Er in sich, da Er doch einmal sterben muß, und gebe Er wenigstens einen Laut von sich, damit ich Ihn finden kann."

Der Inspector, leise die Wand entlang kriechend, vernahm mit Schaudern, was der Mordknecht von seinem scharfen Messer erzählte; doch verspürte er, trotzdem ihm der Tod so kurz und so sanft geschildert wurde, keineswegs Lust, sich selbst zu denunciren, um seinen vollkommen gesunden und lebenslustigen Körper dem Messer auszuliefern.

Auch Langschädel befolgte diese Politik und drückte sich so leise wie möglich an der Wand hin. Plötzlich stießen die beiden dem Tode Geweihten in der Finsterniß auf einander. Ein jeder glaubte, Frenzel packe ihn, sie erhoben ein Zetermordio und prallten aus einander, nach entgegengesetzten Richtungen kriechend.

Der Mordknecht benutzte sogleich dieses Geschrei und tappte darauf zu; aber Sonnenschmidt wie Langschädel befanden sich schon wieder auf andern Orten.

Endlich ward Licht, die Soldaten drangen mit Fackeln in die Höhle. Beim ersten schwachen Schimmer erkannte sogleich Frenzel des Inspectors colossale Figur in der fernsten Ecke. Er griff nach seinem Messer und mit den Worten: „Wart', Du sollst mich am längsten genarrt haben," wollte er auf sein Schlachtopfer losstürzen, ward aber in demselben Augenblicke von den eindringenden Soldaten ergriffen, entwaffnet und gebunden.

Sonnenschmidt und Langschädel, von dem ungewohnten Lichte ganz geblendet, dachten im ersten Schrecken, die Wildschützen kehrten zurück, und ersterer war eben im Begriff, Tausend Thaler für sein Leben zu bieten, als sie gleichfalls ergriffen und gebunden wurden.

Langschädel, der jetzt in allem Ernste vermeinte, er solle masacrirt werden, wollte sich anfangs, von der Todesverzweiflung ergriffen, schlechterdings nicht ergeben; aber seine Bemühungen waren umsonst; er mußte der Uebermacht erliegen. Sonnenschmidt war geduldiger. Er erkannte, daß es der neue Feind wenigstens nicht auf's Leben abgesehen habe und daß es mit der Macht der Wildschützen zu Ende sei. Er hoffte, unter dem Militair und dem Jagdpersonale einen Bekannten anzutreffen, dem er sich entdecken könne; aber bis jetzt waren es lauter fremde Gesichter.

Bald befanden sich Langschädel und Sonnenschmidt mit auf den Rücken gebundenen Händen in Gesellschaft der übrigen gefangenen Wildschützen. Dem Lieutnant, da er sich noch immer unter den Lebendigen befand, ging endlich gleichfalls ein Licht auf; er sah nach und nach den Zusammenhang der Dinge ein und ein großer Stein fiel ihm von Herzen. Er athmete wieder freier.

„Es muß sich doch über kurz oder lang ausweisen,“ [illegible] er bei sich, „daß wir nicht zu den Wildschützen gehören. Was kann uns weiter geschehen?“ An das Gerede morgen in der Stadt durfte er freilich nicht denken. Er war für den Augenblick nur froh, das Leben davon getragen zu haben. Sonnenschmidt beschäftigte sich mit denselben Gedanken.

Die Gefangenen, die beiden Schatzgräber inbegriffen, wurden einstweilen in eine alte Scheune gesperrt, deren Eingang man mit hinreichender Wache versah.

Siebentes Kapitel.

Neue Verlegenheiten Kappler's, welche sich jedoch mit einer Reise nach Leipzig enden.

Das Verhältniß zwischen Kappler und dem Stadtrichter Kleinsimon war mit der Zeit immer gespannter geworden. Wie sehr sich ersterer auch angelegen sein ließ, Alles zu thun, alle Kräfte aufzubieten, um das Wohlwollen seines Chefs wieder zu erlangen, so konnte dieser seinem Sportelschreiber das Souper mit Eccarius und dem Studenten auf dem Keller nicht vergessen. Der geneigte Leser wird sich entsinnen, wie Kappler ganz unerwarteter Weise dazu kam, wie er vom Hofcommissair fast gezwungen wurde, mit ihm zu speisen. Wie deliciös dieses Abendessen auch von Madame Kliemann zubereitet worden, so hatte doch nie eine Mahlzeit dem Sportelschreiber weniger geschmeckt. Bei jedem Bissen, den er zum Munde führte,

fürchtete er den Stadtrichter eintreten zu sehen, das Entlassungsschreiben in der Hand. Der Hofcommissair welchem des Sportelschreibers ängstliches Wesen nicht entging, errieth den eigentlichen Grund nicht. Er glaubte, Kappler scheue sich vor dem Studenten, den er vor wenigen Tagen für einen Mädchenräuber gehalten.

Als den Morgen darauf der Sportelschreiber nicht ohne Zagen auf das Stadtgericht gekommen, hatte Kleinsimon ein Gesicht geschnitten, welchem es Kappler sogleich angesehen, daß der Stadtrichter von dem Souper Kunde habe. Der unglückliche Schützling des Hofcommissairs, von einem bösen Gewissen geplagt, wußte seinem Leibe keinen Rath. Er überlegte, was zu thun sei, und hielt es endlich für das Rathsamste, wenn er seinem hohen Chef demüthigst auseinander setze, wie die Sache sich verhalten und wie er bei dem besten Willen nicht umhin gekonnt, die Einladung anzunehmen. Er bat sogleich den zornigen Stadtrichter um gütigste Verzeihung, mit der Betheuerung, daß er nie wieder bei dem Herrn Hofcommissair weder diniren noch soupiren wolle. Nur dieses Einzigemal solle er Gnade für Recht ergehen lassen und ihm vergeben.

„Halten Sie das, wie Sie wollen," hatte Kleinsimon geantwortet, „aber sobald ich erfahre, daß Sie fernerhin mit jenem intriguenvollen Manne Umgang pflegen, sind Sie am längsten Sportelschreiber gewesen."

Diese Drohung war hinreichend, Kapplern zum vollkommnen Einsiedler umzuschaffen. Seine Stellung (er schauderte, wenn er an deren Verlust nur entfernt dachte) ging ihm selbst über die Freundschaft des gefürchteten Hofcommissairs.

Der Sportelschreiber that Alles, um den Stadtrichter zu versöhnen. Er kam eine Stunde früher auf die Expedition und arbeitete Abends eine Stunde länger.

Trotz alledem konnte sich der argwöhnische Kleinsimon des Verdachtes noch immer nicht erwehren, daß Kappler mit Eccarius in geheimer Verbindung stehe. Er hatte, wie gewissenhaft und unermüdlich der Sportelschreiber auch seinem Amte vorstand, bald dies, bald jenes an Kappler's Arbeiten zu tadeln. Er suchte mit Fleiß die unschuldigsten Gegenstände heraus, um dem geplagten Subalternen seine üble Laune empfinden zu lassen.

Den Hofcommissair floh der loyale Sportelschreiber wie die Pest und die Einladung zu den gewöhnlichen Abendmahlzeiten schlug er in einem beispiellos höflichen Briefe unter dem Vorwande aus, daß der Arzt ihm diese splendiden Soupers als seiner Gesundheit nachtheilig untersagt habe.

Eccarius erkannte sogleich, daß Kappler nicht aus freiem Willen sich so zurückgezogen habe, und daß Jemand dahinter stecken müsse. Er schöpfte Verdacht gegen den Stadtrichter und fand bald, daß er sich nicht getäuscht habe. Er beschloß sogleich, den Herrn Kleinsimon für die Vexation seines unschuldigen Subalternen zu bestrafen.

Eines Morgens, als Kappler eben im Begriff stand, auf das Stadtgericht zu gehen, trat zu seinem nicht geringen Schreck der Hofcommissair in's Zimmer.

„Ein Wort, Kappler," sprach er, nachlässig auf einem der hölzernen Stühle Platz nehmend; „warum besuchen Sie mich nicht mehr, warum fliehen Sie mich, habe ich Sie beleidigt?"

„O, mein hochverehrtester Herr Hofkammercommissair," stammelte der Sportelschreiber in höchster Verwirrung, „wie können Hochdieselben so —" Er fiel in seiner antwortenden Periode nicht weniger denn

drei Mal aus der Construction, so daß er zul
nicht mehr wußte, was er sprach.

Eccarius lächelte.

„Also beleidigt habe ich Sie nicht?“ spr
„nun, das beruhigt mich sehr, ich wüßte auch
wodurch ich mir Ihre Feindschaft zugezogen
sollte. Mein Gewissen spricht mich frei. Als
aus, Sportelschreiber, der Stadtrichter hat Ihn
Umgang mit mir verboten, nicht wahr?“

Der Sportelschreiber ward durch diese Fr
eine höchst bedenkliche Lage versetzt. Sollte er
oder die Wahrheit sagen? Leugnete er den
seines Chefs, so mußte er zugleich Red' und A
stehen, warum er den Hofcommissair in letzter
so hintenangesetzt: und dann war er zugleich
tig, daß er von Eccarius aufgefordert würd
Versäumte nachzuholen, wodurch er in ein ne
byrinth von Verlegenheiten gerieth; sagte er die
heit, so kam er wieder in Gefahr, daß der H
missair nach gewohnter Art Lärm schlug und
konnte er um die Sportelschreiber=Stelle sei
man die Hand umwendet. Kappler hielt es
für das Gerathenste; den Mittelweg einzuschlage
gestand nicht ein, daß ihn der Stadtrichter de
gang unbedingt bei Verlust seiner Stelle u
habe, sondern gab nur zu verstehen, daß es
nicht ganz angenehm sei, wenn er mit dem H
missair eine freundschaftliche Verbindung unterh

Wie zart und discret und indirect sich auch
ler ausgesprochen hatte, wußte Eccarius gle
genug.

Als daher der Sportelschreiber mit seinem
wierigen und kunstreichen Periodenbau zu Stand
frug der Hofcommissair, der scheinbar ziemlich

nahmlos zugehört hatte, mit großer Ruhe, wie hoch sich Kappler's Einkommen als Sportelschreiber belaufe?

Kappler, der sehr froh war, daß der Hofcommissair von seinem vorigen verfänglichen Thema abgekommen, erwiederte schnell:

„Achtzig Thaler, mein hochverehrtester Herr Hofcommissair, achtzig Thaler in Bausch und Bogen."

„Wie?" rief Eccarius scheinbar verwundert, „achtzig Thaler? Das ist ein Sündengeld für Ihren Plack; was denkt denn dieser Herr Stadtrichter?"

„Bin zufrieden, bin zufrieden," versicherte Kappler mit Wärme.

„Aber Mann," fuhr der Hofcommissair fort, „wie ist es möglich, mit diesem Pappenstiele auszulangen ein ganzes langes Jahr? Sie müssen außerdem noch hübsche Einkünfte haben. Ihre Subsubcollection zum Beispiel; die Hagelagentur!"

„O ja," gestand der Bescheidene, „wenn's gut geht, werfen die Nebengeschäftlein immer auch ihr artig Sümmchen ab."

„Nun, ungefähr?" frug Eccarius.

„Je nun, ein zwanzig, ja ein fünfundzwanzig Thälerchen fallen immer ab. Vor zwei Jahren, wo der Fünfhundert-Thaler-Gewinn in meine Collecte fiel, bracht' ich's sogar im Ganzen auf hundert und acht Thaler."

„Und damit kommen Sie aus?"

„O vollkommen, vollkommen, hochverehrtester Herr Hofcommissair, man streckt sich nach der Decke, und der liebe Gott hilft immer durch."

„Hören Sie, Kappler," fuhr Eccarius nach einer Pause fort, „Sie müssen beim Stadtrichter um Gehaltzulage einkommen; für so ein Sündengeld von

achtzig Thalern können Sie nicht länger ein so beschwerliches Amt verwalten."

Kappler blieb ob dieser unerhörten Zumuthung der Mund offen stehen. Er gedachte des Stadtrichters dermaligen Stimmung; nun sollte er gar um Gehaltzulage einkommen.

„Ich bin zufrieden, mein hochverehrtester Herr Hofkammercommissair," erwiederte er endlich, „es ist sicher Brot, was Gewisses, das wiegt viel auf."

„Ein schönes gewisses Brot," meinte Eccarius, „wenn Sie der Stadtrichter entlassen kann, so es ihm beliebt."

„Ach," versetzte Kappler nicht ohne Wehmuth, „das wird mein hochverehrter Chef gewiß nicht thun. Ich thue ja Alles, was in meinen Kräften steht, und was ich ihm an den Augen absehen kann."

„Eben weil Sie ein so unverdrossener, pünktlicher und gewissenhafter Arbeiter sind, müssen Sie anständiger honorirt werden," sprach Eccarius; „also reichen Sie getrost eine Schrift um Gehaltzulage ein."

Kappler schüttelte nachdenklich den Kopf, und schien mit dem Rathe des Hofcommissairs keineswegs einverstanden.

„Der Herr Stadtrichter," versetzte er nach einer Pause, „sind in der letzten Zeit immer ein wenig übler Laune, da würde ich mit einer Bitte um Gehaltszulage gewiß zu einer unrechten Stunde kommen."

„Wohlan, so werde ich dafür Sorge tragen," sprach der Hofcommissair, „vom künftigen Monate an muß er Ihnen jährlich hundert und zwanzig Thaler zahlen, oder ich will nicht Eccarius heißen."

Freude und Bestürzung bemächtigte sich bei diesen Worten des Sportelschreibers; doch war letztere überwiegend.

„Aber wenn er mich nun,“ frug er kleinlaut, „ganz entläßt? Eine solche ungeheure Summe, wie Sie da, hochverehrter Herr Hofkammercommissair, zu erwähnen die Güte haben, wird der Herr Stadtrichter gewiß keinem Sportelschreiber bezahlen.“

„Unbekümmert,“ sprach Eccarius, „er wird Sie nicht entlassen, das lassen Sie meine Sorge sein. Es wäre mir aber lieb, wenn Sie selbst um Gehaltszulage schriftlich bei ihm einkommen wollten.“

„Ach, mein hochverehrtester Herr Hofkammercommissair,“ erwiederte mit wahrer Seelenangst der Sportelschreiber, „das kann ich unmöglich wagen.“

„Wenn ich Ihnen aber versichere, Kappler, daß Sie nicht das Geringste dabei riskiren und nur dabei gewinnen?“

Kappler schüttelte abermals nachdenklich seufzend den Kopf. Welch' hohen Respect er auch vor der Einsicht, der Macht und dem guten Rathe des Hofcommissairs hatte, die Proposition um Einkommen wegen Gehaltszulage beim Stadtrichter ging über seinen Horizont.

„Wohlan,“ sprach endlich Eccarius, nachdem er eingesehen, daß der Sportelschreiber nicht zu bewegen sein würde, auf den gegebenen Rath einzugehen, „so haben wir gespaßt, und es mag bei den zeitherigen achtzig Thalern sein Bewenden haben.“

Kappler athmete neu auf, und dankte hocherfreut dem Hofcommissair, daß er das zeitherige Verhältniß zwischen ihm (Kapplern) und dem Stadtrichter nicht stören wollte.

„Doch habe ich eine andere Bitte an Sie,“ fuhr Eccarius nach einer Pause fort, „die Sie mir nicht abschlagen dürfen; ich habe mir gefallen lassen, daß Sie meinen wohlgemeinten Rath wegen der Gehalts-

erhöhung verwarfen; um so mehr verhoffe ich, daß Sie meiner zweiten Bitte nicht entgegen sein werden."

„Gewiß nicht, gewiß nicht, mein hochverehrtester Herr Hofkammercommissair, so Hochdieselben nur die Güte haben wollen, sie mir mitzutheilen."

„Sie sollen auf acht, höchstens auf zwölf Tage bei Ihrem Stadtrichter um Urlaub einkommen."

Auf acht, höchstens auf zwölf Tage um Urlaub einkommen, als Sportelschreiber beim eigensinnigen Stadtrichter?! Das war wieder eine Zumuthung, die der Bitte um Gehaltszulage so ähnlich sah, wie ein Ei dem andern.

Kappler wußte gar nicht, wie er dem Hofcommissair es einleuchtend machen sollte, daß ein solches Verlangen, zumal unter den jetzigen Verhältnissen, eine reine Unmöglichkeit sei.

„Sie sind in Ihrem Leben nicht aus Neukirchen herausgekommen," fuhr Eccarius fort, „es ist einmal Zeit, daß Sie sich etwas in der Welt umsehen. Ich reise dieser Tage nach Leipzig, Sie werden mich begleiten; die ganze Reise soll Ihnen keinen Pfennig kosten."

Der Sportelschreiber wußte in der That nicht, wo ihm der Kopf stand, so wahrhaft betäubend wirkte die Rede des Hofcommissairs.

„Kommen Sie heute noch um Urlaub ein," sprach Eccarius, „Ihre Geschäfte sind jetzt nicht überhäuft, die nothwendigsten Arbeiten kann auf die kurze Zeit der Actuarius übernehmen."

„Es wird sich wirklich nicht thun lassen," erwiederte der Sportelschreiber mit gepreßter Stimme, „meine Gegenwart ist unentbehrlich; deshalb wird der Herr Stadtrichter beim besten Willen nicht umhin können, meine Bitte zu verneinen, und überdies werde ich meinen verehrten Chef in hohe Unfreundlichkeit versetzen."

„Possen," sprach der Hofcommissair, „eine Frage steht Jedem frei."

„Wohl wahr, mein hochverehrtester Herr Hofkammercommissair, aber unter obwaltenden Conjuncturen —"

„Thun Sie mir den Gefallen und kommen Sie beim Stadtrichter ein, ich gebe Ihnen mein Wort, es wird dieses Gesuch keinen Nachtheil für Sie haben."

Kappler befand sich in einer wahrhaft verzweifelten Lage; auf der einen Seite der gefürchtete Hofcommissair, auf der andern der übelgelaunte Stadtrichter, in dessen Händen sein Geschick ruhte.

Eccarius bot seine ganze Beredtsamkeit auf; der geängstete Sportelschreiber aber konnte sich nicht entschließen, dem Wunsche des hohen Gönners nachzukommen. Das Wagstück erschien ihm zu unermeßlich. Der Hofcommissair gab indeß nicht nach. Er ließ alle denkbaren Minen springen. Er behauptete sogar, daß Demoiselle Langschädel, die nach seiner Aussage sich lebhaft für Kapplern interessire und die er gestern gesprochen zu haben vorgab, gleichfalls wünsche, daß der Sportelschreiber einmal eine kleine Erholungsreise sich vergönnen und ein wenig in der Welt umherschauen möchte; nichts sei ihr unleidlicher, als ein ewiger Mauerhocker, der in seinem Leben nicht über das Weichbild seiner Geburtsstadt hinauskomme. Ein gereister Mann gelte viel bei ihr.

Wie zentnerschwer diese Worte Kapplern auf's Herz fielen, war's ihm gleichwohl nicht möglich, sich dem Willen des Hofcommissairs zu fügen. Der arme Mann litt wie ein Gekreuzigter.

Endlich ging dem Hofcommissair die Geduld aus. Er stand auf und machte sich reisefertig.

„Wohlan," sprach er, „ich sehe wohl, daß ich Ihren Trotzkopf nicht beuge; und gleichwohl will ich

Ihr Bestes; ich werde daher selbst den Stadtrichter in Ihrem Namen um zwölf Tage Urlaub bitten."

Das hatte Kapplern noch gefehlt, auf diesen Schlag war er nicht vorbereitet; das Herz fiel ihm vor die Füße. Er beschwor den Hofcommissair, von diesem Vorhaben, das ihm zu sehr zum Nachtheile gereichen würde, abzustehen. Eccarius blieb unerbittlich. „Entweder Sie oder ich," sprach er; „Sie haben die Wahl."

Kappler seufzte tief. Er überlegte, daß es am Ende doch wohl gerathener sei, wenn er selbst, trotz daß er eines übeln Empfanges zu gewärtigen, um Urlaub einkomme, als wenn sich der Hofcommissair, auf welchen der Stadtrichter so übel zu sprechen, in die Sache mische.

Nachdem er nochmals versucht, seinen Peiniger von dem unglücklichen Vorsatze zurückzubringen, dieser aber sich's nicht nehmen ließ, der Wohlthäter des Sportelschreibers zu werden, erklärte er endlich, sich dem Willen des Herrn Hofkammercommissairs zu fügen, und selbst den Stadtrichter um Urlaub anzugehen.

Dies hatte Eccarius nur gewollt.

„Dies ist mir lieber," versetzte er, „Sie wissen, daß ich in neuerer Zeit nicht zum Besten mit Kleinsimon stehe."

Kappler dachte mit Schaudern daran.

„Wohlan," fuhr der Hofcommissair fort, „sobald Sie die Einwilligung des Stadtrichters erlangt haben, machen Sie sich reisefertig. Ich selbst will jetzt die Post bestellen."

Er reichte dem Sportelschreiber die Hand und entfernte sich.

„Nun möcht' ich in aller Welt wissen," sprach Kappler, nachdem er dem Eccarius das Geleit gegeben, „was dem Hofcommissair in den Kopf gefahren ist,

mit mir auf Reisen zu gehen. Ich begreife nicht, wie das werden soll. Wenn mich der Herr Stadtrichter mit meinem Urlaubsgesuch nicht die Rathhaustreppe hinabwirft, hab' ich von Glück zu sagen. Das ist ja noch gar nicht dagewesen, so lange das Rathhaus besteht, daß ein Sportelschreiber um acht- oder gar zwölftägigen Urlaub eingekommen wäre. Ich fürchte, der Herr Stadtrichter kommt auf den Gedanken, es rapple mit mir.

„Und gleichwohl," fuhr der geängstete Kappler nach einer Pause in Nachdenken versunken fort, „muß ich das Gesuch anbringen; sonst bin ich gewärtig, der Hofkammercommissair mengt sich darein, und ich gerathe vollends in des Teufels Küche."

Wieder nach einer Pause sprach er:

„Was dieser Eccarius für Einfälle hat, der Verstand steht Unsereinem stille. Erst Gehaltszulage, dann wieder Urlaub. Wenn es nicht ein so rechtschaffener Mann wäre, der mir manches Gute erzeugt hat, müßte ich ihn für einen höllischen Versucher, für einen bösen Feind halten. Nun, meinetwegen mag's werden, wie's will; umbringen kann mich der Stadtrichter doch nicht, wenn er mich auch ein wenig für verrückt hält. Ich komme um Urlaub ein."

Da die Expeditionsstunde geschlagen hatte, so machte sich der Sportelschreiber mit höchst sorgenvollem Kopfe und schwerem Herzen nach dem Rathhause auf den Weg.

Mit welchen Worten er dem Stadtrichter sein Anliegen vortragen sollte, war ihm derzeit noch ein Räthsel.

„Was hilft dein Studiren wegen einer kunstreichen Anrede," dachte er bei sich, „er läßt dich doch nicht ausreden. Ich befehle meine Seele dem Herrn."

Als Kappler auf dem Stadtgerichte anlangte, war

Herr Kleinsimon noch nicht zugegen. Der Sportelschreiber verfügte sich sofort an seinen Arbeitstisch; er nahm dies und jenes vor; aber nichts wollte ihm flecken. Endlich erschien der Actuarius.

„Sie können sich auf ein artiges Donnerwetter vom Stadtrichter gefaßt machen, Kappler," sprach dieser; „er hat gestern sich halb todt nach dem Actenfascikel über den Verkauf der Grundmühle gesucht, welches Sie verlegt haben."

Ein schlimmerer Morgengruß konnte dem armen Sportelschreiber nicht werden. Er fühlte sich diesmal nicht ohne alle Schuld; das bewußte Actenstück stak in einem Fache seines Schreibtisches. Er wußte, daß dem Kleinsimon nichts verhaßter war, als wenn er vergeblich nach einer Sache suchen mußte.

Kappler gedachte seines Urlaubgesuchs und gerieth in Verzweiflung. Endlich erschien der Stadtrichter. So wie er des Sportelschreibers ansichtig wurde, entlud sich die Wolke seines Zornes.

„Es wird mit Ihnen von Tage zu Tage schlimmer," polterte er, „ich begreife nicht, wie das werden soll. Ein so nachlässiger Mensch, wie Sie, ist mir noch gar nicht vorgekommen."

Der Chef des Stadtgerichts eiferte noch lange in diesem Tone. Grimmig ging er endlich nach seinem Cabinet.

Kappler duldete wie Hiob. Er wagte nicht, sich zu verantworten, obschon er wegen des bewußten Actenstücks mehrere Entschuldigungsgründe hätte vorbringen können.

Als das Gewitter ausgetobt hatte, überlegte der Sportelschreiber, wie es mit dem Urlaubsgesuch werden solle.

„Eigentlich," dachte er, „wär', bei Lichte besehen,

jetzt die beste Zeit. Viel Groll kann in dem stadtrichterlichen Busen nach diesem Donnerwetter nicht vorhanden sein; es schöpft sich ein Brunnen aus. Unfehlbar komme ich mit einem gelinden Wetterleuchten davon. Der bittere Kelch muß einmal getrunken werden, das Messer steht an der Kehle, sonst fährt der Hofkammercommissair dazwischen und der letzte Verdruß ist schlimmer als der erste."

Der Sportelschreiber streifte nach dieser Ueberlegung die Schreibärmel ab, betete ein Vaterunser und bewegte sich, zagend und leise auf den Zehen einherschreitend, nach dem Cabinet des Stadtrichters, das in der Nebenstube befindlich war.

Als das bleiche Gesicht Kappler's an dem verhängnißvollen Gitter erschien, hinter welchem die Feder Kleinsimon's ohrenzerreißend knarrte, warf der Stadtrichter den noch immer gewitterschwülen Blick nach seinem Sportelschreiber.

In der Meinung, dieser wolle nachträglich um Verzeihung wegen des Actenstücks einkommen, sprach Kleinsimon kurz und rauh: „Ich bitte mir aus, daß dergleichen nicht wieder vorfällt."

Kappler blieb unbeweglich.

„Es mag für diesmal hingehen," fuhr der Stadtrichter fort, „aber man versuche meine Nachsicht künftig nicht wieder." Er wandte sich zu seiner Schreiberei.

Kappler stand noch immer wie angedonnert. Er that den Mund auf, aber das Wort erstarb auf der Lippe.

„Was giebt's noch?" frug Kleinsimon, als er nach einer Weile aufblickte und der Sportelschreiber noch kerzengerade an der Cabinetsthür stand.

Jetzt half's nichts; Kappler mußte mit der Sprache heraus.

Der unglückliche Supplicant hustete erst ein Langes und ein Breites. Dann begann er in einem fabelhaft demüthigen und verwickelten Periodenbau sein Gesuch vorzubringen.

Kleinsimon vermochte gar nicht klug zu werden; als ihm aber der eigentliche Inhalt der Kappler'schen Perioden klar wurde, begann er zu rasen.

Ohne den neuen Vulcanausbruch völlig abzuwarten, hielt es der Sportelschreiber für das Gerathenste, unverzüglich die Flucht zu ergreifen. Während der Stadtrichter in seinem Käfig noch im eifrigsten Fulminiren begriffen war, saß Kappler, am ganzen Leibe zitternd, bereits wieder an seinem Pulte und lauschte, ob es im Nebenzimmer nicht wieder ruhig werden wollte.

Kleinsimon wollte sich aber ob der unerhörten Zumuthung nicht beruhigen. Er kam endlich aus seinem Cabinet hervor und theilte dem erstaunten Actuarius den widernatürlichen Fall mit, wobei er nicht unterließ, die anzüglichsten Redensarten gegen den vernichteten Kappler einfließen zu lassen.

Es war ein Glück für Kapplern, daß mehrere Parteien erschienen und Kleinsimon einige Beklagte zu vernehmen hatte.

„Nun hab' ich doch dem Hofkammercommissair den Willen gethan," dachte er bei sich, „dieser Mann bringt mich noch um Amt und Brot. Es ist entsetzlich. So böse hab' ich den Herrn Stadtrichter im Leben nicht gesehen."

Als die Verhöre vorüber, konnte sich Kleinsimon noch immer nicht beruhigen und er kam von Neuem auf Kappler's Urlaubsgesuch zurück, das er geradezu als ein Attentat gegen Kirche und Staat bezeichnete. Je länger er darüber nachdachte, desto schwärzer und revolutionairer erschien ihm diese Petition. Ja im

loyalen Amtseifer war er nicht übel gewillt, gegen seinen eignen Sportelschreiber eine Untersuchung ob Demagogie und Hochverrath zu instruiren.

„Ich weiß," sprach er, „es spukt wieder in den Köpfen; böse Reden, die ich nicht wiederholen will, werden im Volke vernommen; selbst unter den löblichen Stadtverordneten giebt's böswillige Neuerer, doch will ich nichts gesagt haben. Es wird Zeit, daß die Regierung ernstlich einschreitet. Wenn sich Dinge in meinem eignen Departement zutragen, wie wir heute erlebt haben, so erfordert's das Staatswohl, daß man ein wachsames, ein polizeiliches Auge auf betreffende Subjecte richtet.

„Aber ich weiß schon," fuhr er nach einer Pause fort, „wo die Wurzel des Uebels zu suchen ist (Kleisimon gab hier auf verblümte Weise zu verstehen, daß er Niemand anders als den Hofcommissair meine); ich weiß auch, daß in unserm guten Neukirchen nicht eher Ruhe und Sicherheit einkehrt, bevor nicht diese böse Wurzel ausgerottet ist."

Der Sportelschreiber, der diese anzüglichen Reden alle mit anhören mußte, kam sich vor, als wenn er auf einem glühenden Roste läge. Hatte er auch seinem Urlaubsgesuche eine sehr üble Aufnahme prophezeit, so war ihm doch im Traume nicht eingefallen, dadurch in den Geruch eines Demagogen und Hochverräthers zu kommen. Er begriff gar nicht, wie der Hofkammercommissair, der doch sonst ein so menschenfreundlicher Mann war, ihn so muthwilliger Weise habe in's Unglück stürzen können.

Endlich schlug die heißersehnte Befreiungsstunde. Es war Mittags zwölf Uhr. Der Stadtrichter ergriff Hut und Stock und entfernte sich mit den verhängnißvollen Worten: „Er werde seine Maßregeln nehmen!"

Kaum hatte Kleinsimon die Expedition verlasse als der Actuarius zu Kappler's Pulte trat, um de Hartgeprüften gleichfalls einen nachdrücklichen Serm zu halten.

„Sagen Sie mir, Kappler," begann er weisheit voll, „Sie muß wirklich der leibhaftige Satan gepla haben, oder es kann nicht ganz richtig mit Ihn sein, jetzt beim Stadtrichter, wo dieser überhaupt übler Laune ist, mit einem so höchst unsinnigen P titum einzukommen; wo Sie doch voraussehen und si an allen zehn Fingern abzählen konnten, wie böse d Resolution ausfallen würde."

Kappler war so zerknirscht, daß er auf die gan Rede des Actuar mit keiner Sylbe antwortete.

Der Actuar, welcher aus diesem Schweigen d Sportelschreibers schloß, er habe sich nicht deutlich u vorwurfsvoll genug ausgesprochen, begann gleichfal eine energische Strafpredigt, daß Kappler schier a der Haut zu fahren vermeinte. Er ward, als d Strafprediger gar kein Ende finden konnte, endli ganz wuthig, sprang auf und rannte mit den Worte „Ich konnte nicht anders, Gott helfe mir, Amen davon.

Der Actuar sah dem Davoneilenden erschrocke und verwundert nach und verließ in der festen Ueber zeugung, daß es mit dem Sportelschreiber nicht ga richtig sei, das Stadtgericht.

Als Kappler zu Hause angelangt war, warf sich wie zerschlagen in seinen Sorgenstuhl. So schlim wie heute, wahr es ihm im Leben noch nicht erga gen. Ihm, dem loyalsten Manne, den es in Euro gab, wurden hochverrätherische Gedanken zugeschriebe Es war weit gekommen.

Je länger er über die unseligen Vorfälle dies

Vormittags nachdachte, in desto dunklerem Lichte erschienen sie ihm.

„Wenn mich der Stadtrichter," sprach er zu sich, „zu den Verdächtigen zählt, so ist gar nicht denkbar, daß ich länger Angestellter bleiben kann! Wer soll Vertrauen zu einem Demagogen fassen, und wäre letzterer noch so unschuldig. Kommt man einmal in's Gerede, so ist der gute Ruf dahin, man mag machen, was man will. Es giebt Beispiele."

Der gute Sportelschreiber verirrte sich immer mehr in ein Labyrinth einer verzweiflungsvollen Contemplative.

„Wenn ich nur erst herausbekommen sollte," fuhr er fort, „was der Herr Stadtrichter mit den Worten: „Ich werde meine Maßregeln nehmen," die er beim Abgange verlautbar werden ließ, hat sagen wollen.

„War es denn wirklich ein so großes Verbrechen, daß ich um Urlaub bat? Ich gebe zu, es war unpassend, unschicklich, rücksichtslos, unbescheiden, ja anmaßend — aber verbrecherisch? — wo soll denn hier eigentlich das große Verbrechen herkommen, aus welchem der Herr Stadtrichter Hochverrath construiren will?"

Aber auch der Unglückliche und vom Schicksal Hartgeprüfte ist nie ganz ohne Trost. So auch Kappler.

„Es ist nur gut," sprach er, „daß ich nicht um Gehaltszulage eingekommen bin, wie der Hofkammercommissair wollte; ich glaube, da dürfte ich dem Herrn Stadtrichter nicht mehr unter die Augen kommen. Mein guter Engel hat mich bewahrt, dem ich wirklich nicht genug danken kann."

Während sich der Sportelschreiber auf diese Weise Trost zusprach, trug seine Wirthin das kärgliche Mittagsbrot auf. Es bestand aus einem dünnen Süpp-

lein, einer kleinen Schüssel Kartoffeln und einem halben Häringe.

Mit Wehmuth betrachtete Kappler diese Gaben Gottes. Er betete und dankte dem Herrn inbrünstiglich dafür.

„Wie lange wird's dauern," sprach er seufzend, „und mit solchen Herrlichkeiten, mit solchen Leckereien ist's zu Ende. Wenn ich das Unglück haben sollte, die Sportelschreiberei zu verlieren, dann heißt's, Kappler, schränke dich ein, Hochmuth kommt vor dem Fall, hinweg mit dem Luxus, dem würzigen Süpplein und dem feisten Häringe; Kartoffel dir leb' ich, Kartoffel dir sterb' ich, Kartoffel dein bin ich, todt und lebendig, von Ewigkeit zu Ewigkeit, Amen. Der Name des Herrn sei gelobt."

Nachdem der Sportelschreiber mit seiner Mahlzeit zu Ende, nahm er wieder auf dem Sorgenstuhle Platz und machte sich's so bequem wie möglich.

„Ach," seufzte er, indem er die Augen schloß, „wenn ich doch ein Wenig einnicken könnte, damit ich die bösen Gedanken los würde. Ach, wer doch schon im Grabe läge, der wäre der ganzen irdischen Trübsal überhoben. Möchte dann meinetwegen Sportelschreiber sein, wer da wollte, mich sollt' es nicht kümmern.

„Ich wünschte, der Herr Stadtrichter hielte ebenfalls ein Mittagsschläfchen, ein recht sanftes, damit er seinen Zorn verschliefe und sanfter würde. Wenn der Spectakel den Nachmittag von Neuem losgeht, weiß ich nicht, wie das werden soll."

Wirklich sollte Kappler's bescheidener Wunsch nach ein wenig Schlaf erfüllt werden. Von der mannigfachen Aufregung während des Vormittags abgespannt, sank sein sorgenschweres Haupt auf die Brust und entschlummerte.

Das erquickende Mittagsschläfchen war so sanft, daß es auf dem Rathhause bereits zwei Uhr schlug, ohne daß der Sportelschreiber an ein Aufhören dachte. Die alte Wirthin, welcher diese ungewohnte Schlafsucht auffiel, trat endlich leise in's Zimmer.

„Sportelschreiber," sprach sie, den Schläfer rüttelnd; „es hat schon zwei Uhr geschlagen."

„Um Himmelswillen, Frau," rief Kappler erschrocken, „warum läßt Sie mich in den Tag hineinschlafen, ich sollte längst auf dem Stadtgerichte sein."

„Auch ist hier ein Brief abgegeben worden," fuhr die Wirthin fort, indem sie ihrem Hausgenossen ein Billet überreichte und wieder das Zimmer verließ.

„An mich ein Brief?" frug der Sportelschreiber, ängstlich, den jeder ungewohnte Vorfall in Schrecken setzte. Er schaute die Aufschrift, erkannte die Hand des Stadtrichters, die Knie knickten ihm zusammen, es ward schwarz vor seinen Augen; er sank vernichtet auf den Stuhl zurück.

Lange blieb er so liegen. Endlich erholte er sich in Etwas.

„Also wirklich den Abschied," sprach er mit matter, ersterbender Stimme, „guter Vater im Himmel, womit habe ich das verdient? Böser Hofkammercommissair, so hat er mich denn doch noch unglücklich gemacht.

„Also nicht mehr wohlbestallter Sportelschreiber zu Neukirchen?" fuhr er fort und die Thränen träufelten dem Armen auf den noch unerbrochenen Brief; „ach wie theuer klingt mir jetzt erst dieser Name, jetzt, wo ich es nicht mehr bin."

Nach Verlauf einer Viertelstunde, die unter lautem Jammern verstrichen, hatte sich Kappler, der zu seiner Stärkung sein ganzes Christenthum zu Hülfe rief, in so weit erholt, daß er das Schreiben des Stadtrich=

ters zu öffnen wagte, um sich von seiner Todesbotschaft mit eignen Augen zu überzeugen.

Wenn Kappler sonst einen Brief empfing, so brach er nie das Siegel, wie es die meisten Leute zu thun pflegen, auseinander, sondern er schnitt, um den Abdruck nicht zu verletzen, sorgfältig mit der Papierscheere die Couvertflügel auf. Seine Ehrfurcht vor dem Stadtrichter, obschon dieser wie ein Barbar an ihm gehandelt, war gleichwohl noch so groß, daß er auch diesmal die Oblate nicht versehrte, sondern wie gewöhnlich die Scheere zu Hülfe nahm.

Endlich begann er mit Zittern und Zagen die verhängnißvolle Lectüre. Da standen gleich groß und leserlich über dem Texte die Worte: „Mein lieber Herr Sportelschreiber."

„Mein lieber Herr Sportelschreiber!" wiederholte sich Kappler mit großer Verwunderung. Seine Gesichtszüge wurden aber länger und seine Verwunderung größer, als er las wie folgt:

„Warum konnten Sie mir denn nicht gleich heute Morgen den Grund eröffnen, weshalb Sie einen zehn- bis zwölftägigen Urlaub wünschten; ich würde dann durchaus nichts dawider gehabt, ja mir es zum Vergnügen angerechnet haben, dadurch auch seiner Excellenz dem Herrn General von Kirchner einen Gefallen zu erzeigen. Wollen Sie von der Gelegenheit des Herrn Hofcommissairs Gebrauch machen, so kann ich Ihnen nur dazu rathen. Auch Seine Excellenz schienen es wegen der Kosten wünschenswerth zu finden. Zugleich ersuche ich Sie, wegen meiner heutigen Heftigkeit nicht ungehalten zu sein. Sie wissen selbst, man hat zuweilen den Kopf voll, wo man in der Regel nicht jedes Wort auf die Goldwage legt. Die nothwendigsten Sachen, wo periculum in mora vor-

liegt, mag der Actuarius während Ihrer Abwesenheit besorgen. Sie waren noch nie in Leipzig; Sie werden sich freuen; ich studirte daselbst. Wenn nur das schöne Wetter aushält; doch hoffe ich das Beste; mein Barometer ist fortwährend im Steigen. Genehmigen Sie die Versicherung der schuldigen Achtung

Ihres Ihnen wohlwollenden

Joh. Gottfr. Kleinsimon, Stadtrichter.

Der Sportelschreiber las vorstehendes Schreiben nicht weniger denn sieben Mal von Anfang bis Ende; ging dann in die Kammer, steckte den Kopf in das mit Wasser gefüllte Waschbecken, zog ihn wieder heraus, trocknete und rieb denselben aus Leibeskräften, denn Alles war ihm zu fabelhaft, als daß er nicht an einen seligen Traum hätte glauben sollen; worauf er sich unverzüglich zum achten Male an die Lectüre des großartigen Himmelsbriefes machte.

Es war nicht anders. Das blieben die Schriftzüge des Stadtrichters, die er nur zu gut kannte, das war seine Unterschrift. Wie jedoch die ganze Sache zusammenhing, war ihm ein unauflösliches Räthsel.

Und nun gar Seine Excellenz der Herr General, wie kam der in den Brief? Was interessirte sich dieser große Mann, den man nur den König von Neukirchen nannte, für einen armseligen Sportelschreiber? Ja, wenn Kappler an den General dachte, da trieb's ihn von Neuem zum Waschbecken; da zweifelte er an seinen Augen und an seinem Verstande.

Indeß, der General stand im Briefe, das war nicht zu ändern, Kappler mochte sich Augen und Kopf reiben, so viel er wollte. Jetzt aber entstand die große Frage, was unter obwaltenden Umständen vor allen Dingen zu thun sei.

Anfangs wollte der Sportelschreiber spornstreichs

zum Stadtrichter laufen, und ihn fußfällig um Verzeihung bitten, daß er ihn in schwerem Verdachte wegen der Absetzung gehabt; dann wollte er den Hofcommissair aufsuchen, und diesen um Aufklärung bitten, denn der Hofcommissair mußte um den Zusammenhang wissen, er kam ja selbst im Briefe vor. Es ging ihm mit einem Male so Vielerlei durch den Kopf, daß er eine Zeit lang ganz rathlos dastand.

„Ja," rief er einmal über das andre aus, „das ist der merkwürdigste Tag meines Lebens." Er vermochte die Ehre und die Freude, die ihm durch den Brief widerfahren, gar nicht zu fassen. Endlich beschloß er, schleunigst auf das Stadtgericht zu gehen, woselbst er seinen hochverehrten Chef anzutreffen hoffte.

Eben im Begriff, das Zimmer zu verlassen, trat die wachsame Christine herein. Die Alte war nämlich eben so besorgt, wie Kappler, daß er die Expeditionszeit nicht versäume.

„Aber Christens, Sportelschreiber," begann sie, „es wird gleich halb drei schlagen, wo denkt Ihr hin; soll denn heute das Stadtgericht zu Euch kommen?"

„Ja, die liebe Jugend," fuhr sie seufzend fort, „denkt nicht an Gott und Obrigkeit; Herrendienst geht vor Gottesdienst; wo soll das hinaus mit Euch, Sportelschreiber; habt Ihr denn gehört, schon halb drei hat es geschlagen!"

Der glückselige Kappler fiel in seiner Herzensfreude ganz aus seiner gesetzten Rolle, die er gegen die Alte stets zu beobachten pflegte.

„Herzens-Christine, Herrlichste der Frauen," rief er in Extase, die alte Wäscherin umarmend, „lasse Sie es doch in Gottes Namen sieben und siebzig geschlagen haben, was thut's, ich bin ein glücklicher Mensch; der Herr Stadtrichter hat an mich geschrie-

ben. Es geht auf Reisen, weit in die Welt, der Herr General, Seine Excellenz, will's auch. Hier, hier steht's schwarz auf weiß, wenn Sie lesen könnte."

„Kappler, Weltkind," rief abwehrend die Alte, und gedachte dabei ihres Seidlitzers, den sie unter Friedrich dem Großen geliebt, und seit welcher Zeit sie Niemand wieder umarmt hatte.

„Sportelschreiber," fuhr sie beschwörend fort, als der freudetrunkene Kappler noch immer sie in den Armen hielt, „weicht nicht vom Pfade der Tugend, der Sünde Pfad ist verlockend, schont die Unschuld, ehrt das Alter."

„Ja, das will ich," rief der Sportelschreiber, sich ermannend, und wieder eine gesetztere Positur annehmend: „aber jetzt muß ich vor allen Dingen auf's Stadtgericht."

„Wie ist mir doch," frug die Alte, „spracht Ihr nicht vom Verreisen? Wie, in die weite Welt wollt Ihr, Kappler! mich verlassen? Nein, Kappler, das geb' ich nicht zu!"

„Ich komme ja wieder," tröstete der Sportelschreiber.

„Kappler," fuhr Christine beschwörend fort, „bleibt im Lande und nährt Euch redlich, in der Welt draußen liegen Satansstricke, da stolpert der Christ, er mag wollen oder nicht. Kappler, nein, Ihr dürft mir nicht fort."

„Aber der General will's ja," erwiederte Kappler mit bedeutsamer Stimme.

„Was da General," sprach die Alte, „da draußen, das ist nichts für Euch, Ihr seid zu unerfahren, die Lüste der Welt sind bethörend, Kappler, bethörend, ich sag's Euch. Der Versucher geht umher wie ein brüllender Löwe und sucht, welchen er verschlinge."

„Aber mein Gott,“ entgegnete der Sportelschreiber, „Sie hört ja, Seine Excellenz —“

„Was da Excellenz,“ fuhr die Alte im frommen Eifer fort, „das muß ich besser wissen. Ihr taugt nicht für die Welt.“

„Die Reise ist blos auf acht, höchstens zwölf Tage berechnet.“

„O Zeit genug,“ sprach Christine, „um an Leib und Seele zum Krüppel zu werden. Kappler, Ihr bleibt mir daheim.“

„Ach, Sie redet, wie Sie es versteht,“ versetzte Kappler ärgerlich.

„Seht doch an,“ nickte die Alte, „gleich hoffärtig und oben hinaus. Nun, meinetwegen, wer nicht hört, mag fühlen; tragt Leib und Seele zum Verkauf, hab' so lange Jahre die Hände über Euch gehalten, nun geht mit einem Male Alles zu Grunde.“

„Ich will mich schon halten,“ versprach der Sportelschreiber.

„Ja halten,“ erwiederte die Alte, „man müßte nicht wissen, wie's draußen hergeht; meinetwegen fahr' hin, fahr' hin in Nacht und Graus, Rabenkind, hab' wie eine Mutter gehandelt.“

Die Stimme Christinens ward bei den letzten Worten immer weicher, Kappler tröstete und pochte auf seine festen Grundsätze. Die Alte wollte sich nicht beruhigen.

„Weiß Gott,“ schluchzte sie, die Schürze vor's Gesicht haltend, „eine Mutter kann nicht mehr thun. Aber das ist immer so gewesen. Undank ist der Welt Lohn. O Du Absalon!“

Dem sanftmüthigen Sportelschreiber ward weich um's Herz.

„Nun, beruhige Sie sich nur, Mutter Christine,

was nicht zu ändern, ist nicht zu ändern, und diesmal ziehen zehn Pferde kein Haar, ganz gewiß, zehn Pferde kein Haar."

Die Alte ward trotz aller Wehmuth jetzt neugierig.

„Was ist denn das für eine gotteslästerliche Reise, so erzählt doch," frug sie, sich fortwährend die Thränen trocknend.

Bei dieser Mahnung besann sich der Sportelschreiber, daß er auf's Stadtgericht müsse.

„Das ist eine höchst verwickelte Geschichte," erwiederte er, „aber jetzt hab' ich keine Zeit. Ich muß auf die Expedition."

Frau Christine ward hierdurch nur neugieriger.

„Nichts da," rief sie, „das muß ich wissen, wohin soll's gehen? Des Satans Wege sind breit, aber führen zur Hölle."

Kappler stand auf Kohlen.

„Später erzähl' ich's," sprach er, „jetzt ist periculum in mora, wie der Herr Stadtrichter zu sagen pflegt. Pack' Sie unterdeß ein, Christine, morgen geht's fort."

„Werd' ich doch nicht," erwiederte die Alte, sich eine Prise nehmend. „Ich rühr' nichts an. Wo der Satan sein Spiel hat, meng' ich mich nicht darein."

„Die Frau," sprach Kappler, „ist doch in starrem Aberglauben versunken, die glaubt noch an den leibhaftigen Teufel, obschon über diesen alle Aufgeklärten längst im Klaren sind. Ich werde meine Noth haben, eh' sie mich reisen läßt; aber wenn ich meinen Kopf aufsetze, richten zehn Christinen nichts aus."

Ohne sich auf weitere Erörterungen einzulassen, ließ er sich nicht länger halten, sondern eilte davon. Die Alte schrie Ach und Weh über den verlorenen Sohn, wie sie ihn nannte.

Der Sportelschreiber begab sich stracks nach dem Rathhause. Wie es aber dem Menschen zu gehen pflegt, ein unverhofftes großes Glück glaubt er nicht, und wenn er die vollgültigsten Beweise in den Händen hat; so erging's Kapplern. Trotz des offenkundigen Documents stiegen unterwegs allerhand Zweifel in seinem Kopfe empor. O Zweifel, unglückseligmachende, böse Genien der armen Menschheit, warum hat euch eine gütige Vorsehung geschaffen? Der Sportelschreiber zerarbeitete sein Gehirn mit allen denkbaren Möglichkeiten, daß die Sache sich doch anders verhalten könne, als sie der Brief des Stadtrichters besage.

„Wer weiß," dachte er bei sich, „Handschriften sind nachzuahmen, ganz täuschend, wie leicht kann sich Jemand einen Spaß mit mir gemacht haben. Der Stadtrichter weiß am Ende gar nichts; ist noch immer der zornige Mann von heute Morgen, und bringt mich am Ende in demagogische Untersuchung."

Dieser Gedanke war schrecklich für den Sportelschreiber, und erfüllte sein leicht erregbares Gemüth mit Zagen.

Nicht ohne leises Zittern stieg er die Rathhaustreppe empor, und trat mit beengtem Athem in die Expedition.

Hier trat ihm aber die alle Zweifel verscheuchende Sonne in der höchst eignen Person des Stadtrichters entgegen.

„Nichts für ungut, lieber Kappler," tönte es wie Harfenklang und Engelgesang an das Ohr des Sportelschreibers, „ich war heute Morgen etwas heftig. Sie haben doch meinen Brief erhalten?"

„Ei ja wohl, mein hochverehrtester Herr Stadtrichter," erwiederte Kappler verklärt.

„Das ist Recht,“ fuhr Kleinsimon fort, „daß Sie einmal an die Luft kommen; ein kleiner Ausflug erfrischt Herz und Gemüth. Ich wünscht', ich könnte mit.“

Ach wie gern hätte der gute Sportelschreiber den hochverehrten Chef mitgenommen, wenn es einigermaßen in seinen Kräften gestanden.

„Sind Sie im Besitze eines Mantelsacks?“ erkundigte sich theilnehmend Kleinsimon.

Kappler mußte gestehen, daß er dieses so nothwendigen Reiserequisits leider entbehre.

„Gut,“ erwiederte der Stadtrichter, „so können Sie sich des meinigen bedienen. Er ist noch ziemlich neu; Sie brauchen sich seiner nicht zu schämen.“

„Oh; oh!“ stammelte Kappler, von solcher Ehre ganz berauscht.

Nachdem der humane Chef des Stadtgerichts als gereister Mann seinem unerfahrenen Sportelschreiber noch mehrere gute Regeln in Betreff der bevorstehenden Weltfahrt ertheilt, jagte er ihn ordentlich nach Hause, damit er die nöthigen Vorbereitungen zur Fahrt auf Morgen vorbereiten könne.

Der glückselige Sportelschreiber sprang über Hals und Kopf, um dem Wunsche seines hohen Vorgesetzten so pünktlich wie möglich nachzukommen.

Achtes Kapitel.

Sonnenschmidt's und Langschädel's Trübsal in Folge der Schatzgräberei wollen noch immer nicht enden.

Lange hat nächst der adeligen Schlittenfahrt und des letzten Harmonieballes in dem Städtchen Neukirchen

ein Ereigniß nicht so großes Aufsehen erregt, als die Nachricht von der Gefangennehmung des Inspectors Sonnenschmidt und des Brückenzollgeldereinnehmers Langschädel durch das fürstliche Militair wegen Wilddiebstahls.

Madame Kliemann, die Kellerpachterin, hatte durch ihre Milchlieferatinnen aus der Gegend des Klosters bereits am frühen Morgen Kunde von der wunderbaren Historie und ließ sich's zum angelegentlichsten Geschäfte sein, jedem der Frühstücksgäste, einen nach dem andern, auf die Seite zu nehmen und unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit die wichtige Entdeckung mitzutheilen.

„Aber lassen Sie sich ja nichts verlauten," war ihre Rede, „ich mag nichts gesagt haben."

Obschon in Neukirchen allwöchentlich ein Localblatt die Bewohner von allen wichtigen Ereignissen in Kenntniß setzte, so war es doch, um irgend einen Vorfall unter die Leute zu bringen, weit zweckmäßiger, Madame Kliemann in's Vertrauen zu ziehen und als Organ zu gebrauchen. Dann konnte man versichert sein, daß das Geheimniß mit möglichster Schnelle herum kam.

So war es denn auch mit der Gefangennehmung Sonnenschmidt's und Langschädel's. Je unglaublicher die Sache erschien, desto größeres Interesse erregte sie, desto schneller ward sie verbreitet.

„Wie?" hieß es „Sonnenschmidt, der gottesfürchtige Mann; es ist nicht glaubbar; sollte er uns getäuscht haben und seine Frömmigkeit nur Maske gewesen sein? Oder sollte er einen scheinheiligen Mantel blos deshalb umgehangen haben, um darunter um so ungestörter seine bösen Gelüste ausführen zu können?"

Die Sache ward von Vielen in Zweifel gezogen;

denn man erinnerte sich, daß Sonnenschmidt nie ein guter Schütze gewesen, noch die edle Waidmannskunst geliebt oder getrieben habe. Wie sollte er mit einem Male unter die Wildschützen gerathen sein? Bei Langschädeln lagen weniger Bedenken vor. Erstens kannte man dessen Vorliebe für die Jagd; alsdann traute man auch weniger seiner Moralität und hielt ihn bei seiner mißlichen finanziellen Lage eher fähig, die Gesetze zu übertreten.

Bereits in den frühen Vormittagsstunden zog eine Anzahl Neugieriger zum Klosterthore hinaus, um Näheres über die märchenhafte Geschichte zu erfahren.

Man war noch nicht allzuweit von der Stadt, als der Amtsbote Fischer vom Klostergute im schnellsten Laufe daher kam.

Fischer ward trotz seiner Eile von mehreren bekannten Neukirchnern in Beschlag genommen, und mußte Rede stehen. Die Andern gesellten sich den Fragern bei. Es entstand ein allgemeiner Zusammenlauf, dessen Mittelpunkt der Amtsbote war. Fischer war diesmal die Centralsonne, um die sich Alles schaarte und von der Belehrung und Erleuchtung ausging. Man bestürmte Fischern mit Fragen.

„Ist's denn wahr," rief man von allen Seiten, „heraus mit der Sprache, redet, Fischer!"

Der Amtsbote nahm sich mit wichtiger, geheimnißvoller Miene eine Prise.

„'s ist nicht anders," sprach er, „sie haben sie, alle Beide; der Herr Amtmann ist hinaus."

„Auch den Inspector?"

„Sonnenschmidt und Langschädeln, alle Beide," antwortete Fischer, „gebunden und geschnürt liegen sie im alten Kloster."

Diese Nachricht aus so officiellem Munde verfehlte

seine Wirkung nicht; die Zuschauer blieben einige Secunden stumm vor Erstaunen.

„Welche Strafe wird ihnen wohl werden?“ frug endlich eine Stimme.

Fischer zuckte mit den Achseln.

„Zehn Jahre Zuchthaus,“ meinte er, „drunter kaum.“

Einer der städtischen Zuhörer wollte sich noch immer nicht überzeugen und frug, ob der Inspector und Langschädel auch wirklich wegen Wilddiebstahls gefänglich eingezogen worden seien.

„Man hat die Rehe gefunden,“ erwiederte der Amtsfrohn und schlug hiermit allen etwaigen Zweifel zu Boden.

„Es ist entsetzlich,“ hieß es nun von verschiederen Seiten, „solche Männer, wer hätte das geglaubt; der Superintendent, der wird Augen machen, da haben wir den frommen Mann, ein alter Sünder war's bei aller Heiligkeit; da läßt sich bei Tage gut fromm sein, wenn man des Nachts Wildpret stiehlt.“

„Sonnenschmidt,“ hieß es, „wird wohl das Zuchthaus bezahlen, er hat's; aber mit Langschädeln sieht's bös aus.“

„Das ist eigentlich eine rechte Ungerechtigkeit in unserm guten Lande,“ versetzte ein Anderer, „daß bei uns mit Geld Alles zu machen ist. Das sollte nicht sein.“

Mehrere pflichteten mehr aus Schadenfreude, denn aus Rechtsgefühl dieser Ansicht bei.

„Wilddiebstahl kann nicht bezahlt werden,“ erklärte der rechtskundige Amtsfrohn.

„So?“ erwiederte man; „es ist nur gut, daß Sonnenschmidt keine Familie hat; mich sollte Frau und Kind dauern.“

„Der kann brummen,“ sprach ein Dritter, bitter lachend, „er hat Zeit dazu.“

„Pfui,“ strafte ein Vierter, „wer wird so sprechen.“

„Der Albrecht wird sich freuen,“ versetzte ein Fünfter, „er hat seit Jahren nach der Brückensteuer gelechzt.“

„Mamsell Agnes kann nur auch sehen, wo sie bleibt,“ meinte eine Nachbarin des Brückenzollgeldereinnehmers; „potz tausend, der neue Hut mit dem rothen Bande wird sich stattlich ausnehmen, wenn sie den Herrn Onkel im Zuchthause besucht.“

Diese Worte brachten fast einstimmig Mißbilligung hervor. Man nahm sich des gesitteten, anspruchslosen Mädchens mit vieler Wärme an.

Während der neugierige Haufe sich auf diese und ähnliche Weise über das Schicksal von Sonnenschmidten und Langschädeln unterhielt, woraus hervorging, daß sich die genannten keineswegs der hohen Liebe der Neukirchner zu erfreuen hatten, befanden sich unsere beiden unglücklichen Schatzgräber in der mißlichsten Lage.

Der Inspector und der Lieutnant, welche die Nacht auf die miserabelste Weise von der Welt in der kalten Scheune und in unerfreulicher Gesellschaft der gefangenen Wildschützen zugebracht hatten, führten ein höchst unerquickliches und unerbauliches Zwiegespräch. Sie hatten sich mit beginnendem Tageslichte aus Schaam in den äußersten Winkel des baufälligen Gebäudes zurückgezogen, wo sie unbelauscht mit einander conversirten; während die übrigen Gefangenen zerstreut auf dem Boden lagen und unbekümmert um ihr Schicksal in dumpfer Resignation. Der größte Theil schlief, wie aus dem energischen Schnarchen hervorging.

Was Sonnenschmidten und Langschädeln anbelangte, so hatte keiner von beiden in der Nacht ein Auge zugethan. Jeder war viel zu sehr mit seinem schauerlichen Geschick beschäftigt, als daß er an Schlaf hätte denken sollen.

Der Inspector, sobald er sich unbelauscht glaubte, ergriff auf's Nachdrücklichste die Gelegenheit, den Lieutnant, welchem er die ganze Schuld der dermaligen Lage beimaß, mit Vorwürfen zu überhäufen, und ihn für allen bereits entstandenen und noch entstehenden Schaden verantwortlich zu machen.

„Sagen Sie mir nur," frug er mit stiller Wuth, „was Sie eigentlich geträumt haben? Ich glaube, der Teufel ist Ihnen in Person erschienen, und hat sich einen Spaß mit Ihnen gemacht; anders kann es nicht sein. Aber wie komme ich Beklagenswerther dazu, daß ich wegen Ihrer höchst einfältigen Traumgebilde so leiden soll? Wenn es der Traumgott ehrlich mit Ihnen gemeint hätte, müßten wir doch den Schatz gefunden haben. Dafür sind wir in's Unglück gestürzt worden. Ihre ganze Vision war Teufelsblendwerk und satanischer Betrug. Wird sich auch ein anständiger Genius mit Ihnen die Mühe nehmen; er müßte nichts Besseres zu thun haben."

Langschädel war dermaßen moralisch und physisch niedergebeugt, daß er auf diese so beleidigende Rede des Inspektors nur mit einem Seufzer antwortete.

„Was hilft Ihr Geseufze," fuhr Sonnenschmidt fort, „damit ist uns wenig geholfen, denken Sie lieber darüber nach, wie wir uns herausreden, wenn wir vor Gericht kommen."

Langschädel schauderte, als er an Verhör und Gerichtsstube dachte; er ein fürstlicher Angestellter, wohlbestallter Brückenzollgeldereinnehmer zu Neukirchen;

seine ganze Stellung konnte durch diesen Prozeß gefährdet werden, selbst, wenn er so unschuldig wie ein neugeboren Kindlein aus der Untersuchung hervorging. Schon der Scandal, im Verdachte wegen Wilddiebstahls zu stehen, wie nachtheilig mußte es auf seine amtliche Würde wirken. Er stimmte, wenn er dies Alles überdachte, ebenfalls Sonnenschmidt's Ansicht hinsichtlich einer teuflischen Einmischung bei, hütete sich jedoch, dem Inspector diesen Verdacht mitzutheilen, weil er befürchtete, seinen Unglücksgenossen noch mehr in Harnisch zu bringen.

„Sie haben uns in's Verderben gestürzt," fuhr der Inspector fort, „es ist Ihre Pflicht und Schuldigkeit, uns heraus zu helfen. Strengen Sie Ihren Geist an und erdenken Sie eine möglichst scheinbare Ausflucht, die wir zu Protocoll geben, damit wir nicht mit den Wildschützen in eine Kategorie geworfen werden. Mein Kopf ist schwer und wüst, und Simuliren war nie meine Sache."

Leider war letzteres beim Lieutnant dasselbe der Fall. Mit seiner Phantasie und Erfindungsgabe war es nicht weit her. Indeß glaubte er seinem eignen Wohle zu Liebe, des Inspectors Wunsch erfüllen zu müssen, und überließ sich eine Zeit lang dem angestrengtesten Nachdenken.

„Nun," erkundigte sich Sonnenschmidt nach einiger Zeit, „wie steht's, haben Sie was gefunden? Die erste Frage, die wir beantworten müssen, ist die, wie wir nächtlicher Weile, in das Klostergewölbe gekommen sind?"

Ein Blitz leuchtete durch Langschädel's Gehirn. Er hatte einen Ausweg gefunden und athmete freier.

„Wir brauchen nur zu sagen," rieth er, „der Regen habe uns in das Gewölbe getrieben."

„Was das für Redensarten sind," rügte ärgerlich Sonnenschmidt, „Sie sind doch ein Mensch ohne allen Kopf, Langschädel, wirklich ohne allen Kopf, wo hat es denn geregnet? Und da es nicht geregnet hat, wie kann uns der Regen um Mitternacht in das vertrackte Kloster treiben? Lieutnant, wenn Sie nichts Vernünftigeres ersinnen, thun Sie besser, Sie schweigen. Durch solch confuse, wahrheitwidrige Aussagen machen wir uns nur verdächtiger und die Sache schlimmer."

Langschädel sah ein, daß Sonnenschmidt so Unrecht nicht habe; er ertrug daher dessen mißbilligende Rede, ohne ein Wort zu erwiedern; war aber wegen eines zu gebenden guten Raths kopfscheu geworden.

Der Inspector, als er einsah, daß sein Gefährte höchst unfruchtbar in glücklichen Einfällen sei, legte sich ebenfalls auf's Nachdenken. Da er jedoch nicht erfinderischer war als Langschädel, stieß ihn der frömmelnde Bock.

„Wenn man in einer Sache," sprach er, seine eigne Unfruchtbarkeit entschuldigend, „kein gut Gewissen hat, wird auch ein an sich heller Geist gedrückt, und die Gedanken wollen nicht fließen."

„Ja wohl," pflichtete der Lieutnant bei, „es ist dies eine recht beklagenswerthe Einrichtung der Natur."

„Es geht den gelehrtesten Leuten so," fuhr Sonnenschmidt fort.

„Und mir absonderlich," gestand Langschädel.

Der Inspector, welchen dies verdroß, daß sich der Lieutnant seine Worte gleichfalls zu Nutzen machen wollte, erwiederte daher piquirt:

„Ja, aber deshalb würde ich Ihnen dennoch nicht rathen, sich unter die gelehrten und klugen Leute zu zählen."

Langschädel duldete wie Hiob die mannigfachen gehässigen Insinuationen Sonnenschmidt's. Er erwiederte auch auf die letzte frappante Bemerkung keine Sylbe.

„Fällt Ihnen denn gar nichts ein?" frug Sonnenschmidt nach abermaliger Pause, nachdem er selbst das Meer seiner Gedanken und Ideen wiederholt und vergebens durchschifft hatte. Er war zugleich aufrichtig genug, einzugestehen, daß er keinen Rath wüßte.

Durch die Unfruchtbarkeit des Sonnenschmidt'schen Geistes vom Neuen ermuthigt, setzte Langschädel seine Nachforschungen fort, und schlug endlich vor, daß man vorgeben solle, von den Wildschützen auf offener Landstraße überfallen und nach dem bewußten Gewölbe geschleppt worden zu sein.

„Hm," erwiederte der Inspector, „das ließe sich hören, aber wenn nun die Kerle selbst gefragt werden, und die Wahrheit gestehen, wie da? Ist wohl zu bedenken."

„Wenn Sie die Wahrheit gestehen," meinte Langschädel pfiffig und logisch, „dann werden sie auch gestehen, daß wir nicht zu ihnen gehören."

„Das ist wahr," gab Sonnenschmidt zu, „es wird überhaupt das Beste sein, wenn wir dem Untersuchungsrichter gleichfalls reinen Wein einschenken, und ihm gestehen, wie die ganze Sache zusammenhängt. Ich fürchte fast, wir verirren uns in unsern eigenen Aussagen."

Langschädel war, um mit einem Male aller Weitschweifigkeiten überhoben zu sein, mit diesem Vorschlage gar nicht unzufrieden, und eben im Begriff, seine unbedingte Zustimmung zu geben, als in dem Inspector neue Bedenklichkeiten aufstiegen.

„Aber," frug er, „was soll eine hohe Geistlichkeit,

was die Welt von meiner Gottesfurcht denken, wenn ich, wie das Thier auf Raub, während der Nacht nach schnödem Mammon ausgehe. Nein, Langschädel, wir müssen sehen, daß wir die Sache des Schatzgrabens vertuschen."

„Ist fast unmöglich," gestand dieser, „bedenken Sie, daß das Loch, welches Sie gegraben zu, unserm Verräther wird."

„Sie haben Recht," erwiederte Sonnenschmidt erschrocken, „das verwünschte Loch, an welchem ich wie ein Schanzgräber gearbeitet, ist gar nicht hinweg zu leugnen. Langschädel, das war in der That ein guter Gedanke, den Sie da hatten, ich muß Sie loben; das verdammte Loch wär' mir nicht eingefallen."

Der Lieutnant sah sich durch das Lob des Inspectors sehr geschmeichelt; es war dies eine Rarität. Er erwiederte daher bescheiden:

„Der Gedanke an das Loch war bei mir nur ein simpler Einfall; indeß zeigt er uns den Weg, den wir einzuschlagen haben. Es bleibt uns jetzt nichts übrig, als den ganzen Hergang der Wahrheit gemäß zu gestehen; ohne weiteres Kopfzerbrechen."

Seufzend fügte sich Sonnenschmidt in das Unvermeidliche, auf die Gefahr hin, seinen guten Ruf hinsichtlich seiner Frömmigkeit zu compromittiren.

Nächst den beiden Schatzgräbern hatte auch der Anführer der Wildschützen, der bereits oben erwähnte Spittelwirth Feurich, nicht geschlafen, sondern war lediglich fortwährend damit beschäftigt gewesen, aus seiner schlimmen Lage so viel Nutzen wie möglich zu ziehen. Aus der Gefangennehmung Sonnenschmidt's und Langschädel's schloß er, daß die Beiden unfehlbar gleichfalls nicht auf guten Wegen gewandelt. Er kroch daher, sobald es heller geworden, zu den in der

äußersten Ecke am Boden Liegenden hin, und that einige menschenfreundliche Vorschläge, die namentlich Sonnenschmidten wieder in recht schlimme Lage brachten.

„Inspector," raunte er leise, „was zahlt Ihr, wenn ich Euch nicht verrathe?"

Der Angeredete erschrak, als er den gefürchteten Wildschützen in so großer Nähe erblickte, und erwiederte so mild wie möglich: „Verrathen, lieber Feurich, was wollt Ihr denn verrathen?"

„Nun, daß Ihr sammt dem Lieutnant zu den Unsern gehört."

Sonnenschmidt bekümmerte sich in der Noth nie um seinen nächtlichen Genossen und sprach: „Ich zu den Euren? Wie kommt Ihr darauf, lieber Feurich, und wer soll Euch das glauben?"

„Glauben?" lächelte der Spittelwirth, „sind nicht die Beweise in Händen?"

„Welche Beweise, lieber Feurich?"

„Nun, seid Ihr nicht mit uns zugleich attrapirt und gefahet worden? Mitgefangen, mitgehangen. Ihr kennt das Sprichwort."

„Allerdings," gegenredete Sonnenschmidt, „sind wir durch den sonderbarsten Zufall von der Welt in dem einen Klosterkeller angetroffen worden; aber das hat seine eigene Bewandtniß, lieber Feurich, die ich dem Herrn Amtmann später auseinander setzen werde."

„Schöne Bewandtniß," grinzte der verschmitzte Wildschütz, „habt Ihr denn den vortheilhaften Lieferungscontract so schnell vergessen?"

„Was denn für einen vortheilhaften Lieferungscontract?" frug Sonnenschmidt zagend, der schon ahnte, daß hier nichts Gutes herauskommen würde, „Ihr sprecht wirklich in Räthseln, lieber Feurich."

„Wie sich die liebe Unschuld verstellen kann,“ fuhr der Spittelwirth mit großer Ruhe fort. „Also ist es Euch so rein aus dem Gedächtnisse entschwunden, daß Ihr die Lieferung von zwölf Stück Rehen aus dem fürstlichen Reviere durch mich übernommen habt? Weshalb wäret Ihr denn sonst zur bestimmten Stunde am bestimmten Orte so pünktlich eingetroffen?“

„Ihr seid ein recht launiger Mann,“ versetzte der Inspector, dem immer schlimmer zu Muthe ward, mit möglichster Unbefangenheit, „so hab' ich Euch noch gar nicht gekannt, lieber Feurich, wie Ihr die Worte hübsch zu setzen versteht, daß man glauben sollte, Ihr sprächet die Wahrheit.“

„Nun,“ frug Feurich im Tone der Verwunderung, „ich spreche wohl nicht die Wahrheit, Inspector? Ich hoffe nicht, daß Ihr mich, Euren treusten Freund, verläugnen werdet. Haben wir nicht manch' Wildpretgeschäftchen mit einander gemacht? Habt Ihr nicht lediglich deshalb, wie ich aus Eurem eigenen Munde weiß, die Maske der Frömmigkeit nur darum angenommen, damit Ihr um so unverdächtiger erscheinet, und mein Roth- und Schwarz-Wildpret um so sicherer über die Grenze expediren könnet? Habt Ihr nicht lediglich deshalb den Brückenzollgeldereinnehmer mitgebracht, damit er sein Decem empfange, und die Beute undurchsucht und unversteuert das Brückenthor passiren lasse? Und seid Ihr nicht Beide mit uns in Gemeinschaft in unserer gewöhnlichen Vorrathskammer angetroffen und aufgegriffen worden?“

„Ihr Spaßvogel,“ zähneklapperte Sonnenschmidt, „es ist mir nicht zum Lachen; aber bei Euren lustigen Historien möchte man platzen.“

„Da ist ja auch der Lieutnant,“ fuhr der Wildschütz fort, „der wird's gleichfalls bezeugen, daß ich

nichts als die Wahrheit gesprochen. Nicht wahr, Lieutnant?"

Langschädel, welcher ganz in der Nähe von Sonnenschmidt lag, hatte im Anfang mit wachsendem Erstaunen die sonderbare Rede des Spittelwirths vernommen, doch war er, so lange sie blos den Inspector betraf, wohlweislich ganz ruhig geblieben; als er aber am Schlusse selbst an die Reihe kam und auf eine Art seiner gedacht wurde, die sein Gewissen als Brückenzollgeldereinnehmer nicht wenig alterirte, ward er gleichfalls lebendig. Jetzt sollte er nun gar Zeugniß wider sich selbst ablegen, so Etwas war ihm auf seinem Lebenswege noch nicht vorgekommen. Er wollte sich einige schüchterne Gegenbemerkungen erlauben; aber der Mund blieb ihm geradezu offen stehen, er vermochte kein Wort hervorzubringen. Der Inspector fuhr daher in sanftem wohlwollenden Tone fort:

„Lieber Herr Feurich, es ist Euch sicher noch erinnerlich, daß Ihr mich friedlichen Mann, der kein Wasser trübt, vorige Nacht selbst für einen Lauscher und Verräther hieltet; Ihr selbst habt nicht verschmäht, mich mit höchsteigner werther Hand und höchsteigenem Hirschfänger an der Wade zu kitzeln und mir außerdem nicht wenig warm zu machen; gedenkt freundlichst zurück, lieber Herr Feurich, Ihr erfreut Euch, Eurer kräftigen Constitution nach, unfehlbar eines schätzbaren Gedächtnisses, und werdet wohl finden, daß ich nur lautre, heilige Wahrheit berichte."

„Und," frug gleichmüthig der Wildschütz, „der langen Rede kurzer Sinn, der ist?"

„Nun," versetzte Sonnenschmidt kleinmüthig und stockend, „daß ich nicht das Glück habe, mit Euch in Handelsverbindung zu stehen, wie Ihr vorhin scherzend äußertet."

„Wie Ihr schwatzt," erwiederte scheinbar gereizt der Spittelwirth, „ich sehe so gut wie Ihr, daß Euch unangenehm ist, mit mir gefänglich eingezogen zu sein. Ich will ja auch gar nicht zum Vermittler werden. Ich will Stein und Bein schwören, Euch nie gesehen, nie von Euch gehört zu haben. Will unsre Freundschaft im Meere versenken, wo es am Tiefsten."

„Wenn Ihr das könntet, edler Mann," sprach Sonnenschmidt.

„Von Können ist keine Rede;" erwiederte Feurich, „die Frage ist, ob ich will, und das hängt von Euch ab."

„Ei so wollt doch, in Gottes Namen," versetzte der Inspector angelegentlich, „ich kann ja gar nichts dawiderhaben; Ihr seid ein vollkommen freier Mann."

„Allerdings," meinte der Wildschütz, „aber umsonst ist der Tod, ich komme auf zehn Jahre auf's Zuchthaus, da werdet Ihr es nicht unbillig finden, wenn ich zuweilen nach einer kleinen Recreation Verlangen trage; schwere Arbeit, geringe Kost, Ihr begreift, Inspector."

Wirklich ging Sonnenschmidten jetzt ein Licht auf, wo der Wildschütz hinaus wollte. Er sah, daß er in einen sauern Apfel werde beißen müssen. Er gab seinem Herzen einen Stoß und sprach:

„Lieber Feurich, wenn Euch für den Anfang mit einem Thälerchen gedient ist; Ihr wißt, ich bin nicht so; gern thät' ich mehr, aber beim Himmel, die Zeiten sind darnach, Ihr glaubt nicht, lieber Feurich, ich weiß oft nicht, wie ich auskommen und was noch werden soll. Wie gesagt, ein Thälerchen, alle Weihnachten einen Gulden; ich sollte meinen, das wäre eine recht hübsche Zubuße; Ihr dürft ja so im Zuchthause nicht depensiren."

„Hm, ein Thälerchen für den Anfang, und alle Weihnacht einen Gulden," versetzte der Wildschütz in trockenem Tone, „aller Ehren werth, ich erkenne Euren menschenfreundlichen Sinn; aber ich dächte, wir blieben da lieber Freunde, lieber unzertrennliche Freunde; kommt mit auf's Zuchthaus, Herzensinspector."

Der Inspector merkte aus diesen Worten, die ihm zu ironisch klangen, daß er dem Wildschützen nicht genug geboten und daß dieser ihn noch in Verlegenheit zu bringen trachte. Er beschloß daher, dem Spittelwirth vollends den Mund zu stopfen, indem er erwiederte:

„Ich thue das Möglichste, lieber Feurich, alle Jahrmarkt einen Häring und sechs Loth feinen Schnupftaback, denn rauchen ist im Zuchthause verboten, ächten St. Omer, das Pfund kostet unter Brüdern acht Groschen; wie gesagt, ein Vater kann nicht mehr thun."

„I nun, einen Häring und sechs Loth feinen St. Omer alle Jahrmarkte," meinte der Spittelwirth, „das ließe sich hören, Ihr handelt da wirklich wie ein Vater. Aber ein dankbarer Sohn soll sich von seinem Vater nicht trennen; darum kommt nur mit auf's Zuchthaus, wenn ich auch Jahrmarkts nichts zu schnupfen habe."

„Ihr seid ein rechter Nimmersatt," sprach der Inspector, dem es abermals klar wurde, daß Herr Feurich noch immer nicht zufrieden gestellt sei; „Ihr müßt doch bedenken, daß ich diese Opfer lediglich aus gutem Herzen bringe."

„Freilich," gestand der Wildschütz, „Euer gutes Herz will bedacht sein; aber ich sollte meinen, es gereichte meinem Herzen ebenfalls zu großer Zier, wenn

es sich von Euch nicht trennen will; zumal unsre Vereinigung so leicht zu bewerkstelligen ist. Es kostet mich ein Wort und alle meine Leute schwören das Blaue vom Himmel herunter, daß Ihr unser Hehler seid, die schwersten Verdachtgründe sind gegen Euch, zudem weiß die ganze Stadt, daß Ihr meine Schankwirthschaft häufig besucht habt. Vier Jahre müßt Ihr mir wenigstens väterliche Gesellschaft leisten."

Sonnenschmidt erkannte mit Grausen, in wie großer Gefahr er schwebe. Alle Umstände hatten sich dermaßen ungünstig wider ihn vereinigt, sein Einverständniß mit den Wildschützen lag durch die Schatzgräbergeschichte so unumstößlich am Tage, daß er sich selbst durch einen Eid von der Verurtheilung nicht befreien konnte, sobald sämmtliche gefangene Wildschützen ebenfalls eidlich seine Mitwirkung am Wilddiebstahl constatirten. Denn selbst, wenn er und Langschädel sich auf die Schatzgräberei berufen wollten, so klang eine solche, die auf einem bloßen Traume des Brückenzollgeldereinnehmers beruhte, weit märchenhafter, als die verbrecherische Gemeinschaft mit den Wildschützen.

Da Sonnenschmidt keinen andern Weg sah, mit dem intriguanten Spittelwirth aus einander zu kommen, als den der Güte, so frug er:

„Nun, was verlangt Ihr denn, so Ihr mir keine weitern Unannehmlichkeiten in den Weg legt?"

„Unter fünfhundert Thalern kann ich's nicht thun," erwiederte Feurich mit großer Ruhe.

„Ei, seid Ihr heut ein Spaßvogel," sprach der Inspector, welcher in der That glaubte, der Spittelwirth scherze.

„Und, wenn ein Pfennig daran fehlt, bring' ich Euch in's Zuchthaus," fuhr Feurich gelassen fort.

„Ach, spaßt doch nicht," meinte verdrießlich Sonnenschmidt, „es geht ja um mein und dein."

„Wer sagt denn, daß ich spaße?" frug der Wildschütz, „wenn binnen hier und vierundzwanzig Stunden die fünfhundert Thaler nicht in den Händen meiner Frau sind, und ich die Quittung habe, marschirt Ihr auf's Zuchthaus. Das ist mein letztes Wort in dieser Sache. Ihr könnt wählen."

Der Inspector, nachdem er einsah, daß es dem Spittelwirth mit seiner horrenten Forderung wirklich Ernst sei, begann zu rasen; als er aber sah, daß sein Raptus nichts half, und der Wildschütz in seiner unerschütterlichen Ruhe und auf die fünfhundert Thaler beharrte, gab er klein zu, und machte Feurichen Vorstellungen. Da diese gleichfalls zu nichts führten, legte er sich auf Bitten, und endlich auf's Beschwören. Er fragte, ob der Spittelwirth seine ungerechte Forderung dereinst vor dem ewigen Richter verantworten könne?

„Das ist meine Sache," gab Feurich zur Antwort.

„Dieser ungerechte Mammon," fuhr der Inspector fort, der noch immer durch Beschwören sein Heil verhoffte, „wird Euch die ewige Seligkeit verbittern."

„Das ist wieder meine Sache," meinte der Spittelwirth, „vor allen Dingen hab' ich's mit dem Zuchthause zu thun, und dieses sollen mir die Fünfhundert nicht verbittern; darauf verlaßt Euch."

„Bedenkt Eure letzte Stunde," sprach der Inspector in feierlichem Tone, „ein ruhig Gewissen ist ein sanftes Sterbekissen. Wenn Ihr nicht ersterben könntet, lieber Feurich, es wäre entsetzlich."

„Allerdings," antwortete der Wildschütz, „aber das geht auch zunächst nur mich an; ich bitte, mengt Euch doch nicht in meine Angelegenheiten."

„Aber ich kann Euch nicht in's Verderben rennen sehen;“ fuhr Sonnenschmidt eifrig fort, „das verlangt meine Christenpflicht; wenn ich Euch auch die Fünfhundert zahle, sie gedeihen nicht, bringen keinen Segen, im Gegentheil, Heulen und Zähneklappern ist von ungerechtem Gut unzertrennlich; ich muß Euch warnen; mein Herz sagt mir, daß Ihr nur Unsegen, nur Schmerz und Herzeleid von dem Gelde haben werdet.“

„Wie doch die Herzen so verschieden sprechen können,“ entgegnete der Wildschütz, „mein Herz sagt mir gerade das Gegentheil; es sagt, daß mir die fünfhundert Thaler recht wohl bekommen würden. Welches hat nun Recht?“

„Unbestritten das meinige, lieber Feurich,“ fiel der Inspector lebhaft ein; „unbestritten das meinige!“

„Hm,“ brummte der Spittelwirth, „das wäre zu beweisen. Doch ich glaube kaum, daß wir mit unseren Herzen auf's Reine kommen; ein Jeder wird immer bei der Behauptung stehen bleiben, das seine spreche die Wahrheit. Wir wollen daher die Sache auf sich beruhen lassen. Entschließt Euch lieber von wegen den fünfhundert Thalern, oder dem Zuchthause. Zahlt Ihr die genannte Summe, will ich noch ein Uebriges thun, und Euch Beide aus aller Fatalität helfen. Ich will nicht untersuchen, wie Ihr in das Klostergewölbe gekommen seid, und was Ihr darin habt vornehmen wollen. Wir sagen dann einstimmig aus, wir hätten Euch Zwei zufällig auf der Straße getroffen, und Euch mit Gewalt an den Ort geschleppt, wo man uns gefunden. Wir hätten Euch da einen Eid abnehmen wollen, damit wir vor Eurem Verrathe sicher wären, Ihr aber, den Gesetzen treu ergeben, hättet mit aufopferndem Muthe Alles aufgeboten, uns von unserem Verbrechen zurückzubringen, Ihr hättet wie

Pastoren gesprochen und geeifert gegen unsere Frevelthaten. Es sei Euch auch wirklich beinahe gelungen gewesen, Euren lobenswerthen Zweck zu erreichen, da seien die Soldaten gekommen, und Eure segensreiche Beredtsamkeit sei auf bedauerliche Weise unterbrochen worden."

„Seht," fuhr der erfinderische Wildschütz zu Sonnenschmidten, dem, wie auch Langschädeln, dieses neue Evangelium wie Honig klang, gewendet fort, „so steigt Ihr aus aller Trübsal mit einem wahren Glorienscheine empor; aus dem Zuchthause zu den Sternen, werdet aus verabscheuungswürdigen Wilddieben verehrungswürdige Wohlthäter des Vaterlandes — und dies Alles um lumpige fünfhundert Thaler; wer kann mehr verlangen? Ich weiß, ich handle ohne Kopf, ein Anderer wäre mit so viel Tausenden nicht zufrieden, aber ich bin einmal ein gutmüthiges Thier, und weil Ihr's seid, Sonnenschmidt, mag's darum sein."

Der Inspector war von der Aussicht, künftig als Wohlthäter des Vaterlandes, wie sich der Wildschütz ausgedrückt hatte, einherzuschreiten, wahrhaft ergriffen. Die Wahl wurde ihm diesmal sehr erleichtert; auf der einen Zuchthaus, auf der andern Ruhm. Was war da lange zu besinnen? Er beschloß, mit Feurich in Unterhandlung zu treten. Vor allen Dingen wollte er von der Hauptsumme ein Erkleckliches abhandeln. Fünfhundert Thaler, das war ja entsetzlich, stach gewaltig gegen den Jahrmarkt-Hering und den St. Omer ab. Darum speculirte er folgendermaßen:

„Fünfhundert Thaler," rechnete er für sich, „eine wahre sündhafte Summe, daran muß Feurich wenigstens dreihundert nachlassen, verbleiben zweihundert: kommt auf den Mann hundert; ich werde mich wohl hüten, für Langschädeln, der mich in's Unglück ge-

bracht hat, zu bezahlen und ihn mit meinem guten Gelde zu den Sternen zu verhelfen. Mögen die Wildschützen mit ihm machen, was sie wollen, mich kümmert's nicht."

Sonnenschmidt brachte vorerst sein Anliegen wegen Ermäßigung der Summe von Fünf= auf Zweihundert bei Feurich vor. Dieser aber stellte sich ganz empört ob solcher Zumuthung, und drohte, die ganze Unterhandlung abzubrechen. Der Inspector erschrak ordentlich und klopfte nun leise an, ob der gute Herr Feurich wohl mit dreihundert sich begnügen wollte; es wäre ein schönes Geld. Da der Spittelwirth auf diese neue Proposition categorisch erklärte, daß er die Summe sofort um hundert Thaler erhöhen werde, wenn Sonnenschmidt nochmals wage, um die geringste Ermäßigung einzukommen, so hatte es endlich bei den fünfhundert Thalern sein Bewenden. Die ganze Debatte war für den Inspector ohne den geringsten Erfolg. Nicht einen Pfennig hatte er abzuhandeln vermocht. Mit einem ungeheuern Seufzer ergab er sich in das Unvermeidliche und rückte mit seinem zweiten Calcül vor, von wegen der Theilung in Betreff Langschädel's.

Sonnenschmidt sprach sich hier, um seinen Antrag zu motiviren, wieder lästerlich über seinen Leidensgefährten aus, welchen er gänzlich Preis gab. Dem armen Lieutnant, der sich gleichfalls im Geiste als „Wohlthäter des Vaterlandes" sah und schon freute, so wohlfeilen Kaufs aus Noth und Trübsal und zu nicht gewöhnlichem Ruhme zu gelangen, ward bei dem anderweitigen Antrage Sonnenschmidt's, welcher seine eigene werthe Person betraf, nicht wohl zu Muthe. Namentlich schlugen ihn die Worte des Inspectors: „Wenn der auch ein paar Jahre brummen muß, das

hat er an mir verdient," gänzlich darnieder. Der Spittelwirth, welcher in gewissen Dingen ein Mann von feinem Gefühl war, ärgerte sich über den gewissenlosen Inspector, welcher seinen Schicksalsbruder, ohne das Geringste für ihn zu thun, in das Verderben stürzen wollte. Er beschloß, den Geizhals dafür zu züchtigen.

„Mein lieber Inspector," begann er, „da bringt Ihr mich auf ein Kapitel, das ich fast ganz vergessen hätte."

„Nicht wahr?" frug Sonnenschmidt, „es war gut, daß ich die Sache zur Sprache brachte? Langschädel hätte sich nicht gerührt und wäre meiner Seel' mit durchgeschlüpft."

„Ich muß gestehen," fuhr der Wildschütz fort, „daß ich in meiner vorigen Berechnung an den Lieutenant nicht im Geringsten gedacht habe."

„Ich danke dem Himmel, der mir den guten Gedanken eingab," versetzte Sonnenschmidt erleichterten Herzens, welcher seine Speculation für gelungen hielt.

„Ich hatte blos Euch im Sinne," sprach Feurich weiter.

„Ja, ja," meinte der Inspector, „wenn's an Geben geht, da denkt man immer an mich zuerst. Es ist in Neukirchen auch so."

„Den Langschädel kann und darf ich so nicht durchlassen, was würden meine Leute sagen? Auch er muß sich auslösen."

„Versteht sich," nickte Sonnenschmidt, „und blecht er nicht, dann brumme er!"

„Aber in Betreff seiner finanziellen Umstände, die bekannt sind," fuhr der Wildschütz fort, „dürfen wir es nicht so genau mit ihm nehmen."

Der Inspector, welcher schon fürchtete, die fünf-

hundert Thaler würden nicht in gleiche Theile gehen, und auf seinen Theil die größere Hälfte kommen, versetzte daher schnell: „Nichts da! Was Einem recht ist, ist dem Andern billig.“

„Ich dächte,“ sprach mitleidig der Spittelwirth, „fünfzig Thälerchen, es wäre hinreichend.“

„Was?“ rief Sonnenschmidt eifervoll, „funfzig Thaler? Wo denkt Ihr hin, das ist ja nicht der Rede werth: ich dringe auf die reine Hälfte.“

„Nun wie wär's denn mit hundert,“ fuhr der Wildschütz fort, „ich sollte meinen —“

„Nichts da!“ beharrte Sonnenschmidt, „die reine ungeschmälerte Hälfte; ich bestehe darauf, ich habe hier auch Etwas darein zu reden.“

„Also die Hälfte von Fünfhundert, nicht wahr?“ frug Feurich.

„So ist's,“ bejahte der Inspector.

„Oder sollen wir ihm etwa dreihundert auferlegen? Was meint Ihr, Sonnenschmidt?“

Für den Inspector konnte es gar keine angenehmere Frage geben, als vorstehende. Er erwiederte daher schnell:

„Ei, je mehr, je lieber, mir ist's recht.“

„Oder dreihundertfunfzig, Inspector, was sagt Ihr?“

„Immer zu!“ munterte dieser auf, dem sich mit jeder neuen Frage eine Centnerlast vom Herzen wälzte, denn er lebte fortwährend in der Idee, er solle mit Langschädeln in Gemeinschaft die fünfhundert Thaler aufbringen. Je mehr nun Feurich dem Lieutnant aufbürdete, um so mehr glaubte sich Sonnenschmidt erleichtert.

„Nun, wenn Ihr denkt, Inspector,“ fuhr der Wildschütz fort, „so dächt' ich, sagten wir vierhundert.“

„Da bleiben für dich nur hundert,“ dachte Sonnenschmidt und erwiederte daher ganz gerührt: „Ach, Ihr seid zu gütig, lieber Herr Feurich; Ihr handelt diesmal wirklich als Freund und auch gerecht, denn ich will nur offen gestehen, verdient hat es Langschädel, daß er vierhundert trägt; ich sage da nicht zu viel.“

„Könnt Ihr das beschwören?“ frug der Wildschütz.

Sonnenschmidt streckte betheuernd die drei Finger der rechten Hand in die Höhe.

„Wir thun ihm also nicht zu viel, wenn wir ihn etwas hart mitnehmen?“

„Im Gegentheil,“ eiferte der Inspector, „er kann noch von Glück sagen, daß er nicht die gesammten fünfhundert zu tragen hat.“

„Nun, uns kann's nur lieb sein,“ meinte Feurich, „wenn Ihr glaubt, daß es nicht zu viel ist, mag er fünfhundert Thaler bezahlen.“

Wer war glücklicher als Sonnenschmidt!

„Diesmal wär' ich glücklich aus der großen Gefahr heraus,“ sprach er zu sich, „Langschädel mag sehen, wie er fährt; ich bedaure ihn nicht, warum träumt er so unvernünftig. Indeß, damit er sieht, daß ich nicht so bin, will ich fünf Thaler beisteuern.“

Sonnenschmidt erklärte jetzt laut sein Liebeswerk, daß er bereit sei, fünf Thaler zu den Langschädel'schen fünfhundert beizusteuern.

„Ich thue hier mein Möglichstes,“ sprach er, „Niemand wirft mir nichts, dir nichts, fünf Thaler zum Fenster hinaus.“

„Eure Großmuth sucht ihres Gleichen,“ lobte der Wildschütz, „zumal Ihr selbst für Euch noch zu zahlen habt.“

„Wie so für mich?“ frug Sonnenschmidt.

„Nun Eure fünfhundert Thaler," erwiederte gleichmüthig der Spittelwirth.

„Meine fünfhundert" — das Wort „Thaler" blieb dem Inspector auf der Zunge sitzen; „fangt Ihr schon wieder zu spaßen an, loser Mann?"

„Ach, hol' Euch der Satan mit Eurem ewigen Gespaße," donnerte Feurich, „wie viel Mal soll ich's noch sagen, daß ich nicht scherze, und am wenigsten mit Euch."

„Aber Verehrtester —"

„Ruhe!" gebot der Wildschütz im zornigen Tone, „ich will weiter nichts hören. Die Sache ist abgemacht. Ihr zahlt versprochener Maßen Eure fünfhundert Thaler und fünf anderweitige Thaler für Langschädeln."

Der Sprecher wandte sich jetzt zum Lieutnant.

„Wie steht's aber mit Euch?" frug er, „auf Veranlassung und Aufmunterung des Inspectors hab' ich Euch auch mit fünfhundert Thalern belegt, werdet Ihr sie binnen vierundzwanzig Stunden schaffen können?"

„Nicht in vierundzwanzig Jahren," lamentirte Langschädel, „wo soll ich fünfhundert Thaler herbekommen?"

„Das ist freilich eine schlimme Sache," meinte der Wildschütz; „aber, Sonnenschmidt, warum konntet Ihr mich dermaßen encouragiren, daß ich den Lieutnant so hoch brandschatzte; nun ist's aber einmal beschlossen und ich nehme mein Wort nicht zurück."

Der Inspector konnte vor Schreck über die unglückliche Wendung, welche die Angelegenheiten genommen hatten, noch gar nicht zu sich selbst kommen. Er saß starr und steif da und vermochte kein Wort zu erwiedern.

„Ich glaubte," stotterte er endlich auf Feurich's

wiederholte Frage, „wir zwei sollten die Summe in Gemeinschaft aufbringen.“

„Warum nicht gar?“ lachte der Spittelwirth, „wie ich bereits gesagt, mit Euren Fünfhundert hat's sein Bewenden; aber jetzt rathet, wie es mit der Zahlung Langschädel's werden soll. Ihr habt mir erst keine Ruhe gelassen, damit ich ihn so hoch wie möglich besteure, nun werdet Ihr hoffentlich auch Sorge tragen, daß ich die Summe, je eher je lieber, erhalte.“

Feurich wandte sich wieder zum Lieutnant.

„Langschädel,“ frug er, „ist's Euch denn wirklich nicht möglich, diese Summe aufzubringen? Sprecht offen und frei.“

„Nicht fünfhundert Heller,“ gestand der Gefragte im kläglichen Tone.

„Bedenkt wohl,“ fuhr Feurich fort, „daß es keine Kleinigkeit ist, wovon Ihr Euch loskauft. Ihr seid lebenslänglich ruinirt, wenn ich Euch als Wilddieb denuncire. Als öffentlicher Beamter wird das Gericht um so strenger mit Euch verfahren, und wovon wollt Ihr leben nach überstandener Zuchthausstrafe; an eine anderweitige Anstellung ist nicht zu gedenken.“

Der unglückliche Langschädel beharrte bei seiner Aussage, daß dermalen nicht fünfhundert Heller zu seiner Disposition stünden.

„Wohlan, so fragt doch bei Eurem Freunde Sonnenschmidt an,“ meinte der Wildschütz, „er ist ein edler Mann, er wird Euch nicht in's Unglück stürzen und gern die Summe ohne Zinsen leihen.“

„Wie steht's, Inspector,“ wandte sich Feurich an denselben, „nicht wahr, Ihr schießt dem Lieutnant die fünfhundert Thaler als unverzinsbares Kapital vor?“

„Ich?!“ rief Sonnenschmidt in einem Tone, der

ziemlich den verzweifelten Zustand seines Innern verrieth, „nun da wäre ich doch nicht werth, daß mir ein Mühlstein an den Hals gehängt und ich ersäuft würde im Meere, wo es am Tiefsten. Nicht zehn Kreuzer leihe ich dem Menschen. Er hat so viel Schulden wie Haare auf dem Kopfe, und ich büße unfehlbar so an ihm ein."

„Aber Ihr konntet ihn ja vorhin," entgegnete der Wildschütz, „nicht hoch genug besteuern?"

„Ach!" knirschte der getäuschte Sonnenschmidt, „das hatte seine Gründe."

„Ja, da begreife ich aber nicht," meinte Feurich, „wie das werden soll. Wenn Langschädel nicht Zahlung leisten kann, muß ich ihn als Wilddieb denunciren, er verliert Amt und Brod, Würde und Reputation, wird zur Verzweiflung gebracht und ist dann im Stande, Euch, Sonnenschmidt, als Mitgenosse anzugeben; dann habt Ihr Eure fünfhundert Thaler vergebens weggeworfen. In der Verzweiflung weiß der Mensch nicht, was er thut. Nicht wahr, Langschädel, dann seid Ihr zu Allem fähig?"

„Wenn ich auf's Zuchthaus muß," erwiederte der Lieutnant in dumpfem Tone, „dann zeige ich den Inspector als größten Hehler und Partirer, als Wilddieb und Sclavenhändler an; dann muß er mit in den Abgrund, er hat zu schändlich an mir gehandelt. Mir ist dann Alles egal."

„Nun, da hört Ihr's," sprach Feurich zu Sonnenschmidten, „dann ist ihm Alles egal, Ihr habt's gehört. Er will Euch sogar als Sclavenhändler angeben, und Sclavenhandel ist meines Wissens eines der größten Verbrechen unter der Sonne und wird mit beispielloser Härte bestraft, weit schlimmer als simpler Wilddiebstahl. Also bringt Langschädeln nicht

zur Verzweiflung, ich rathe es Euch zu Eurem eigenen Wohle. Entschlagt Euch aller weitern Ausflüchte und zahlt die tausend Thaler Preußisch; eine nur mäßige Summe für Eure Vermögensumstände."

Als der Inspector von tausend Thalern hörte, ward es ihm Nacht vor den Augen und er gerieth, zu Feurich's Verdrusse ebenfalls in eine Art von resignirender Wuth.

„Meinetwegen sperrt mich in's Zuchthaus," rief er erbost, „aber tausend Thaler zahle ich nicht. Darauf verlaßt Euch. Ich war schon ein Esel, daß ich mich zu fünfhundert verstand."

Der Wildschütz sah jetzt ein, daß er bei Sonnenschmidt's Geize und Desperation nicht weiter gehen dürfe. Mit der Langschädel'schen Auslösung war es ihm auch gar nicht Ernst gewesen. Er wußte, daß der arme Teufel nichts besaß und wollte blos Sonnenschmidten für seine Hartherzigkeit bestrafen. Letzteres war ihm gelungen. Er lenkte daher ein und sprach:

„Wohlan, in Betracht der Zahlungsunfähigkeit des Lieutnants und damit nicht seine Desperation Sonnenschmidten noch zu Schaden gereicht, will ich ein Auge zudrücken und mit des Inspectors fünfhundert Thalern für Beide zufrieden sein. Demnach erkläre ich hiermit Beide für Märtyrer einer guten Sache und werde mit all' meinen Leuten die Sache vor Gericht beschwören, sobald, wie gesagt, die bewußte Summe binnen vierundzwanzig Stunden sich in den Händen meiner Frau befindet. Sonnenschmidt mag daher unverzüglich Sorge tragen, daß die Zahlung erfolgt, denn außerdem seid Ihr Beide meine Mitschuldigen und meine Gefährten im Zuchthaus. Darauf mein heiliger Schwur. Ich habe bei der Sache nichts zu wagen und zu verlieren, und kann nur gewinnen."

„So soll ich doch noch für diesen Menschen, der nur zu meinem Schaden in der Welt herumläuft, bezahlen," sprach Sonnenschmidt höchst mißverstimmt.

„Und ohne daß es ihm einen Pfennig kostet," fuhr er nach einer Pause ingrimmig fort, „kommt er durch mein gutes Geld aus aller Trübsal, die er selbst herbeigeführt hat, und zu hohen Ehren. Ist denn alle Gerechtigkeit von der Erde geschwunden? Es ist gräulich, ich will lieber gar nicht daran denken."

Obschon sich der Inspector alle Mühe gab, die fatale Geschichte aus seinem Gedächtnisse zu verdrängen, so concentrirten sich demungeachtet seine Gedanken fortwährend auf den Gegenstand seines Aergers.

„Fünfhundert Thaler," fuhr er mit sich sprechend fort, „es ist zum Rasendwerden. Diese Schatzgräberei ist ein Nagel zu meinem Sarge. Erst in's Wasser gefallen, dann die Madeiraflasche verloren, dann vergebens nach dem verfluchten Schatze geschaufelt, wer weiß, wo der liegt; dann ein Stich in die Wade, die Wunde thut mir noch weh, dann in Gefahr, lebendigen Leibes abgeschlachtet zu werden. Dann wieder in Gefahr, ein paar Jahre auf's Zuchthaus zu spazieren; endlich gar fünfhundert Thaler, um nur als ehrlicher Mann aus allen diesen beispiellosen Malheurs hervorzugehen. Und dieser Langschädel, dieser elende Mensch, der mir seit Jahren schuldet, der mich erst verlockt hat durch seinen scheußlichen, gotteslästerlichen Traum, der kommt davon, ohne Stich und ohne daß es ihm einen Heller kostet, und verdient sich auf meine Kosten, für mein schönes, gutes Geld noch Glorienschein als Wohlthäter des Vaterlandes. Es ist wirklich gotteserbärmlich. Wenn ich allein die Ehre davon trüge, wollt' ich noch nichts sagen, ich habe sie bezahlt mit fünfhundert Thalern, aber daß ich sie mit

diesem Schlingel, mit diesem erbärmlichen Kerl, dessen Renommée schon längst dahin ist, theilen soll, das bringt mich um."

Je länger Sonnenschmidt über sein Mißgeschick und über die zu leistenden fünfhundert Thaler nachdachte, desto ergrimmiger ward er. Nächst Langschädeln traf seine Wuth zunächst den Genius, der dem Lieutnant den ominösen Traum eingegeben hatte.

„Langschädel!" rief er nach einer Pause.

„Inspector?" scholl es zur Antwort aus des Lieutnants Munde.

„Ich erkläre," fuhr Sonnenschmidt fort, „Ihren Genius, oder wer es sonst gewesen ist, der Ihnen den Schatz vorgemalt hat, für einen Schuft."

„Wo denken Sie hin, Inspector," rügte der Lieutnant.

„Unbedingt für einen Schuft," platzte Sonnenschmidt leidenschaftlich heraus, „er kann es hören, der Urian, ich scher' mich den Teufel d'rum. Ein solcher Kerl kann mir gestohlen werden."

Sie freveln, Inspector;" strafte Langschädel.

„Was?" rief Sonnenschmidt erbost, „für meine fünfhundert Thaler Preußisch, um die mich Ihr nichtsnutziger Gnome, oder wie er sich sonst benamset, bringt, soll ich mich nicht einmal ereifern dürfen? Das fehlte. Kurz und gut, er ist ein Schuft, und wenn er Ihnen noch einmal erscheint, so sagen Sie ihm das; sagen Sie nur, ich hätt' es gesagt; es wäre meine unumstößliche Meinung. Uebrigens heiße ich Sonnenschmidt und wohne zu Neukirchen, im Friedbergischen Hause, eine Treppe hoch, vorn heraus."

„Ei, wo denken Sie hin," versetzte Langschädel, „ich glaube, wenn ich Ihre Lästerungen rapportirte, er drehte mir den Kopf um."

„Mag er drehen, mir gleich,“ versetzte der Inspector.

„Aber mir nicht,“ erwiederte Langschädel, „nein, da soll mich der Himmel bewahren, zu meinem Elend noch die Rache eines zürnenden Geistes auf mich zu laden.“

„Elend?“ frug Sonnenschmidt, „wenn Sie doch nicht von Elend reden wollten. Blicken Sie auf mich und schweigen Sie.“

Während der Inspector und der Lieutnant diesen erbaulichen Dialog mit einander führten, war der Spittelwirth Feurich aufgestanden und nahm mit seinen gefangenen Genossen Rücksprache. Er prägte jedem seine Aussage ein, die er in Betreff der beiden Schatzgräber vor Gericht vorzubringen habe, und versprach eine gute Belohnung.

Unterdeß war es immer lichter geworden. Sonnenschmidt stand und schaute durch eine kleine Maueröffnung nach dem grünen Kiefernwalde.

„Nun fehlt nur,“ sprach der Inspector, in welchem noch immer der innere Grimm tobte, „daß wir vom Amtsfrohne zum allgemeinen Scandal nach der Stadt transportirt werden.“

„Das wolle der Himmel nicht,“ seufzte Langschädel, der sich gleichfalls erhoben hatte, „ich ertrüg' es nicht.“

„Mein Gott!“ fuhr er gleich darauf klagend fort, „da fällt mir ein, daß heute Markttag ist, da sollt' ich längst an meinem Brückenfenster sitzen.“

„Ich weiß gar nicht,“ fuhr Sonnenschmidt den klagenden Gefährten an, „was Sie fortwährend lamentiren. Sie sind doch ein wahres altes Weib. Wie müßte ich thun? Fünfhundert Thaler! Gerechter Himmel! Ihre lumpigen Brückendreier, lassen Sie sich doch nicht auslachen!“

„Sie wissen nicht,“ versetzte der Lieutnant, „was es mit einem wohlbestallten Geldereinnehmer auf sich hat. Die geringste Pflichtverletzung — Sie haben gut reden, sind ein freier Mann.“

„Nun, das haben Sie Alles Ihrem liebenswürdigen Traumapostel zu danken,“ sprach Sonnenschmidt, „o dieser Belial!“

Der Spittelwirth trat jetzt wieder zum Inspector.

„Unsere Sache,“ sprach er, „ist in Ordnung; ich habe meine Leute für alle Fälle instruirt. Jetzt haltet Wort und sorgt für das bewußte Geld, sonst dreh' ich den Spieß um, und Ihr möchtet Eure Knickerei zu spät bereuen.“

„Knickerei!“ rügte Sonnenschmidt, „was das für Redensarten sind, fünfhundert Thaler, da hat sich etwas zu knickern.“

„Der Herr Amtmann kommt,“ rief eine Stimme von Außen. Ein Wagen fuhr vor. Gewehre klirrten; das Thor ward hastig geöffnet und der Herr Amtmann Löffler von Neukirchen trat in Begleitung seines ersten Actuars und des Amtsfrohns unter die Gefangenen.

Neuntes Kapitel.

Kappler's Heimkehr und was sich sonst noch Wunderbares ereignet.

Der Sportelschreiber Kappler war von seiner großen Weltfahrt mit dem Hofcommissair glücklich und wohl-

behalten in Neukirchen wieder eingetroffen. Er hatte wie der edle Odysseus, viele Städte gesehen und vieler Menschen Sitte erkundet, und that sich als gereister Mann nicht wenig zu Gute, wenn er von allen den außerordentlichen Dingen, so er gehört und gesehen, und von den vielen Abenteuern, so er bestanden, seiner Haushälterin, der alten Christine, in traulicher Abendstunde erzählte.

„Glaube Sie mir, gute Christine," pflegte er zu sagen, „hinter unsern Bergen ist die Welt lange nicht alle; im Gegentheil, da geht sie erst recht an, wie ich aus eigner Anschauung in Erfahrung gebracht habe."

Den meisten Genuß auf dieser Reise hatte aber unstreitig der Hofcommissair gehabt, dem fortwährend Gelegenheit ward, den schüchternen, noch nicht aus dem Weichbilde seines Geburtsstädtchens herausgekommenen Sportelschreiber in der fremden Welt zu beobachten. Keine Stunde verging, wo nicht komische Auftritte mit Kapplern vorfielen; wo nicht Eccarius Etwas zu lachen bekam. Dies war auch wohl allein der Grund, warum der Hofcommissair sich den Sportelschreiber zum Begleiter auserwählt hatte.

Um Kapplern Urlaub auszuwirken, mußte sich der General Kirchner in's Mittel schlagen, welchen der Hofcommissair deshalb angegangen war. Ein leiser Wunsch Seiner Excellenz galt aber dem Stadtrichter, welcher demselben ebenfalls verpflichtet war, indem ihm Kirchner die erforderliche Caution zur Stadtrichterei gegen äußerst billige Zinsen vorgestreckt hatte, für Befehl. Hieraus erklärt sich denn die schnelle Willensveränderung Kleinsimon's in Betreff des Kappler'schen Urlaubsgesuchs.

Es würde hier zu weit führen, die mancherlei Fata und Abenteuer mitzutheilen, welche der weltun=

kundige Sportelschreiber während seiner zwölftägigen Abwesenheit von Neukirchen zu bestehen hatte. Der Hofcommissair gestand nach seiner Rückkehr dem General offenherzig, daß er in dem ganzen Jahre nicht so viel gelacht habe, als in den zwölf Tagen über seinen Reisegefährten, und er sei überzeugt, daß ihm dieser kurze Zeitraum für seine Gesundheit zuträglicher gewesen, als der längste Aufenthalt in irgend einem Bade.

Nur eins der Kappler'schen Reiseabenteuer möge seiner Originalität halber hier einen Platz finden.

Der Sportelschreiber und der Hofcommissair waren glücklich in der berühmten Handelsstadt Leipzig angekommen, und auf der Petersstraße im Hotel de Baviere abgestiegen. Sie bewohnten zusammen das Zimmer Nummer einunddreißig. Kappler, von der Reise und den mannigfachen Abenteuern des vorigen Tages ganz abgemattet und zum Tode ermüdet, schlief den folgenden Morgen so zu sagen in den Tag hinein. Der Hofcommissair war längst aufgestanden, und hatte sich angekleidet, als der Sportelschreiber noch immer nicht aufwachte. Der am vorigen Abende genossene Wein, welchen Kappler nicht gewohnt war, mochte auch das Seine zu dieser Schlafsucht beigetragen haben. Es that dem Hofcommissair leid, den so sanft Schlummernden aufzuwecken. Er dachte bei sich, die gute Haut, sie hat sich diese Tage her genug abgeäschert, mag sie ausschlafen, so lange es ihr gefällt. Ich will sie nicht stören, und gehen, und ein paar Besuche abstatten. Wenn ich zurückkomme, wird er wohl aufgewacht sein. Eccarius entfernte sich daher so leise wie möglich.

Ein höchst origineller Zufall wollte es aber, daß in dem Zimmer Nummer neunundbreißig ebenfalls ein

Fremder einlogirt war, welcher bettlägrig war., Derselbe litt an Obstructionen, und sein Arzt hatte ihm ein kräftiges Lavement verordnet. Der Famulus des Arztes, welcher die heilbringende Operation zu verrichten hatte, erschien und erkundigte sich bei einem der Kellner nach dem Zimmer des hülfsbedürftigen Fremden. Der Gefragte nennt Nummer neununddreißig, der Aesculap aber versteht unglücklicher Weise Nummer einunddreißig. Er steigt daher die Stiegen aufwärts und klopft leise an Kappler's Zimmer, über dessen Thüre die Nummer einunddreißig in unverkennbarer Deutlichkeit prangt. Da auf sein Klopfen kein Herein erfolgt, denn der Sportelschreiber lag fortwährend im Todtenschlafe, öffnet endlich der Aesculap leise die Thür und schaut in's Gemach.

„Du kannst nicht irren," denkt er, nachdem er sich ein wenig orientirt hat, „ein gesunder Mensch legt sich nicht Vormittags neun Uhr an einem so schönen Tage in's Bette."

Er tritt also vollends in's Zimmer, und bemerkt, daß sein Patient zwar schläft, aber zufällig eine Position eingenommen hat, die seiner vorzunehmenden Operation durchaus kein Hinderniß in den Weg legt. Der Schläfer nämlich, den der ungewohnte Château la rose sehr warm gemacht, hat das Deckbett hinweggestrampelt, und bietet mit demjenigen Theile seines Körpers, der für ein Lavement von unerläßlicher Wichtigkeit ist, allem bevorstehenden Ungemach kühn die Stirn.

Der Famulus spricht für sich: „was sollst du ihn erst wecken, er kann wachend nicht bequemer liegen; es ist ein alt Sprüchwort, wem der Himmel wohl will, dem giebt er's im Schlafe."

Nach dieser menschenfreundlichen Bemerkung, bringt

er seine Präparate in Ordnung, und langt die verhängnißvolle Spritze hervor. Er läßt sie von dem wohlthätigen Fluidum sich vollsaugen, und also bewaffnet nähert er sich mit möglichster Vorsicht, um den Schläfer nicht aufzuwecken, dem Lager des Sportelschreibers. Dieser träumt so eben unfehlbar einen höchst' beglückenden Traum, er lächelt süß. Wahrscheinlich schwebt Langschädel's Nichte in verklärter Lichtgestalt dem entzückten Geiste vorüber. Der unglückliche Kappler ahnt nicht, wie nahe ihm bereits die gefährliche Schlange, die seinem rosenfarbenen Traume einen so niederträchtigen Untergang bereiten soll.

Der Famulus, ganz erfüllt von dem Bewußtsein seines segensreichen Berufs, ist endlich an dem Orte angelangt, wo er sein wohlthätiges Instrument in Wirksamkeit setzen kann, nur das Gewand hat er ein wenig zu lüften; nichts steht seinem Unternehmen mehr im Wege. Er avancirt mit Kennerblick, setzt ganz leise an und drückt los. Das Instrument entladet sich vollkräftig, und der Sportelschreiber fährt mit einem Zetermordio aus seinem Traume empor.

So etwas ist ihm im Leben noch nicht widerfahren. Solch ein wundersames Gefühl hat er noch nie empfunden. Die Operation ist ihm durch und durch gegangen. Sein ganzer Magen ist davon in Alarm gesetzt. Kappler hält im ersten Schrecken den Famulus für einen Mörder, und fleht in herzzerreißenden Tönen um sein Leben.

„Verhalten Sie sich nur ganz ruhig," tröstete der Aesculap, „Sie werden alsbald Linderung verspüren. Oder soll ich noch-einmal ansetzen?"

„Um Gottes Willen," schreit der entsetzte Sportelschreiber mit emporgesträubtem Haar, und ist vor allen Dingen bemüht, das bedrohte Glied vor der ver-

zweifelten Spritze in Sicherheit zu bringen, indem er es gegen die Wand kehrt. Vergebens suchen seine Blicke nach dem Hofcommissair. Er sieht sich mutterseelenallein in die Gewalt des unheimlichen Menschen gegeben.

Der Famulus, der die außerordentliche Aversion Kappler's vor seiner Spritze sich gar nicht zu enträthseln vermag, erwiedert nun im ernsten Tone, daß ein Lavement für den gnädigen Herren und auf Verordnung des Arztes, er nennt hiermit den Namen eines in Leipzig bekannten Doctors, erfolgt sei.

Diese Worte bringen den noch am ganzen Leibe zitternden Kappler vollends in Verwirrung. Er erklärt, daß er der Sportelschreiber aus Neukirchen sei, wobei er sich auf das Zeugniß des Herrn Hofcommissairs Eccarius beruft.

„Sie litten an Obstructionen?“ versetzt der Famulus.

Nicht ohne Schamgefühl bekämpft der Sportelschreiber diese eben so unästhetische wie irrige Ansicht.

Gleichwohl bleibt der Aesculap bei seiner Behauptung, daß er von seinem Doctor expreß hierher geschickt worden, um eine Handlung zu verrichten, wovon Kappler bereits eine leise Wirkung verspürt.

Während die Beiden über anberegten Gegenstand noch mit vieler Höflichkeit und Humanität ihre entgegengesetzten Ansichten zu behaupten bemüht sind, tritt der Hofcommissair, von seinen Besuchen zurückkehrend, in's Zimmer. Er glaubt nicht seinen Augen zu trauen, als er den Famulus mit der Klystierspritze in der Gegend des Kappler'schen Bettes erblickt, und wie der Sportelschreiber, noch immer mit dem Rücken gegen die Wand gekehrt, zwischen den Bettlacken hervorprotestirt.

Anfänglich befürchtet er wirklich, Kappler sei unwohl geworden, als er aber bald den wahren Grund und Hergang der Sache erfährt, und ihm der Arzt die nähern Details über die vorgenommene Operation mittheilt, vermag er nicht länger stehen zu bleiben; er muß sich auf's Sopha legen, denn der Lachkrampf, den er zu bestehen hat, ist furchtbar. —

Wir kehren nach Mittheilung dieses Kappler'schen Reiseabenteuers wieder zu den Neukirchner Zuständen zurück.

Mutter Christine, wie sehr sie Anfangs gegen des Sportelschreibers Reisesucht geeifert, und während Kappler's Abwesenheit, die ihr eine Ewigkeit dünkte, viel geseufzt und mit schweren Sorgen zu Bette gegangen in der beständigen Furcht, ihrem Pfleglinge könne irgend ein Uebel zustoßen, oder er in Satans Stricke, wie sie sich ausdrückte, fallen, war über alle Maaßen erfreut, als sie ihn ganzbeinig wiedererblickte, und söhnte sich mit seiner Weltfahrt vollkommen aus, da er mit wichtiger Miene sein Ränzlein auspackte, und zu Christinens freudigem Schreck nicht nur zwei Paar wollene Strümpfe mit rothen Kanten und Zwickeln, sondern auch eine großblumige Schürze hervorzog; welche Herrlichkeiten er seiner Wirthin als Präsent überreichte. Anfangs wollte er ihr einen Gürtel mit einer bronzirten Schnalle kaufen, und er stand deshalb mit einem marktschreierischen Tabuletkrämer bereits in Unterhandlung, welcher ihm den Gürtel als ein äußerst zartes und empfehlungswerthes Frauengeschenk anpries; als der Hofcommissair ihm bedeutete, daß ein Gürtel nur eine Gabe für Mädchen sei und nicht für alte Frauen, wie seine Wirthin. So verblieb es bei den Strümpfen und der Schürze.

Bei diesen Einkäufen für Christinen war ein großer Gedanke in Kapplern aufgedämmert.

„Wie wär's," dachte er, „wenn du auch für Demoiselle Agnes Etwas einkauftest; aber das müßte was ganz Zartes und Feines sein." Er sann hin und wieder. Den Hofcommissair wagte er natürlich nicht in dieser Angelegenheit zu Rathe zu ziehen.

Die Auswahl unter den vielen kleinen Luxusartikeln ward ihm ausnehmend schwer; von den meisten sah er nicht einmal den Zweck und Nutzen ein, und er war viel zu schüchtern und zu bescheiden, als daß er es gewagt hätte, um nähere Auskunft zu bitten. Sein Auge war geblendet von den reichen Bazars. Auch erschienen ihm diese eleganten Sächelchen alle so glänzend, daß er sie gar nicht bezahlen zu können glaubte, obschon er wegen Agnes ein großes Opfer nicht gescheut haben würde.

„Es soll nicht sein," sprach er für sich, als seine zweifelvollen Blicke rathlos in den Sellier'schen Reichthümern am Leipziger Markte verstohlen hin und wieder irrten. „Auch ist es, bei Lichte besehen, doch zu vermessen, vielleicht selbst unsittlich, wenn ein Junggeselle einer Jungfrau Geschenke von der Reise mitbringt; die Welt denkt gleich Arges; zudem, wie wollte ich ihr die Gabe zustellen?"

Alle diese Bedenklichkeiten erhielten aber einen harten Stoß, als Eccarius auf der Heimreise zufällig Kapplern fragte: „Nun, Registrator, was haben Sie denn Ihrer Herzallerliebsten, Demoiselle Langschädel, zum Andenken mitgebracht?"

Der Hofcommissair nahm diesen Einkauf als eine so ausgemachte Sache an, daß der Sportelschreiber ordentlich in Verlegenheit gerieth. Er glaubte sich entschuldigen zu müssen und führte eine große Anzahl von Bedenklichkeiten auf, die ihm von dem Einkaufe abgehalten hätten.

Eccarius gab jedoch auf alle die angeführten Entschuldigungsgründe Nichts. „Sie sind ein Geizhammel," sprach er, „Sie werden auf solche Weise es in Ihrer Liebe nicht weit bringen. Wissen Sie nicht, daß man ohne Geschenke so leicht kein Mädchenherz erobert?"

Das war wieder etwas ganz Neues für Kapplern und schlug ihn sehr darnieder, obschon er an die Eroberung des Herzens von Agnes im Entferntesten nicht gedacht hatte. Außerdem war es ihm auch höchst schmerzlich, daß ihn Eccarius einen Geizhammel genannt hatte, wiewohl es mit dieser Benennung dem Hofcommissair keineswegs Ernst war. Kappler hatte also nichts Angelegentlicheres zu thun, als seinem hochgestellten Gönner und Freunde in aller Ehrfurcht den Beweis so einleuchtend wie möglich auseinander zu setzen, daß er von dem Laster, so man Geiz nenne, frei zu sprechen sein dürfe.

Dergleichen seltsame Insinuationen des Hofcommissairs hatte der Sportelschreiber während der Reise überhaupt sehr viele zu bekämpfen. Bald sollte er mit staatsgefährlichen Ideen schwanger gehen, bald wieder zog Eccarius sein Christenthum in Zweifel, bald sollte er zu verliebt in's schöne Geschlecht sein, und bald wieder die Heiligkeit des Ehestandes angetastet haben. Der Hofcommissair, ein geistreicher und gewandter Dialectiker, stellte in der Regel schlagende Beweise für seine Behauptungen auf, daß Kappler oft ordentlich über Verbrechen erschrak, die ihm wirklich vorkamen, als habe er sie begangen, und an welchen er so unschuldig war, wie ein neugeborenes Kind. Der Hofcommissair liebte es, seinen Schützling durch verfängliche Fragen in die Enge zu treiben, und erst wenn der gequälte Kappler weder aus noch ein wußte

und stille Verzweiflung über ihn kam, reichte Eccarius lächelnd die Hand und brachte Geist und Gemüth wieder zur Ruhe, indem er selbst die gefährlichen Sophismen vernunftgemäß aus einander legte und ihre Richtigkeit darthat.

Nach allen diesen überstandenen Leiden, Abenteuern und Aengsten saß Kappler wieder wohlgemuth an seinem Pulte und war im Begriffe, einige Reste aufzuarbeiten, die sich während seiner Abwesenheit angehäuft hatten, als ganz unvermuthet ein neues Ereigniß hereinbrach, das den friedlichen Mann mehr als alle andere zeitherigen Mißgeschicke erschütterte und ihn aus aller Fassung brachte.

Das Stadtgericht erhielt den Auftrag, eine bei dem Brückenzollgeldereinnehmer Langschädel ausgeklagte Schuld executorisch beizutreiben. Die Summe belief sich netto auf siebenundfunfzig Thaler achtzehn Groschen. Die Gestundungstermine waren erfolglos verstrichen und der Gläubiger drang auf sofortige Auspfändung.

Die pecuniären Beängstigungen des Lieutnants hatten sich von Woche zu Woche verschlimmert; seine Mittel und sein Credit waren erschöpft und darum vermochte er auch nicht, den drohenden Sturm, der selbst seine amtliche Stellung nicht wenig in Gefahr zu bringen drohte, zu beschwören. Obschon Langschädel durch seinen tapfern Widerstand gegen die Wildschützen (letztere hatten nämlich, von den fünfhundert Thalern Sonnenschmidt's bestochen, wirklich vor Gericht die Befehle Feurich's befolgt, so daß Sonnenschmidt wie auch Langschädel als Märtyrer aus dem Schatzgräberabenteuer hervorgegangen waren) manches Lob eingeerntet, so kehrten sich doch seine unerbittlichen Gläubiger darum wenig und bedrängten ihn

von Tage zu Tage hartnäckiger. Mit Sonnenschmidten war er in Folge des unglücklichen Schatzgrabens total zerfallen; er durfte diesem nicht mehr unter die Augen kommen. Der Inspector, der die fünfhundert Thaler durchaus nicht verschmerzen konnte, hatte Stein und Bein geschworen, dem Langschädel alle Knochen zu zertrümmern, so er sich's wieder gelüsten lasse, über seine Schwelle zu kommen. Demnach war auch diese Geldquelle, wie äußerst spärlich sie geflossen, versiegt. Mit dem Hofcommissair war dasselbe der Fall. Nachdem Eccarius erkannt hatte, daß der Lieutnant trotz aller Warnungen von seiner leichtsinnigen Lebensweise nicht ablasse, und daß ihm bei dem besten Willen nicht zu helfen und das Geld nur weggeworfen sei, eröffnete er ihm bei dem letzten Darlehn seine Meinung auf eine Art, daß Langschädel wohl einsah, hier dürfe er nicht wieder anklopfen. Ueberdies hatte der Lieutnant den Hofcommissair wahrhaft gebrandschatzet, so daß die Summe, welche er ihm schuldete, eine sehr bedeutende Höhe erreicht hatte, deren Wiederbezahlung ganz außerhalb seiner Kräfte lag.

Daß bei diesen zerrütteten Vermögensumständen des Lieutnants seine Nichte den schwersten Stand hatte, bedarf kaum einer Erwähnung. Das kleine Kapitälchen, welches sie von ihren Eltern ererbt, hatte der gewissenlose Oheim längst herauszulocken gewußt und verthan. Auf gleiche Weise waren die paar Thaler, die sie sich durch mühsamen Fleiß erworben, aufgegangen. Um den kleinen Hausstand nur dürftig zu unterhalten, war das arme Mädchen gezwungen, vom frühesten Tageslichte bis in die späte Nacht für fremde Leute kunstreiche weibliche Arbeit zu fertigen, worin sie große Geschicklichkeit besaß. Von einem Wirthschaftsgelde, wie sie wohl ehedem erhalten, war schon lange keine Rede mehr.

Trotz all' diesem häuslichen Ungemach, denn sie war in der letzten Zeit der stets üblen Laune des Onkels mehr denn je ausgesetzt, hatte sie ihre heitere Laune immer zu bewahren gewußt. Nur die Nachricht von der bald bevorstehenden Auspfändung schlug ihren lang bewahrten Muth darnieder. Vergebens bot sie ihren ganzen Scharfsinn auf, um ein Mittel ausfindig zu machen, der drohenden Gefahr, welche sie als das schrecklichste Ereigniß ihres Lebens betrachtete, vorzubeugen; aber sie mochte sinnen, wie sie wollte, es bot sich keins dar. Es war ihr zwar wiederholt gelungen, wie schwer ihr ein solcher Schritt ankam, bei dem hartherzigen Gläubiger Gestundung auszuwirken; doch die Geduld des Letztern, da er kein Geld erhielt, war endlich erschöpft, und Agnes wagte nicht, den rauhen Mann nochmals um Nachsicht anzuflehen. Schon das letzte Mal, als sie die rührendsten Bitten an sein Herz legte, hatte sie eine Behandlung erdulden müssen, die ihr Zartgefühl blutend verletzte.

Langschädel selbst kümmerte sich wenig um die angesagte Execution; er war allmälig durch das ununterbrochene Mahnen und Drängen seiner Gläubiger so abgestumpft und indolent geworden, daß ihm die Zukunft und sein einstiges Schicksal ziemlich gleichgültig ließ. Tauchte ja von Zeit zu Zeit ein mahnender Gedanke auf, so suchte er ihn durch spirituöse Getränke zu verscheuchen.

Der verhängnißvolle Tag der Auspfändung rückte indeß immer näher. Täglich lag die angsterfüllte Agnes im heißen Gebete auf den Knieen und flehte zum Allerbarmer, daß er nur diesen Kelch von ihr nehmen möge; nichts war ihr entsetzlicher, als solch' öffentliches Einschreiten der Gerichte. Hier in ihrem kleinen stillen Heiligthume, in ihrem freundlichen, ob-

wohl dürftigen Stübchen nach den Werlabergen hinaus, sollten in wenig Tagen die rauhen Hände der Gerichtsdiener ihr unheiliges Wesen treiben. Hier dieses kleine Nußbaumtischchen am Fenster, das ihr so lieb geworden, und an welchem sie oft ihren stillen Träumen nachgehangen, sollte eine Beute der unerbittlichen Gläubiger werden.

Tiefe Schwermuth hatte das hübsche Gesicht des sonst so freundlichen Mädchen umzogen und angstvoll klopfte ihr Herz, wenn sie der verhängnißvollen Stunde gedachte, die in Kurzem bevorstand.

Ach, die Prüfung der Dulderin war hart; wie sehr sie auch zu Gott flehte, er half nicht, keine Rettung wollte erscheinen. Langschädel, dem es allmälig, je näher die Execution heranrückte, ebenfalls unheimlich zwischen seinen vier Wänden wurde, verließ häufig schon in den Vormittagsstunden das Haus, und trieb sich bis in die späte Nacht in den Schänken und Wirthshäusern umher, während die unaufschieblichsten Geschäfte seinem Schreiber oblagen.

So war der Vorabend des Executionstages herbeigekommen und noch immer keine Hülfe erschienen. Die morgende Auspfändung stand unwiderruflich bevor. Langschädel war wie gewöhnlich schon am Vormittage davon gerannt. Ein wunderschöner Sommerabend lag duftend über Berg und Thal; die letzten Strahlen der Sonne schienen mit besonderer Liebe die reizende Landschaft zu vergolden. Kein Lüftchen regte sich, und weit hinaus über Stadt und Land erklangen die frommen Töne des Chorals von den Zinnen der alten Klosterkirche, welche einem alten schönen Gebrauch nach in den Frühlings- und Sommermonaten die scheidende Sonne zur Ruhe brachten.

Aber die Stille und der Frieden, welcher über

der ganzen Natur ausgebreitet war, wohnte nicht in der Brust der unglücklichen Agnes. Vergebens klang ihr Lieblingschoral: „Wer nur den lieben Gott läßt walten!“ vom Thurme; die schöne Abendlandschaft, von der sie ehedem so erfreut wurde, lächelte vergebens. Angst und Unruhe zitterten in ihrem Herzen, und als die Schatten des Abends tiefer herabgesunken, setzte sie sich in einem dunkeln Winkel der Stube, welche nach der Straße hinaus ging und weinte bitterlich. Unter Thränen hatte sie schon ihre Balsaminen und Levkoien und Reseda begossen, die freundlich vor ihrem offenen Fenster blühten, an welchem sie zu sitzen pflegte, und die dankbar mit ihren Düften die weinende Pflegerin zu trösten suchten.

Es ward immer dunkler. Noch immer saß die Verlassene in ihrer Ecke, die Hände krampfhaft zum Gebet gefaltet.

„Gott!“ weinte sie leise, „wie wird es Morgen um diese Zeit hier aussehen und was soll aus uns werden?“

Sie weinte heftiger; Verzweiflung nagte in ihrem Innern. Dann rief sie im tiefsten Schmerze: „Mein Gott, warum hast du mich verlassen!“

Kaum waren diese Worte ihren Lippen entbebt, als durch das offene Fenster über die Levkoien und Balsaminen ein dunkler Gegenstand geflogen kam und mit einigem Geräusch in die Stube fiel.

Agnes erschrak und sprang auf. Sie wußte sich die seltsame Erscheinung nicht zu erklären; es ward ihr unheimlich in dem immer dunkler werdenden Zimmer. Sie eilte in die Kammer, um Licht anzuzünden. Nicht ohne Bangen kehrte sie mit dem Lichte zurück. Sie besorgte, es sei eine Fledermaus

gewesen, die sich in das Zimmer verirrt habe. Vorsichtig leuchtete sie umher; da lag zu ihrer nicht geringen Verwunderung ein großes Papierpacket in der Stube. Mit einer verzeihlichen Neugier beleuchtete Agnes das Packet von allen Seiten; aber es währte eine Zeit lang, ehe sie es anzurühren wagte. Endlich siegte dennoch die weibliche Neugier; aber wer beschreibt ihre Verwunderung, als sie auf der Adresse die Worte las:

Ihro Hochedelgeboren,
der wohlehrbaren Demoiselle Agnes Langschädel.

Das erstaunte Mädchen blieb lange unentschlossen, ob sie das Packet, welches von einiger Schwere war, erbrechen sollte oder nicht. Sie studirte unzählige Male die Adresse. Diese war allerdings an Niemand anders als an sie gerichtet, gleichwohl kam der Empfang dem Mädchen so sonderbar und unheimlich vor, daß sie wiederholt die Hand vom Erbrechen der Oblate zurückzog. Sie legte die geheimnißvolle Depesche auf den Tisch und wollte erwarten, bis der Onkel nach Hause käme. Sie schaute verstohlen durch's Fenster, durch welches der Brief gekommen war; aber auf der Straße war Alles still und Niemand zu erblicken.

Agnes wartete eine geraume Zeit, immer von Neuem betrachtete sie das Packet von allen Seiten, bemühte sich die Oblate zu studiren, ob darauf nicht ein Schriftzeichen zu entdecken sei; vergebens, sie schien blos mit der Hand aufgedrückt.

Wieder verging eine Zeit; der Onkel wollte noch immer nicht kommen, da faßte sich das Mädchen ein Herz und machte sich an das Oeffnen des Briefes.

„Es ist kein Verbrechen," meinte sie sich, selbst Muth einsprechend, „wenn ich einen an mich adressirten Brief erbreche, obschon derselbe nicht auf die übliche Art und Weise mir übergeben worden ist. Wahrscheinlich enthält er ein Muster und einen Auftrag von einem meiner Kunden, und der Ueberbringer hat sich einen Scherz gemacht und mich erschrecken wollen. Die bestellte Arbeit ist vielleicht dringend und darum wäre es Unrecht, wenn ich zögern wollte, das Schreiben zu eröffnen und zu lesen."

Nach solchen und ähnlichen Reflexionen war es dem Mädchen gelungen, das Siegel zu lösen; aber — neues Erstaunen, das in Entzücken und Himmelsfreude überging, bemächtigte sich ihrer, als sie freudezitternd die Worte las, welche auf einem Papier standen, das oben auf lag:

„Die beiliegenden sieben und funfzig Thaler achtzehn Groschen Convention überschickt Ihnen, hochachtbare Demoiselle, ein reicher Mann und ein Freund der Tugend, damit Sie die ausgeklagte Schuld tilgen. Wenn der Gläubiger diese Summe morgen in der Frühe erhält und ein wohllöbliches Stadtgericht von der Tilgung der Schuld in Kenntniß gesetzt wird, so ist ein executorisches Einschreiten nicht denkbar. Möge dieser Brief glücklich in Ihre Hände gelangen, hochachtbare Demoiselle. Dies bittet zu Gott der sich mit größter Hochachtung unterzeichnende

reiche Mann und Freund der Tugend."

Dieses Schreiben war begleitet von einem funfzigthälerigen, dreiprocentigen sächsischen Kammer-Creditkassenscheine, von drei vergilbten sächsischen einthälerigen Kassenanweisungen, ferner einem alten

Kronthaler mit der Jahreszahl 1643, einem dito ganz alten Species, mehren alterthümlichen Guldenstücken, und der Rest bestand aus Conventionszweigroschenstücken, worunter sich zwei gehenkelte befanden.

Sämmtliche Geldstücke, obschon von sehr altem Gepräge, waren gleichwohl äußerst reinlich gehalten, und es schien fast, als wenn sie vorher eigends mit Putzpulver abgerieben worden seien.

Wer vermochte den Zustand des glücklichen Mädchens zu beschreiben! Sie fiel auf die Knie und betete lang unter heißen Dankeszähren. Dann aber zerarbeitete sie vergeblich ihr Denkvermögen nach Erforschung des segenvollen Gebers. Ihr frommer Glaube ließ sie fast vermuthen, daß ein Engel dieses Geschenk ihr übermacht habe; wenigstens war der Empfang wunderbar genug.

„Ach!“ sprach sie wonnetrunken, „wenn es auch kein Engel vom Himmel war, so muß es ein Engel von hienieden gewesen sein.“

„So gäbe es doch menschliche Engel,“ fuhr sie nach einer Pause im Nachsinnen versunken und stiller Erhebung fort; „o wie gut, daß ich mich in diesem schönen Glauben nie irre machen ließ. Ja, es giebt noch Engel hienieden und ein solcher lebt ganz in meiner Nähe. O du mein guter Vater im Himmel, hilf mir, daß ich ihn kennen lerne, daß ich ihm den Dank meines Herzens bringen kann.“

„Und dieser Engel ist zugleich ein reicher Mann?“ frug sie, „und ein Freund der Tugend; wie seltsam, findet man doch Reichthum und Tugend nicht immer beisammen.“

Es war ihr indeß lieb, daß ihr Retter reich war, wie er selbst bekannte, sie konnte da ja die Gabe mit leichterm Herzen in Empfang nehmen; hätte er von

seinem Reichthume in dem Briefe nichts verlauten lassen, so blieb sie immer in Ungewißheit, ob die Liebesgabe nicht zugleich ein schweres Opfer von der andern Seite sei, und dies würde sie außerordentlich geschmerzt und beunruhigt haben.

Ihre Gedanken fielen nur auf eine Person der Neukirchener Bewohner, nämlich auf den reichen General Kirchner. Das war allerdings der Mann, der eine so bedeutende Summe, wie sie eben erhalten, eher als jeder andere verschmerzen konnte, und zugleich war er ein edler Mann, dem die Leute nur Gutes nachsagten. Aber wie kam dieser hochgestellte Herr zu so genauer Kenntniß ihrer häuslichen Verhältnisse?

Was sie in ihrem Glauben, Seine Excellenz könne der segensreiche Geber nicht sein, noch mehr bestärkte, war der Gedanke, daß ihr Onkel nie sehr freundlich auf den General zu sprechen war, und also zu ihm in keinem guten Verhältnisse stand.

Wer war also dieser reiche und edle Mann von Neukirchen, der zu ihrer und ihres Onkels Rettung die so bedeutende Summe von fast achtundfunfzig Thalern opferte?

Wenn sie nicht Alles trog, so waren die Schriftzüge in dem Brief mit verstellter Hand geschrieben; ein Beweis, daß der Geber auf jede Weise unerkannt bleiben wollte. Für letzteres sprach überhaupt auch die sonderbare Art, wie sie den Brief erhalten hatte. War er nicht gleichsam vom Himmel über die Blumen, im Dunkel und in der Stille des Abends in das Zimmer geflogen?

Die Worte in dem Briefe: „Wenn der Gläubiger diese Summe morgen in der Frühe erhält, so ist ein executorisches Einschreiten nicht denkbar,“ lie=

ßen Agnes aber auch keine Ruhe mehr. Sie fürchtete schon, morgen früh könne es zu spät sein, und sie beschloß, noch heute den Gläubiger zu befriedigen, damit ihre Wohnung um so gewisser von der Execution verschont bleibe.

„Gott vergelte Dir's, Du Edelster" sprach sie wie im Gebet, indem sie die Summe zu sich steckte, „ja, Du mußt ein Engel sein, o daß ich Dich belohnen könnte, wie es mein Herz verlangt!"

Mit diesen Worten setzte sie eilfertig ihren Hut auf, warf ein Tuch um, und war bald in der Dunkelheit verschwunden.

Während wir aber dem kleinen Himmelsfeste im Innern der Brückenzollgeldereinnahme beiwohnten, trug sich außerhalb eine andere Scene vor, die wir gleichfalls der Kenntniß unserer Leser nicht vorenthalten dürfen.

Zu derselben Zeit nämlich, als Agnes noch in tiefster Betrübniß in ihrer Ecke saß, und sich von Gott verlassen glaubte, ging der Hofcommissair Eccarius, welcher von den Waldbergen heimkehrte, über die Brücke. Er bemerkte in der Dunkelheit, wie eine kleine Gestalt auf etwas verdächtige Weise um das Brückenhaus schlich. Dies fiel ihm auf, und um besser beobachten zu können, drückte er sich in eine Vertiefung der Brückenmauer. Da gewahrte er, wie die Gestalt sich den Fenstern des Zollhauses behutsam näherte, plötzlich etwas über die Blumenstöcke in die Stube warf, und eiligst davon lief.

„Hier hat sich unbestritten ein Muthwilliger einen Schabernak erlaubt," sprach Eccarius für sich, „der ihm nicht ungestraft hingehen soll."

Er eilte also in schnellen Schritten der Gestalt nach, die er auch bald eingeholt hatte, denn so wie

sie die Promenade erreicht, verlangsamte sie die Schritte.

Eccarius erkannte jetzt, daß es ein Knabe sei.

„Guten Abend, mein Söhnchen," redete der Hofcommissair den Kleinen an, „wie heißt Du denn?"

Der Knabe, etwas stutzig gemacht ob der unerwarteten Frage, die überdies von einem Herrn kam, in welchem er den allgefürchteten Hofcommissair entdeckte, erwiederte schüchtern:

„Ich heiße Beier."

„Wer ist denn Dein Vater?" frug Eccarius theilnehmend weiter.

„Ein Schuhmacher."

„Wo wohnt Ihr denn?"

„Auf der Hintergasse bei Siebdrath's."

„So," fuhr der Hofcommissair fort, „was hattest Du denn bei dem Brückeneinnehmer zu schaffen, Du warfst ja etwas durch das Fenster in die Stube."

„Ich?!" frug erschrocken, sich verrathen zu sehen, der Knabe, „ich bin's nicht gewesen."

„Du mußt nicht lügen, mein Sohn," rügte Eccarius, „ich hab' es gesehen; was hast Du denn bei Langschädel's in die Stube geworfen?"

„Ich habe nicht geworfen," tönte es immer ängstlicher.

„Wenn Du es nicht gestehst," meinte der Hofcommissair ruhig, „so muß ich Dich einstecken lassen. Also verschlimmere Deine Sache nicht, und erzähle die Wahrheit. Gewiß hast Du wollen dem Herrn Lieutnant einen Possen spielen."

„O nein, nein!" stammelte der Knabe, welchen große Angst befiel, als er von Einstecken hörte.

„Also was hast Du in das Zimmer geworfen?" frug Eccarius in strengem Tone.

„Einen Brief."

„Einen Brief? Wer hat Dir denn den Brief gegeben?"

Hier stockte der Kleine, unfehlbar war ihm vom Briefschreiber unverbrüchliches Schweigen auferlegt.

„Fürchte Dich nicht," munterte der Hofcommissair auf, „von wem war der Brief?"

„Vom Herrn —"

„Nun, immer heraus, ich werde nichts verrathen."

Durch diese Verheißung ermuthigt, erwiederte der kleine Briefträger: „Aber nicht wahr, Sie verrathen den guten Herrn nicht?"

„Ich habe Dir schon gesagt, mein Sohn, daß ich das nicht thun werde. Wer ist aber dieser gute Herr?"

„Der Herr — Sportelschreiber."

Eccarius stutzte. „Ist's möglich," sprach er für sich, „mein Kappler, die Unschuld, schreibt heimlich Briefe, und läßt sie in abendlichem Dunkel durch's Fenster in die Stube der Brückeneinnahme werfen? Das ist ja etwas ganz Neues."

Ohne sich sein Erstaunen im Geringsten merken zu lassen, fuhr er fragend fort: „Kennst Du denn den Herrn Sportelschreiber?"

„Ob ich ihn kenne?" erwiederte eifrig der Knabe, „ei, den guten Herrn Sportelschreiber kenne ich gar wohl, er giebt mir ja wöchentlich dreimal Schreibstunde."

„Bezahlt ihn denn Dein Vater für seine Mühe?"

„Nein, der gute Herr Sportelschreiber nimmt nichts, weil wir so arm sind. Mein Vater hatte ihm ein paar Schuhe schenken wollen, aber die hat er gleich bezahlt."

„Sieh 'mal an!"

„O Sie glauben gar nicht, wie gut der Herr Sportelschreiber ist," fuhr der Kleine vertrauender

fort, „wenn ich recht gut geschrieben habe, schenkt er mir manchmal einen Pfennig, oder auch Kirschen; und für meine kranke Schwester hat er im vergangenen Frühjahr sogar die Apothekerrechnung bezahlt, ohne daß wir etwas darum wußten."

„Gute Seele," dachte der Hofcommissair, „hat selber kaum das liebe Leben, und theilt das Wenige im Stillen gern mit Andern. O wie beschämt dieser Arme so manchen, der als großer Tugendheld glänzt."

Laut fuhr Eccarius fort:

„Das ist ja recht schön von dem guten Herrn Kappler, daß er so viel für Dich thut, sei Du aber auch recht dankbar dafür."

„O gewiß," betheuerte der Knabe, „wir laufen Alle durch's Feuer für ihn."

„Aber um wieder auf den Brief zu kommen, den Du durch's Fenster warfst," sprach der Hofcommissair weiter, „kannst Du mir wohl sagen, an wen er gerichtet war?"

„Ei ja wohl," antwortete der Schreibschüler Kappler's, der jetzt weniger zurückhaltend war, „an die Mamsell Langschädel."

„Also doch," sprach Eccarius für sich.

„Aber was in dem Briefe gestanden," fuhr er fort, „weißt Du gewiß nicht?"

„Warum denn nicht?" erwiederte der Knabe, „ich habe ja selbst zuweilen einige Worte mit hineinschreiben müssen, damit die Mamsell nicht errathen sollte, von wem das Geld komme."

Der Hofcommissair ward bei diesen letzten Worten immer verwunderter.

„War denn Geld in dem Briefe?"

„Ei freilich," erwiederte der Knabe mit Wichtigkeit, „und wie viel! Siebenundfunfzig Thaler achtzehn Groschen sächsisch."

Das Erstaunen des Hofcommissairs erreichte den höchsten Grad.

„Tausend, das ist ja eine recht große Summe," sprach er, „und das Alles bekam Demoiselle Langschädel?"

„Ja wohl," fuhr der Kleine fort, „damit der guten Mamsell morgen nicht die Hülfe angethan wird. Nun kann sie die böse Schuld bezahlen."

Die Sache kam Eccarius zu unwahrscheinlich vor. Er frug daher weiter: „Da muß aber Herr Kappler sich in sehr guten Umständen befinden, wenn er so viel Geld schicken kann?"

„Ach nein," versetzte wehmüthig der Knabe, „glauben Sie das nicht. Was der Herr Sportelschreiber der Mamsell schickte, war sein ganzes Erspartes von vielen Jahren. Sie hätten nur sehen sollen, wie ihm die Thränen herabrollten, als er das Geld einpackte. „Nun geht mit einem Male Alles fort, Karl," sagte er zu mir, „wer hätte das gedacht!" Ich mußte auch weinen, als ich den guten Herrn Sportelschreiber so traurig sah. Er tröstete mich aber und sprach: „Wozu hätte mir denn der liebe Gott den Segen gegeben, wenn ich ihn nicht anwenden wollte, um einen seiner Engel damit zu retten." Unter dem Engel verstand er wahrscheinlich die Demoiselle Langschädel."

„Gewiß," versetzte der Hofcommissair, dem jetzt gleichfalls unwillkürlich eine Thräne in die Augen trat. „Und dann schrieb er den Brief?" frug er weiter.

„Ja," erwiederte der Kleine, „und mit ganz verstellter Hand, damit es nicht an den Tag käme, als habe er ihn geschrieben."

„Da hat er also auch seinen Namen nicht darunter gesetzt?"

„Ei bewahre," meinte der kleine Briefträger, „sonst

würde ja die Mamsell gleich gewußt haben, von wem das Geld komme."

„Hat er denn gar keine Unterschrift beigefügt?"

„O ja, er hat sich unterschrieben: Der reiche Mann und Freund der Tugend."

„Der reiche Mann?"

„Ja, auch im Brief giebt er sich für einen reichen Mann aus, damit die Mamsell kein Bedenken trägt, das Geld anzunehmen. Denn wenn sie wüßte, daß es vom Sportelschreiber käme, und daß dieser selbst so arm wäre, würde sie es nicht annehmen, sagte mir Herr Kappler."

„Ja, Du Edler," sprach der Hofcommissair mit tiefer Rührung für sich, „Du sagst keine Lüge, wenn Du Dich einen Freund der Tugend nennst. Niemand hat gerechtern Anspruch auf diesen schönen Titel, als Du; doch es ist Zeit, daß Dir geholfen werde, und Deinem Lebenshorizonte ein freundlicherer Stern aufgehe."

Karl erzählte jetzt noch, wie ihn der Sportelschreiber instruirt, „den Geldbrief in die Langschädel'sche Wohnung zu bringen." Anfangs habe er selbst die Besorgung übernehmen wollen; aber bald seien Bedenklichkeiten in ihm aufgestiegen, wie leicht konnte er verrathen werden, so er in Person erschiene.

„Nach langem Hin= und Hersinnen," fuhr Karl fort, „hielt er für's Beste, wenn ich den Brief im Dunkeln so unbemerkt wie möglich durch das Fenster in das Wohnzimmer würfe. Auch mußte ich theuer geloben, gegen Jedermann von dem Briefe sowohl, wie von dem Gelde zu schweigen. Da Sie aber einmal mich entdeckten, und mir versprochen haben, den guten Herrn Sportelschreiber nicht zu verrathen, so glaubte ich, es wäre besser, wenn ich gleich die ganze Wahrheit sagte."

„Du hast Recht, mein Sohn, aber jetzt mußt Du auch mir versprechen, Niemandem von der ganzen Sache zu erzählen, selbst Herrn Kapplern nicht, daß Du mit mir gesprochen hast, hörst Du wohl, es könnte Euch sonst Beiden zu großem Nachtheile gereichen. Ich werde Dich genau beobachten lassen; wenn Du hingegen ganz kurze Zeit schweigen kannst, sollst Du und die Deinigen eine sehr schöne Belohnung erhalten. Also versprich mir ja, gegen Jedermann, er sei wer er wolle, und wenn es Deine Mutter oder Dein Vater wäre, reinen Mund zu halten."

Der Knabe gelobte das unverbrüchlichste Schweigen gegen Jedermann.

„Zugleich, mein Sohn," fuhr der Hofcommissair fort, „muß ich Dich auf eine unverzeihliche Unvorsichtigkeit aufmerksam machen. Du hast den werthvollen Brief in die Stube geworfen; wenn er nun, man weiß oft nicht, wie das Schicksal spielt, in unrechte Hände kommt? Dann wäre das ganze große Opfer, welches der Herr Sportelschreiber gebracht hat, umsonst."

Karl erschrak auf's Heftigste. An eine solche Möglichkeit hatte er gar nicht gedacht.

„Es ist daher höchst nothwendig, daß wir so schleunig wie möglich, ehe es vielleicht zu spät ist, nach dem Brückenhause zurückkehren. Ich werde dann selbst dafür sorgen, daß das Schreiben an Demoiselle Langschädel gelangt."

„O wie gut sind Sie!!" rief freudig der Knabe.

Die Beiden wanderten schnellen Schrittes nach Langschädel's Wohnung zurück. In der Stube, in welche Karl den Brief geworfen, brannte Licht. Eccarius schlich sich ganz dicht unter den Fenstern vorüber und konnte Alles genau wahrnehmen, was in

dem Zimmer vorging. Er hatte gerade den Augenblick getroffen, wo Agnes den Brief eröffnet und in freudiger Verwunderung die alten Münzen betrachtete.

Schnell kehrte der Hofcommissair von seiner Recognoscirung zurück. „Sie hat ihn gefunden," sprach er zu Karln, „jetzt komme und melde dies dem Herrn Sportelschreiber. Aber wie gesagt, daß Du ihm vor der Hand ja verschweigst, mit mir gesprochen zu haben; es würde ihm große Unruhe machen, wenn er erführe, daß außer Dir noch Jemand um sein Geheimniß wüßte."

„Ich werde mich wohl hüten," erwiederte der Knabe, „dem Herrn Sportelschreiber Etwas mitzutheilen, das ihm Unruhe machen könnte."

„Weißt Du denn, wer ich bin?" frug schließlich Eccarius.

„O ja, der Herr Hofcommissair," sprach Karl.

„Nun gut, da besuche mich Morgen Nachmittag," fuhr Eccarius fort, „mein Haus wird Dir bekannt sein."

Der Knabe versprach dies freudig, empfahl sich und eilte in die Stadt zurück, um Kapplern die frohe Kunde zu bringen, daß sich Brief und Geld glücklich in den Händen der Demoiselle Langschädel befänden, während der Hofcommissair noch ganz aufgeregt von dem seltenen Edelsinne des Sportelschreibers, seinen Spaziergang längs der Promenade fortsetzte.

Auf den schönen Sonnenuntergang folgte der prachtvollste Sternenhimmel. Kappler schaute zagenden Herzens aus dem Fenster und begriff gar nicht, wo sein getreuer Pamphylio, Karl Beier, bleibe, welchen er mit seinem ganzen Vermögen nach dem Brückenhause gesandt hatte.

Tausend unheilvolle Gedanken durchkreuzten des

Sportelschreibers Innere. „Gott weiß, in welches Fenster Beier den Schatz geschleudert hat," sprach er für sich, „es ist dunkel, jeder Mensch kann irren. Karl, nachdem er seinen Irrthum eingesehen, traut sich nun nicht wieder zurück; denn wo sollte er außerdem so lange bleiben? Wär' ich nur selbst gegangen! Wenn sie das Geld nicht erhält, dann bin ich der unglücklichste Mensch, der auf dieser Erde lebt. Wer weiß, in welchen unheiligen Händen sich bereits mein liebes Scheinchen, das ich immer wie meinen Augapfel gehütet habe, und die ehrwürdige Krone und der herrliche Species, die einzigen Andenken an meine guten seligen Eltern, befinden."

„Mein Gott! wär' ich nur selbst gegangen," fuhr er nach einer Pause, in dem Stübchen unruhig auf- und niederschreitend, fort; „selber ist der Mann, das ist ein altes Sprichwort; am Ende haben sie Beiern gefangen. Er wird examinirt; Alles kommt zu Protokoll. Es wär' mein Letztes."

Vergebens leuchteten die Sterne, die Kappler sonst mit so inniger Freude betrachtete, heute in ganz besonderem Scheine; der Sportelschreiber war in Gedanken viel zu sehr mit seinem kleinen Missionär beschäftigt, als daß er zur Astronomie aufgelegt gewesen wäre.

Er trat wieder an's Fenster.

„Eine herrliche Nacht," sprach er, „ich habe den Himmelswagen lange nicht so in reinem Glanze schimmern gesehen; aber kann man der himmlischen Herrlichkeiten froh werden, wenn Beier nicht kommt?"

Der Sportelschreiber lag noch geraume Zeit auf der Folter der ängstlichsten Erwartung. Endlich polterte es auf der Treppe.

„Das ist er," rief Kappler und eilte seinem kleinen Postboten entgegen.

„Nun?“ frug er mit ängstlicher Hast.

„Sie hat ihn!“ keuchte Beier noch ganz erschöpft vom schnellen Treppensteigen.

„Wirklich? Den Brief?“

„Mit sammt dem Gelde. Die machte einmal Augen, Herr Sportelschreiber, die hätten Sie sehen sollen.“

„Hast Du sie denn gesehen?“

„Freilich, die Mamsell zündete später Licht an; ich guckte durch's Fenster und konnte Alles sehen.“

Obschon Kappler solche Neugier nicht billigen konnte, mußte Karl gleichwohl Alles ausführlich erzählen, was er gesehen hatte.

Nachdem der Sportelschreiber die Gewißheit erhalten, daß sich sein Brief in ihren Händen befinde, trat er in stiller Dankbarkeit zu Gott an's Fenster.

Ha! wie wundervoll leuchteten jetzt die Sterne.

„Wie dank' ich dir, o mein Vater!“ sprach er mit gefalteten Händen, zum Dome der Nacht emporschauend, „daß du mein Werk gelingen ließest. O, ich will dir auch stets recht dankbar dafür sein.“

Hierauf wandte er sich zu seinem Chargé d'Affaires:

„Beier, willst Du einmal Braunbier trinken? Du wirst auch schachmatt sein; ich habe mir in der Angst über Dein langes Ausbleiben ein Töpfchen voll vom Keller holen lassen; es ist delicat.“

Der durstige Knabe ließ sich das nicht zwei Mal sagen. Er trank und entschuldigte dann sein langes Außenbleiben damit, daß er doch hätte wissen müssen, ob der Brief auch in die Hände der Mamsell gekommen sei.

„Wenn ich nicht noch eine Zeit lang im Dunkeln gestanden und gewartet hätte, wüßten Sie ja

noch immer nicht, woran Sie wären." Von der Unterredung mit dem Hofcommissair schwieg er weislich.

„Du hast recht," erwiederte Kappler, „ich säße noch immer in der Ungewißheit, die mir große Unruhe bereiten würde. Aber jetzt, Beier, mach', daß Du fortkommst, sonst zankt Dein Vater, es wird spät; willst Du noch einmal trinken? Fall' mir auf der Stiege nicht, halte Dich fest an den Stricken zur Rechten; vor allen Dingen schweige gegen Jedermann von der Geldsendung. Ich war das Geld Langschädel's schon seit lange her schuldig und mag es nicht gerne Jemand wissen lassen, daß ich so drinnen stak; verstehst Du? Nun, grüß mir Deinen Vater und Deine Mutter und fall' mir ja nicht, Du bist etwas fahrig; und morgen stell' Dich hübsch pünktlich zur Schreibstunde ein. Wir kommen zur kleinen Fraktur, ich habe die Federn schon geschnitten."

Carl wünschte gute Nacht und polterte die Stiege hinab. Kappler hätte gern geleuchtet, aber er hatte weder Licht noch Oel zu Hause.

„So ein Junge," sprach er, als er wieder allein war, „ist doch etwas Schönes auf der Welt. Er läuft überall hin, wohin man es haben will, und ist mir sehr nützlich. Wenn ich ihn heut nicht gehabt hätte, stand es in der That schlimm."

Der Sportelschreiber legte sich noch ein Weilchen in's Fenster und erfreute sich des schönen Sternenhimmels. Dann betete er seinen Abendsegen, welchen er auswendig konnte, und suchte im Finstern sein dürftiges Lager.

Unter fortwährendem Dankgefühle zu Gott schlief er ein. Er war zwar nun wieder ganz arm; aber der Gedanke, Ihr eine frohe Stunde bereitet zu haben, machte ihn unaussprechlich glücklich.

Was vermag nicht die Liebe!

Unglücklicher Kappler, du schlummerst so sanft und ahnest nicht, welch' ein neues Ungewitter, schwerer als alle zeitherigen, über deinem Haupte sich zusammenzieht.

Elftes Kapitel.

Die Versuchung.

Der Sportelschreiber saß bei seinem frugalen Mittagsmahle, das aus einem Gerichte Linsen und einem mäßigen Stücklein Wurst bestand, als nach einem desperaten Gepolter auf der Treppe die Thüre aufsprang, und der Lieutnant mit ziemlich verstörtem Gesicht in's Zimmer trat.

Kappler staunte ob des unerwarteten Besuchs, und erschrak, als er die Physiognomie des Eingetretenen näher besichtigte.

„Sportelschreiber," begann Langschädel, indem er sich verzweifelt auf einen Stuhl warf, „wissen Sie es schon?"

„Kein Wort, mein verehrter Herr Lieutnant," gestand Kappler.

„Ich bin verloren!" tönte es dumpf.

„Heiliger Himmel," rief zitternd der Sportelschreiber, „warum denn verloren?"

„Verloren," fuhr der Brückenzollgeldereinnehmer fort, „wenn Sie mich nicht retten!"

„Ich?" frug Kappler zagend, und es ward ihm

ganz unheimlich, daß von ihm die Rettung Langschädel's abhängen sollte.

„Sie müssen mir heute noch achtzig Thaler schaffen," sprach der Lieutnant, „oder ich komme um Amt und Brod und springe in's Wasser."

„Allmächtiger Gott, achtzig Thaler!" jammerte der Sportelschreiber, „wo soll ich diese ungeheure Summe hernehmen?"

„Es ist eine bloße Gefälligkeit von Ihnen, die ich als Freund von Ihnen verlangen kann."

„Bloße Gefälligkeit —!" stammelte Kappler.

„Nichts weiter," fuhr Langschädel fort, „Sie brauchen das Geld nur aus Ihrer Sportelkasse zu nehmen. Bis morgen Mittag haben Sie es von Heller zu Pfennig wieder; der Kreisinspector ist angekommen und wird bei mir Kassenrevision halten. Es fehlen mir circa achtzig Thaler; wenn ich diese nicht auf ein paar Stunden auftreiben kann, werde ich abgesetzt und laufe in's Wasser. Sie sehen, wie die Sachen stehen, und daß hier nicht zu spaßen ist. Also werden Sie mir den kleinen Freundschaftsdienst nicht verweigern.

Für den gewissenhaften Kappler gab es in dieser Welt kein größeres Verbrechen, als sich an anvertrautem Gute zu vergreifen. Der Gedanke, daß dem Lieutnant in seiner Brückengeldkasse achtzig Thaler fehlten, erregte ihm ein wahrhaftes Grausen, und er begriff gar nicht, warum Langschädel unter solchen Umständen sich nicht bereits ersäuft habe. Jetzt nun muthete ihm dieser dasselbe Verbrechen zu, ihm, dem gewissenhaftesten und redlichsten Manne unter der Sonne.

„Wie gesagt, ein bloßer Freundschaftsdienst," sprach der Lieutnant leichtsinnig, „den jeder Kassenbeamte dem andern gern erweist; solche Fälle kommen täglich

vor. Ich helfe Ihnen auch wieder, wenn an Ihrer Sportelkasse einmal etwas fehlen sollte."

„Daß mich Gott, der Allerbarmer, vor solchem Unglück gnädiglichst bewahre," rief Kappler mit gefalteten Händen. „Es wäre mein gewisser Tod."

„Einfalt, man darf nicht gleich den Kopf verlieren," meinte der Brückenzollgeldereinnehmer, „so lange man noch auf gute Freunde rechnen kann, ist nichts verloren. Ich lege mein Geschick, mein Leben in Ihre Hände, achtzig Thaler nur auf vier und zwanzig, nur auf zwölf Stunden."

Der Sportelschreiber, in dessen Händen nach Langschädel's eigner Aussage dessen Geschick und Leben liegen sollte, gerieth darüber in eine unbeschreibliche Angst. Er bereuete jetzt, gestern sein ganzes Vermögen an des Lieutnants Nichte geschickt zu haben; vielleicht wäre Langschädel heute damit zu retten gewesen. Auspfändung war nach seiner Ansicht lange nicht so schlimm als schimpfliche Absetzung und Verzweiflungstod in den Wellen. Aber die ihm anvertraute Kasse anzugreifen, nimmermehr!

„Aber, verehrtester Herr Lieutnant," rief Kappler mit über dem Kopfe zusammengeschlagenen Händen, „was kann ich Unglückseliger für Sie thun, wenn die Sachen schon so böse stehen?"

„Nichts ist verloren, wenn Sie Ihre Hand nicht abziehen," sprach der Brückenzollgeldereinnehmer.

„Aber ich kann Ihnen nicht helfen, und wenn ich mein Blut lassen wollte."

„Nach Ihrem Blute verlang' ich nicht," versetzte der Lieutnant, „Sie sollen mir nur auf wenige Stunden achtzig Thaler vorschießen."

„Aber wenn ich Ihnen nun hoch und theuer gelobe, hochgeehrter Herr Lieutnant, daß ich dermalen

nicht über zwei Thaler Preußisch zu gebieten habe; eine unvorhergesehene Ausgabe —"

„Von Ihrem Gelde will ich ja gar nichts; ich weiß, daß Sie in bedrängten Verhältnissen leben, es wäre dies ein Verlangen, das ich mir nie verzeihen könnte; nein, nur die Gefälligkeit sollen Sie mir erzeigen und die bewußte Summe aus Ihrer Sportelkasse vorstrecken."

„Aber anvertraute Gelder, hochgeehrter Herr Lieutnant, ich bitte Sie im Namen Himmels und der Erde!"

„Aber, Kappler, so begreifen Sie doch. Ist es denn ein so großes Verbrechen, ob die achtzig Thaler ein paar Stunden in Ihrer Sportelkasse oder in meinem Pulte liegen? He! zumal, wenn es sich um die Reputation und das Leben eines Mannes handelt, dessen Verdienste um das Vaterland während des Freiheitskriegs gar nicht in Abrede zu stellen sind?"

„Aber, geehrtester Herr Lieutnant, Sie könnten ja doch von einem Andern, der nicht so heilige Rücksichten zu nehmen —"

„Allerdings," versetzte Langschädel, „es bedürfte eines Wortes beim Hofcommissair oder bei Sonnenschmidten, eines Wortes, wie gesagt, und das Geld läg' aufgezählt da; aber die Sache ist zu delicat, ich kann mich nicht Jedem bloßstellen. Hier bedarf's eines discreten, eines höchst verschwiegenen Mannes, und Sie wissen selbst, weder Eccarius noch Sonnenschmidt haben das Schweigen gelernt. Zu Ihnen, lieber Kappler, hab' ich ein unbegrenztes Vertrauen; Gott straf' mich, Ihnen könnte ich die geheimste Falte meines Herzens öffnen."

„Mir höchst schätzbar," entgegnete der Sportel-

schreiber, indem er sich den Angstschweiß von der Stirn trocknete, „höchst schmeichelhaft, aber —"

„Oder," fuhr Langschädel, der selbst in der bedrängtesten Lage das Lügen und Aufschneiden nicht lassen konnte, fort, „denken Sie vielleicht, ich hätte nicht über andere bedeutende Gönner zu verfügen, die sich's zum höchsten Vergnügen machen würden, mir die lumpigen achtzig Thaler vorzustrecken?"

„Wer wollte dies bezweifeln," versetzte Kappler.

„Und Gönner, hochmögende Gönner," sprach der Aufschneider weiter, „die mich wie gute Genien fortwährend umschweben. Da kann ich gleich von gestern ein Beispiel erzählen, wobei Sie Mund und Nase aufsperren werden. Ihr hochlöbliches Stadtgerichte hatte mir gedroht, mich auspfänden zu lassen wegen einer Bagatellschuld, ich glaube, es waren an die neunzig Thaler; ich lachte und sah dem Tage der Execution ruhig entgegen, weil ich schon voraus wußte, daß mich ein unsichtbarer Gönner nicht würde sitzen lassen. Wie gedacht, so geschehen, kaum dunkelt der Abend, kommt eine Rolle mit hundert Louisd'oren in meine Stube geflogen; was sagen Sie?"

„Hundert Louisd'ore," dachte Kappler nicht ohne Wehmuth, „lieber Gott, da muß sich dein Kammerkreditkassenscheinchen und die Krone und der Species freilich verstecken. Der Herr Lieutnant haben doch außerordentliches Glück, bei ihm kommt Alles durch's Fenster geflogen. Freilich, wo solche unsichtbare Gönner wachen, hätte es meiner Hülfe nicht bedurft."

„Ein schönes Sümmchen," sprach er laut.

„Und wie delicat, wie fein, wie nobel," fuhr der Lieutnant fort, „das Geld durch's Fenster in's Zimmer zu werfen während meiner Abwesenheit. Allerdings, man kennt mein Zartgefühl und weiß, daß

man mich nur beleidigen würde, so man mir das Geld geradezu einhändigte."

Der Sportelschreiber erlaubte sich jetzt die schüchterne Bemerkung, ob der Herr Lieutnant nicht einen Theil der Louisd'ore dazu verwenden wollte, die bewußten achtzig Thaler zu decken?

„Wo denken Sie hin," stellte Langschädel vor, „die hundert Louisd'ore langten gerade, meine fälligen Einzahlungen bei der englischen Nordbahn zu bestreiten. Sie glauben nicht, was so vierzig Stück Actien für Geld fressen. Freilich, hätt' ich ahnen können, daß der Teufel den Kreisinspector so unverhofft nach Neukirchen führen würde, mochten meinetwegen ein halb Dutzend Actien zum Guckuck gehen."

„Es ist doch ein höchst sonderbarer Mann, dieser Herr Lieutnant," dachte Kappler, „speculirt enorm in Actien und läßt es wegen sieben und funfzig Thalern und achtzehn Groschen auf die Auspfändung ankommen."

„Sie sehen hieraus," fuhr der Lieutnant fort, „daß es mit meinen Finanzen keineswegs so übel steht, wie der hiesige Pöbel meint. Wenn ich die Schuld, wegen welcher ich exequirt werden sollte, nicht schon längst abtrug, so geschah dies aus keinem andern Grunde, als um meinen geldgierigen Gläubiger zu ärgern. Etwas Anders ist es mit dem Kassendeficit, dieses würde mich in der That compromittiren und den Leuten viel zu reden geben. Sie wissen, wie es in solchen Dingen in unserm guten Neukirchen hergeht. Darum, lieber Kappler, verschaffen Sie mir nur bis heute Abend das Geld, welches morgen um diese Zeit wieder in Ihren Händen ist."

Kappler begann von Neuem zu schwitzen. Der Gedanke, an der ihm anvertrauten Kasse sich zu vergreifen, widerstrebte so seinem ganzen Wesen, daß er

als Antwort die Worte hervorpreßte: „Beim besten Willen, mein hochgeehrtester Herr Lieutnant, ist es mir unmöglich.“

„Wie?“ frug Langschädel mit ziemlich tragischer Bedeutung, „also Sie wollen meinen Untergang — Tod?“ —

Der Sportelschreiber schauderte.

„Ei mein hochverehrtester Herr Lieutnant, das sei fern von mir, daß ich Ihren Untergang oder gar Ihr werthes Ableben herbeiwünschen sollte. Ein solch' sündhafter Wunsch wird nie in meinem Innern aufkommen.“

„Aber wie soll ich mir Ihre Ungefälligkeit anders erklären?“

„Bedenken Sie, meine Pflicht.“

„Was da, Pflicht, so es das Wohl und das Leben eines Mitmenschen gilt, kann dieser engbegrenzte Begriff nicht ausreichen.“

„Ich bin auf Handgelöbniß verpflichtet.“

„Ganz recht, nichts zu veruntreuen. Aber, frag' ich Sie, veruntreuen Sie denn einen Pfennig, wenn das Geld binnen wenigen Stunden wieder an Ort und Stelle liegt?“

Der pflichtgetreue Kappler schüttelte noch immer unentschieden das Haupt. Langschädel war unermüdlich, ihn vom rechten Wege zu locken.

„Bedenken Sie denn nicht,“ sprach er, „welch' eine furchtbare Verantwortung Sie auf sich laden, wenn ich Ihretwegen untergehe. Durch eine kleine Gefälligkeit können Sie mich retten. Jeder Andere würde nicht den geringsten Anstand nehmen, sich keinen Augenblick bedenken und mir den kleinen Freundschaftsdienst erweisen.“

Bei dem Sportelschreiber geriethen durch diese

Rede Herz und Pflichtgefühl in Conflict. Gleichwohl siegte das letztere und er wiederholte mit gepreßter Stimme: „Gott ist mein Zeuge, es geht nicht.“

Der Lieutnant, welcher bemerkte, daß seine vorigen Worte ihren Eindruck auf den sanften Kappler nicht verfehlt hatten, glaubte stärkere Belagerungswerkzeuge hervorsuchen zu müssen.

„Und wenn mein entstellter Leichnam,“ sprach er, „nach drei Tagen von den Wellen an's Ufer geworfen wird, werden Sie nicht schaudern, Kappler?“

„Allerdings,“ gestand offenherzig der Sportelschreiber, „diese Nachricht würde mir durch und durch gehen.“

„Dann sagen Sie zu sich selbst,“ fuhr der Lieutnant im Grabestone fort: „Registrator, das ist dein Werk.“

Kappler, obschon mit höchster Anstrengung, widerstand auch diesem Sturme.

„Ja,“ seufzte er herzbrechend, „so werde ich sprechen müssen.“

„Und wenn mein Leichnam gerichtlich aufgehoben,“ sprach Langschädel weiter, „und nach der Stadt gebracht wird, und Sie sehen mich, der ich jetzt gesund und lebensfrisch vor Ihnen stehe, als leblose Masse vor sich.“

„Gott möge mich stärken, diesen scheußlichen Anblick zu ertragen,“ erwiederte der Sportelschreiber, „aber ich hoffe, man wird Sie an Ort und Stelle beerdigen.“

„Sehen Sie, Sie sind ein Unmensch, ein Barbar,“ rief der Lieutnant, erbost, daß der Sportelschreiber, trotz der tragischen Redensarten, seiner Pflicht nicht abwendig zu machen war, „in Ihrer Brust schlägt kein Herz, in Ihren Adern rollt kein Blut.“

Kappler ließ die harten Beschuldigungen schweigend über sich ergehen. Er litt unaussprechlich.

Der Brückenzollgeldereinnehmer feuerte jetzt sein letztes Belagerungsgeschütz auf den Sportelschreiber ab.

„Wohlan,“ sprach er, „wenn auch meine Ehre, mein Leben Ihnen nichts gilt, so bedenken Sie wenigstens meine Nichte. Dieses eben so unschuldige wie unglückliche Mädchen verliert in mir ihren einzigen Schutz und Schirm, ihren Ernährer. Mein Unglück reißt auch sie in den Abgrund. Sie wird meine Schande und meinen Tod nicht überleben und mir in die Wellen folgen. Das bejammernswerthe Kind, das immer so liebevoll von Ihnen sprach und stets so große Stücke auf Ihnen hielt. Durch eine unbedeutende Gefälligkeit konnten Sie uns retten. Sie haben es nicht gewollt. Wohlan, unser Blut komme über Sie, Herzloser!“

Das war zu viel. Der Sportelschreiber sank vernichtet auf einen Stuhl und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen.

Zwölftes Kapitel.

Der verhängnißvollste Tag im Leben des Sportelschreibers Kappler.

Der Sportelschreiber war endlich der Versuchung unterlegen und hatte, wie sehr sich auch sein Gewissen dagegen sträubte, die achtzig Thaler aus der ihm anvertrauten Kasse entnommen und sie Langschädeln

überantwortet. Doch kaum war das Geld aus seinen Händen, als ihn eine Angst ergriff, wie er solche noch nie in seinem Leben empfunden hatte. Ruhlos und in halber Verzweiflung rannte er noch in später Abendstunde in's Freie, um den bösen Gedanken, die ihn unabläßig verfolgten, zu entfliehen. Wiederholt stand er im Begriff, zu Langschädeln zu eilen und denselben bei der Barmherzigkeit des Himmels zu beschwören, die Geldsumme wieder herauszugeben, weil sein Gewissen ihm keine Ruhe lasse. Einmal war er wirklich nach dem Brückenhause unterwegs und schon in die Nähe desselben gekommen, als der Zufall wollte, daß ihm Langschädel, welcher unterdeß die achtzig Thaler nach Hause getragen und nur einen Theil der Summe zu sich gesteckt hatte, um gewissenlos genug mit dem fremden Gelde sein Glück auf der Spielbank von Neuem zu versuchen, entgegen kam. Die Zwei rannten, da es bereits dunkel war, an einander, denn Beide hatten den Kopf voll und große Eile. Kappler, um das Brückenhaus, und Langschädel, um die Spielbank so schnell wie möglich zu erreichen.

So wie der Sportelschreiber den Lieutnant erkannte, begann er sogleich mit Beschwörungen Himmels und der Erde, daß Langschädel ihm nur die einzige Gnade erzeige und das Geld wiedergebe.

„Es läßt mir nirgends Ruhe," betheuerte Kappler voller Angst, „es ist mir zu Muthe, als habe ich einen Todtschlag begangen."

„Einbildungen," erwiederte der Lieutnant, „Phantasieblasen; das kommt vom Magen, Sie sitzen zu viel, machen sich zu wenig Bewegung; trinken Sie ein Glas Wasser, da wird Ihnen besser werden."

„Vier Meßkannen, geehrter Herr Lieutnant, hab' ich schon hinunter," versicherte der Sportelschreiber, „aber es hilft nichts."

„Sie müssen einmal zur Ader lassen," rieth Langschädel und wollte fort, Kappler aber faßte ihn krampfhaft am Arme.

„Das soll Alles geschehen," rief er, „später; aber geben Sie mir das Geld her."

„Seien Sie kein Thor, Kappler," erwiederte ungehalten der Lieutnant, „Sie haben es mir kaum vor einer Stunde geliehen. Morgen um diese Zeit soll die ganze Summe in Ihren Händen sein."

Den Sportelschreiber faßte Verzweiflung; er klammerte sich noch fester an den Lieutnant.

„Das Geld muß ich haben," wiederholte er in höchster Angst, „ich stehe sonst nicht dafür, daß ich mir ein Leids thue."

„Ach, lassen Sie mich, zum Satan," rief der Lieutnant wild, riß sich los und war in der Dunkelheit verschwunden. Der unglückliche Kappler ward von dem energischen Rucke Langschädel's einige Schritte in die Straße geschleudert. Als er wieder zum Stehen kam, war keine Spur von dem Lieutnant zu entdecken.

Der Sportelschreiber schwankte, Verzweiflung im Herzen, durch einige Gassen, dann trat er den Heimweg an.

Die Nacht, welche diesem Abende folgte, war die schrecklichste im Leben unsers Kappler. Kein Schlaf kam in seine Augen; von den heftigsten Gewissensbissen gebeinigt, wälzte er sich ruhelos auf dem Lager. Ein solches Verbrechen hatte sich der gewissenhafte Mann im Leben nicht zu Schulden kommen lassen. Er begriff gar nicht, wie er sich durch den Lieutnant, in dem er jetzt seinen wahren bösen Feind erkannte, zu der unerhörten That, die ihm anvertraute Kasse anzugreifen, habe können verleiten lassen. Sein gu-

ter Engel mußte ganz von ihm gewichen sein, als er die allerdings zitternde Hand nach den Geldrollen der Sportelkasse ausstreckte. Er begriff nicht, wie er den nächsten Morgen dem Herrn Stadtrichter unter die Augen treten wollte, ohne von dem bösen Gewissen sogleich verrathen zu werden. Ihm ahnete für den künftigen Tag das entsetzlichste Unglück, was nur einen Menschen treffen könne.

Nach endlos qualvollen Stunden brach der verhängnißvolle Tag an. Der Sportelschreiber war wie zerschlagen, als er sich von seinem schmerzvollen Lager erhob; sein Gesicht glich dem eines Todten. Er hatte die ganze Nacht kein Auge zugethan. Selten ward wohl ein Beamteter wegen übertretener Pflicht durch das eigene Bewußtsein in solchem Grade bestraft.

Als die Stunde erschien, wo er auf's Stadtgericht gehen sollte, getraute er sich kaum über die Straße. Sein böses Gewissen flüsterte ihm zu, daß um sein Verbrechen bereits die ganze Stadt wisse. Er wagte zu keinem der Begegnenden aufzublicken.

Unter der Rathhausthür stand Kellerröschen.

„Mein Gott, Herr Kappler," rief Röschen, als sie des Sportelschreibers ansichtig wurde, „wie sehen Sie denn aus, bleich wie der Tod; ist Ihnen nicht wohl?"

Wie Donnerschläge des ewigen Gerichts tönten diese Worte an Kappler's Ohr. Er raffte sich mit Gewalt zusammen, um so unbefangen wie möglich zu erscheinen.

„Mir ist ganz vortrefflich zu Muthe, mein liebes Röschen," stotterte er, „ein bischen Erkältung, leichtes Frösteln mit etwas Herzklopfen, sonst thut mir kein Finger weh."

„Nehmen Sie sich in Acht," ertheilte Röschen den

guten Rath, „es ist jetzt ungesund Wetter, es liegen viele Leute.“

„Will mich schon halten,“ tröstete der Sportelschreiber und stieg halbtodt die Rathhaustreppe empor, nach dem Stadtgericht.

Als er die Expedition betrat, war Kapplern, wie er später gestand, accurat zu Muthe, als solle er geköpft werden. Er nahm unter Fieberfrost seinen gewohnten Platz und wagte kaum einen Blick nach dem Actuarius zu werfen, welcher bereits schreibend am Pulte saß.

Endlich erschien der Stadtrichter; er ging gewohnter Weise mit einem kurzen Gruße beim Sportelschreiber vorüber. Kappler fuhr grüßend von seinem Stuhle empor. Kleinsimon fand in der desperaten Devotion des Sportelschreibers nichts Ungewöhnliches; er bemerkte daher auch dessen aufgeregten Zustand nicht.

Eine tödtliche Stunde verstrich. Obschon sonst der Actuar wie der Stadtrichter oft bei Kapplern bald nach diesem, bald nach jenem sich zu erkundigen pflegten, so fiel doch diesmal zufällig nichts vor, was einer Anfrage bedurft hätte. Der Sportelschreiber, welcher dies für ein höchst böses Zeichen hielt, glaubte sich schon verrathen. Zugleich pries er jedoch auch sein Glück, daß er mit Nachfragen verschont blieb; denn dem Frager mußte sein fieberhafter Zustand sogleich klar werden.

Es erschienen einige Parteien, welche bald die Thätigkeit Kleinsimon's, bald die des Actuars in Anspruch nahmen. Kappler wünschte, ganz Neukirchen läge heut mit einander im Prozeß und verhandle seine Sache auf dem Stadtgericht.

So war der verhängnißvolle Vormittag bis auf

anderthalb Stunden verstrichen. Sobald auch diese überstanden waren, hoffte der Sportelschreiber, daß er gerettet sei. Denn sogleich nach Tische brachte Langschädel die achtzig Thaler und Kappler konnte sie unbemerkt der Sportelkasse wieder einverleiben.

Schon athmete Kappler etwas leichter, da eine Viertelstunde nach der andern verstrich und ihn der Erlösung näher brachte. Auf dem Rathhausthurme schlug es bereits eilf Uhr; wenn die Verhandlungen mit den Parteien nur noch ein Stündchen währten, war er gerettet. Noch nie in seinem Leben hatte der Sportelschreiber so oft nach der Taschenuhr gesehen wie heute, und noch nie war ihm der Zeiger so langsam vorgerückt wie diesmal. Er stand wie angenagelt, so daß Kappler wiederholt die Uhr an's Ohr hielt, um sich zu überzeugen, ob sie noch gehe.

Er war eben im Begriff, seinen corpulenten Zeitmesser in das ihm bestimmte Futteral zu versenken, als der Stadtrichter erschien und aus seinem Munde folgende verhängnißvolle Worte vernehmbar wurden:

„Bald hätt' ich's vergessen, Kappler, der Steuereinnehmer hat mir geschrieben, er braucht diesen Vormittag noch zweihundertfünfzig Thaler; säumen Sie nicht, diese Summe sogleich zurecht zu machen."

Kleinsimon eilte nach dieser Rede zu den Parteien zurück. Kappler aber saß eine Zeit lang wie vom Schlage gerührt.

So war denn sein Glück für diese Welt entschieden. Trotz dem, daß er durch seine beängstigenden Ahnungen auf diesen Himmelseinsturz gefaßt gewesen, so war doch die Gewißheit, die nicht die geringste Hoffnung mehr zuließ, fürchterlicher denn Alles. Zweihundertfunfzig Thaler! Wie sollte er diese Summe bei den fehlenden achtzig Thalern, die er Langschädeln

überantwortet hatte, zusammenbringen? Die ganze Sportelkasse betrug keine dreihundert Thaler. Wenn doch nur der Steuereinnehmer wenigstens bis Nachmittags gewartet hätte. Da hatte Langschädel bezahlt, und Alles war in Ordnung. So mußte aber alles Unglück über dem Haupte des unglücklichen Sportelschreibers zusammenbrechen.

„Allgerechter," stammelte er, vernichtet auf seinen Sessel zurücksinkend, „du strafst den Missethäter gerecht, aber hart." Der Unglückliche war so ergriffen, daß er kaum ein Glied zu rühren vermochte. Kein Ausweg, kein Rettungsstrahl zeigte sich in dem unbeschreiblichen Unglück.

So saß der Sportelschreiber, einem Steinbilde nicht unähnlich, eine geraume Zeit starr und unbeweglich als, um das Maaß seiner Leiden voll zu machen, der Steuereinnehmer erschien, unfehlbar, um die zweihundertfunfzig Thaler in Empfang zu nehmen.

Doch, wenn die Noth am größten, ist Gottes Hülfe am nächsten, ein eben so altes als wahres Sprichwort. Der Steuereinnehmer erklärte, daß er die bewußte Summe erst heute Nachmittag durch seinen Expedienten werde abholen lassen. Zugleich bat er, wenn es möglich wäre, um gute Münzsorten. Kappler war gerettet. So nahe am Abgrunde hatte ihn eine gütige Vorsehung zurückgezogen. Als sich der Steuereinnehmer, nachdem er dem Sportelschreiber wegen dessen bleichen Aussehens noch einige diätetische Regeln ertheilt, wieder entfernt hatte, rollten ob der unverhofften Rettung stille Thränen über Kappler's Wangen. Er dankte Gott inbrünstiglich für die Prüfung, war sie auch noch so herbe gewesen. Er hielt sie für die gerechte Strafe seiner Pflichtverletzung. Sie sollte ihm zugleich eine Warnung sein,

daß er von Gottes Wegen künftig nicht einen Finger breit abweiche.

Der gute Sportelschreiber eilte, als die Rathhausuhr die Stunde der Befreiung geschlagen, wie ein junger Gott nach Hause, flehte zum Himmel, daß er ihn, wie alle Menschen, vor einer ähnlichen Prüfung bewahren möge, und verzehrte sein frugales Mittagsbrod unter dankenden Gebeten.

Indeß sollte trotzdem die Prüfung des guten Kappler noch nicht ihr Ende erreicht haben, er sollte wegen seiner Unvorsichtigkeit, dem Lieutnant eine bedeutende Summe geliehen zu haben, noch härter bestraft werden.

Der Sportelschreiber hatte abgetafelt und hoffte von Minute zu Minute, Langschädeln mit den achtzig Thalern in's Zimmer treten zu sehen. Wer aber nicht erschien, war der Herr Lieutnant. Kappler, nachdem fast eine halbe Stunde über den Termin der Rückzahlung verstrichen, ward unruhig; er wartete noch eine halbe Stunde, und als auch da der Brückenzollgeldereinnehmer nicht erschien, ward der Sportelschreiber sehr ärgerlich.

„Diese Nachlässigkeit des Herrn Lieutnants," sprach er, „grenzt fast an Gewissenlosigkeit. Punkt halb Eins sollte ich das Geld wieder haben, und jetzt hat es halb zwei geschlagen und ich warte noch immer. Das hat man davon, wenn man gefällig ist. Wenn das Geld mein wäre, wollte ich nichts sagen, so aber ist es anvertrautes Gut. Der Herr Lieutnant sollte doch wissen, was es damit auf sich hat."

Als der Herr Lieutnant trotz dieser sehr richtigen Bemerkungen nichts von sich hören ließ, gerieth der Sportelschreiber in immer größere Unruhe und Besorgniß.

„Es ist wahrhaftig nicht auszuhalten," sprach er, „wo steckt nur Langschädel? Binnen einer kleinen

Stunde muß ich auf's Stadtgericht und brauche das Geld."

Endlich schlug es drei Viertel auf zwei. Jetzt blieb dem geplagten Sportelschreiber nichts übrig, als selbst sich zu Langschädeln zu begeben und das Darlehn zu holen. Voller Angst machte er sich auf den Weg nach der Brückenzollgeldereinnahme. In einer weniger ängstlichen Angelegenheit würde ihm dieser Gang sehr süß vorgekommen sein, denn er führte ihn ja in die größte Nähe der angebeteten Nichte. Heute ward ihm aber dieser Rosenpfad verbittert.

Kappler war nicht allzuweit von dem Ziele seiner Wanderung, als ihm in großer Hast Langschädel in den Weg lief.

„Gott sei Dank," sprach Kappler, sich den Angstschweiß von der Stirn trocknend, „daß ich Sie endlich treffe; wie auf Kohlen habe ich gesessen. Sie wollen gewiß zu mir?"

„Mein charmanter Freund," erwiederte Langschädel mit unsicherer Stimme, „ich muß Ihnen ein offenherziges Geständniß thun —"

„Nun, nun," drängte der Sportelschreiber, „hat Ihre Kasse bei der Revision nicht vollkommen gestimmt? Ja, das ist eine böse Sache, die einem schwer im Kopfe herumgeht, oft wegen wenigen Groschen."

„Ach, mit meiner Kasse möchte es sein," erwiederte der Lieutnant, „die Untersuchungsbehörde ist bereits wieder abgereist, ohne nachgefragt zu haben, aber ich kann Ihnen Ihre achtzig Thaler für den Augenblick nicht wiedergeben."

Kappler glaubte nicht recht gehört zu haben und frug blos: „Wie meinen Sie?"

„Ich ließ mich vom Teufel blenden," fuhr der gewissenlose Langschädel fort, „und wollte mein Glück *im* Pharao versuchen, da ging das Geld bis auf we-

nige Thaler verloren, so daß ich für den Augenblick total außer Stande bin, es Ihnen zurückzuzahlen; indeß sollen Sie nicht zu lange zu warten brauchen; ich hoffe auf Summen aus dem Süden."

Der Sportelschreiber ward todtenbleich, seine Knie begannen zu wanken und er mußte sich an dem neben ihm befindlichen Zaune anhalten, um nicht umzusinken. Er war im ersten Augenblicke nicht vermögend, ein Wort hervorzubringen.

„Was sind achtzig Thaler in Ihrer Kasse," tröstete der Lieutnant, „die werden so bald nicht vermißt."

„Aber ich brauche sie heut' Nachmittag," stammelte der unglückselige Kassenverwalter.

„So müssen Sie sich auf irgend eine Ausflucht besinnen," erwiederte Langschädel, „ein kleines Deficit kommt oft vor, so etwas fällt nicht auf."

„Kleines Deficit —" sprach Kappler ersterbend.

„Noth macht erfinderisch," fuhr der Lieutnant fort, „Sie werden schon etwas aussinnen. Ich habe noch fünf Thaler von dem Gelde, damit will ich so eben noch einmal mein Glück versuchen; wenn mir letzteres wohl will, kann ich in Kurzem die achtzig Thaler wiedergewinnen und noch ein paar Mal achtzig dazu. Aber ich muß eilen, sonst finde ich keinen guten Platz am Pharaotische."

Mit diesen Worten eilte er so schnell, als ihn seine Füße tragen wollten, davon, und ließ den Sportelschreiber in einem Zustande zurück, der kaum zu beschreiben ist.

Daß die Schlechtigkeit und Gewissenlosigkeit bei den Menschen einen so hohen Grad erreichen könnten, wie er sie jetzt am Lieutnant kennen gelernt, davon hatte der unschuldige Kappler freilich nie eine Ahnung gehabt. Das größte Unglück, gepaart mit Verzweif-

lung an der Menschheit, brach dermaßen über den armen Mann herein, daß er am ganzen Körper wie gelähmt war und nur mit Mühe Schritt für Schritt sich langsam vorwärts zu bewegen vermochte. Er schlich den Tod im Herzen ein Stück die Promenade entlang, aber war so schwach, daß er sich endlich auf eine Bank setzen mußte. Er redete sich ein, geträumt zu haben, und daß die Erscheinung Langschädel's ein Trugbild der Hölle gewesen, aber dieser Selbstbetrug hielt nicht lange wieder. Der Gedanke, als Kassendefraudant in Untersuchung zu kommen und vor Gericht gestellt zu werden, seine Ehre, sein Amt, sein Brod mit einem Schlage zu verlieren, trat immer lebhafter vor sein erschüttertes, verzweifeltes Gemüth, und war mehr, als der ängstliche, gewissenhafte Mann zu ertragen vermochte. Obschon einige Gewissensscrupel in seinem frommen, christlichen Gemüthe aufstiegen, so war und blieb der Tod in den Wellen der Werla sein einziger Retter und Befreier von seinen namenlosen Leiden.

Ja, der unglückliche Kappler, wie sehr er früher gegen den Selbstmord mit unantastbaren Gründen und vieler Würde geeifert, fühlte in sich nicht die erforderliche moralische Kraft, so außerordentlichem Unglück kühn die Spitze zu bieten. Der Selbstmord blieb bei ihm fest beschlossen.

Auf den Thürmen der Stadt hatte es bereits die zweite Stunde des Nachmittags geschlagen, welche ihn auf die Expedition rief; aber an das Stadtgericht dachte er mit Entsetzen.

„Gott möge mir vergeben," sprach der Unglückliche, „wenn ich vielleicht ein paar Jahre früher komme, als mir beschieden; aber als ehrloser Mann kann ich nicht länger leben. Das wird mir auch keine christliche Seele verdenken. Es ist ein bitterer Kelch;

aber er kommt von Gott, auch mein Heiland hat ihn trinken müssen; er sei mein Trost, und der Name des Herrn sei gelobt."

Der Sportelschreiber fand sich durch diese religiösen Gedanken in so weit gestärkt, daß er wenigstens wieder auf seinen eigenen Füßen stehen konnte. Er stand wirklich im Begriff, seinen Weg nach den Ufern der Werla einzuschlagen, um seinem Leben, das jetzt keinen Werth mehr für ihn hatte, ein Ende zu machen, als der Hofcommissair unter den schattigen Linden die Promenade ziemlich eilfertig daher kam.

Kappler, mit Todesgedanken beschäftigt, hatte eine wahre Menschenscheu bekommen. Er sah den Hofcommissair zwar daher kommen, erkannte ihn jedoch nicht, und um der Menschengestalt nicht in den Weg zu gerathen, wollte er einen Fußpfad einschlagen, der von der Lindenallee abwärts nach dem Werlaufer führte, als er mit Entsetzen die Stimme des Hofcommissairs hörte, die ihm schon von ferne zurief, stehen zu bleiben.

„Das wird wohl deine letzte Prüfung hienieden sein, Kappler," sprach der Sportelschreiber seufzend zu sich selber, „wär'st du nur schon todt."

Er war stehen geblieben und harrte geduldig, was das Leben in der Person des Hofcommissairs noch von ihm wolle. Seine Stimmung, durch das allzugroße Unglück niedergebeugt, war schon resignirend geworden.

Eccarius kam schnellen Schrittes auf den Sportelschreiber zu, und nahm ihn, ohne daß er dessen verzweifelten Zustand bemerkt hatte, vertraulich unter'm Arm.

„Es ist gut, daß ich Sie treffe," sprach er angelegentlich, „ich würde Sie sonst in Ihrem Quartier aufgesucht haben; sagen Sie mir vor allen Dingen, Kappler, haben Sie nicht Lust zu heirathen?"

„Heirathen!“ seufzte der Sportelschreiber, und glaubte nicht recht gehört zu haben.

„Es ist mein voller Ernst,“ fuhr Eccarius, dem die Sache sehr am Herzen zu liegen schien, fort, „ich wüßte eine charmante Partie; was meinen Sie, Kappler?“

Der Sportelschreiber seufzte abermals. Wenn man im Begriffe steht, in's Wasser zu gehen, hat man gewiß nicht die entfernteste Neigung zu heirathen.

Der Hofcommissair war unermüdlich, Kapplern die Annehmlichkeiten des ehelichen Lebens, so wie die Vorzüge des Mädchens aus einander zu setzen, welche er ihm zur Lebensgefährtin bestimmt hatte.

Als der Sportelschreiber, welcher mit der Welt schon abgeschlossen hatte, und ganz in Todesgedanken vertieft war, auf des Hofcommissairs Heirathsinsinuationen nur mit dumpfen Seufzern antwortete, so fiel diese an Kapplern völlig ungewohnte Weise dem Eccarius endlich auf; er betrachtete sich den Sportelschreiber genauer und erschrak wahrhaft ob dessen bleichen Aussehen.

„Kappler, was ist Ihnen,“ frug er nicht ohne Besorgniß, „ist Ihnen nicht wohl?“

Der Sportelschreiber wandte sein Gesicht ab und stieß einen herzergreifenden Seufzer aus.

„Heraus mit der Sprache,“ drängte Eccarius, „Ihnen muß etwas Außergewöhnliches passirt sein.“

„Lassen Sie mich, hochgeehrter Herr Hofcommissair,“ erwiederte Kappler mit gepreßter Stimme, „ich habe auf dieser Welt nichts mehr zu suchen.“

„Hoh, hoh!“ meinte Eccarius, „ich habe für Sie das liebenswürdigste Mädchen zur Gattin ausgesucht, nun wollen Sie von der Welt nichts mehr wissen.“

Der Sportelschreiber verharrte in seiner grabesdüstern Stimmung.

Eccarius ward immer begieriger, welches wohl der

Grund zu Kappler's Todesgedanken sein möchte. Er ließ nicht nach; und wie schwer es auch dem Sportelschreiber ankam, so sah er sich endlich gezwungen, die ganze unselige Geschichte mit Langschädeln dem Hofcommissair mitzutheilen.

Als er zu Ende war, blieb letzterer stehen und nahm eine sehr ernste Haltung an.

„Wie?“ frug er in strengem, rügendem Tone, „ist das ein Benehmen eines religiösen Mannes, wie Sie sein wollen? Hat Ihnen Ihre Religion so wenig Vertrauen zu Gott und so wenig Kraft verliehen, daß Sie ob eines irdischen Mißgeschicks, einer irdischen Prüfung sogleich verzweifeln, und ein Vergehen durch ein Verbrechen sühnen wollen? Hatten Sie so wenig Vertrauen zu den Menschen und namentlich zu mir, daß Sie sich in Ihrer Noth nicht zu entdecken wagten? Ei ei, mein guter Kappler, auf welch' schlimmen Wegen wandeln Sie? Der wahre Christ, der treu am Glauben auf Gottes Liebe und Barmherzigkeit hält, wird nicht gleich in dem Grade verzweifeln, daß er den Kopf verliert. Da können Sie sehen, wie der beste Mensch in Gefahr läuft zu straucheln, sobald das Mißgeschick einigermaßen schwer über ihn hereinbricht. Kommen Sie mit zu mir; ich werde Ihnen die achtzig Thaler so lange vorschießen, bis Ihnen Langschädel diese Summe zurückzahlt. Sie verdienten, daß ich Ihnen noch tüchtig und derb den Text läse, weniger weil Sie so schwach waren, dem Lieutnant von anvertrauten Geldern zu leihen, sondern weil Sie so wenig Vertrauen zu mir hatten, gleich den Kopf verloren und gar im Begriff standen, ein Verbrechen zu begehen, das auf Erden nicht wieder gut zu machen ist. Zugleich ersehen Sie daraus, indem ich Ihnen gerade jetzt begegnete, wie nachsichtig die Vorsehung mit ihren Kindern umgeht,

und Alles gern zu unserer Rettung thut, wenn wir derselben einigermaßen werth sind."

Auf diese Weise hatte Kappler den Hofcommissair nie mit sich reden hören. Er war von dem überraschenden Schicksalswechsel so angegriffen, daß er sich wieder auf die Bank setzen mußte. Eccarius nahm neben ihm Platz und sprach, den Zustand Kappler's berücksichtigend, sanft und liebreich zu ihm. Der Sportelschreiber sah endlich sein Unrecht ein, und weinte wie ein Kind. Er gelobte heilig und theuer Besserung und umarmte in höchster Bewegung seinen Retter einmal über das andere.

Nachdem er sich in so weit erholt hatte, um wieder gehen zu können, folgte er dem Hofcommissair nach seiner Wohnung, wo er unter strömenden Thränen die achtzig Thaler in Empfang nahm.

„Ich erkläre nochmals," versetzte Eccarius, „daß ich das Geld nicht eher zurückverlange, bis Sie von Langschädeln die geliehene Summe zurückerstattet erhalten. Also machen Sie sich wegen der Rückzahlung nicht die geringste Sorge, und nach der Expeditionszeit besuchen Sie mich auf ein frugales Abendbrod, ich habe wichtige Dinge mit Ihnen zu sprechen."

Der glückselige Sportelschreiber eilte neugeboren nach dem Stadtgerichte.

Dreizehntes Kapitel.

Post nubila Phoebus.

Der Sportelschreiber fand sich nach abgelaufener Expeditionszeit pünktlich beim Hofcommissair, in dem er jetzt seinen guten Engel verehrte, ein.

Man nahm an dem sauber gedeckten Tischchen

Platz, Eccarius schenkte die Gläser voll und brachte das Gespräch wieder auf's Heirathen.

„Kappler," sprach er, „es ist nicht gut, wenn der Mensch allein ist, das müssen Sie als Bibelkenner wissen, warum thun Sie nicht dazu und heirathen nicht? Sie werden nicht jünger, kommen in die Jahre, wo weibliche Pflege Noth thut, bedenken Sie das."

„Ich habe über die vorzüglichen Eigenschaften des Heirathens," wagte der Sportelschreiber zu erwiedern, „reiflich nachgedacht, und die Wahrheit derselben in aller Hinsicht bestätigt gefunden."

„Also, was zaudern Sie?" frug der Hofcommissair, „Sie sehen die Vorzüge des ehelichen Lebens ein."

„Allerdings, mein hochverehrtester Herr Hofkammer-commissair, jedoch in Erwägung —"

„Was ist da zu erwägen, frisch geheirathet!"

„In Erwägung meiner nur für meine Person hinreichenden Einkünfte," gab Kappler zu bedenken.

„Da kommen wir auf mein früheres Kapitel," sprach der Hofcommissair, „warum halten Sie nicht um Gehaltzulage an?"

„Das möchte sich denn doch wohl nicht gut in Ausführung bringen lassen."

„Wohlan," fuhr Eccarius fort, „so legen Sie die Sportelei nieder, geben Sie Ihre Stelle beim Stadtgericht auf, ein Mann wie Sie kommt überall fort."

Kappler entsetzte sich ob dieser Zumuthung; außerhalb der Sportelschreiberei kam ihm Alles öde und grau vor.

„Getrauten Sie sich wohl," frug der Hofcommissair, „bei einer jährlichen fixen Einnahme von vierhundert Thalern mit einer höchst wirthschaftlichen Frau auszukommen?"

„Schätze sammeln, Schätze sammeln, geehrtester Herr Hofcommissair!" rief der Sportelschreiber.

„Wenn auch diese nicht," lächelte Eccarius, „aber ich glaube auch, daß Sie bei guter Wirthschaft und erwähnter Einnahme in Neukirchen nicht Noth zu leiden brauchen. Nun sehen Sie, ich wüßte eine solche Stelle für Sie; der zeitherige Rechnungsführer in meiner Fabrik tritt in Staatsdienst. Unter der Bedingung, daß Sie heirathen, sollen Sie diese Stelle haben."

Kappler glaubte vom Stuhle zu fallen; aber zugleich bedachte er auch, daß der Hofcommissair nur spaße.

„Es ist mein vollkommener Ernst," fuhr Eccarius ruhig fort, „aber, wie gesagt — heirathen, das ist die Hauptbedingung."

„Ja, wenn mich nun aber keine mag," stammelte endlich der Sportelschreiber kleinmüthig.

„Es wird Sie schon eine mögen," versetzte der Hofcommissair. „In der Hoffnung, daß Sie nichts dawider haben, bin ich so frei gewesen, in Ihrem Namen bei einem wahrhaft liebenswürdigen Mädchen um Dero Hand zu bitten und habe keine — abschlägliche Antwort erhalten."

Dem Sportelschreiber ward es jetzt außerm Spaße; er faltete die Hände und sprach Gott ergeben: „Mein Leben steht in Ihrer Hand, hochverehrtester Herr Hofkammercommissair."

„Wohlan," fuhr Eccarius ernst fort, „ich will Sie, lieber Kappler, nicht länger auf die Folter der Neugier spannen. Ziehen Sie morgen Ihr sonntäglich Kleid an und halten Sie in Person um die liebenswürdige Agnes Langschädel an. Ich gebe Ihnen mein Wort als Ehrenmann, Sie werden keinen Korb erhalten. Ich habe bereits Alles in Ordnung gebracht, das Mädchen war Ihnen von jeher nicht ungewogen, durch Ihre so wahrhaft edelherzige Handlung aber, indem Sie unbekannter Weise Ihre sämmtlichen sauer ersparten paar Thaler zum Opfer brachten, haben Sie

des Mädchens Herz gänzlich gewonnen. Sie haben hier, Kappler, ich sage es Ihnen ohne Schmeichelei, eine That vollbracht, um die Sie jeder Edelherzige nur beneiden, und die Ihnen nie ganz belohnt werden kann. Zuerst bedarf Agnes eines Versorgers, denn Freund Langschädel ist sicher am längsten Brückenzollgeldereinnehmer gewesen."

Wer vermöchte Kappler's Zustand nach diesen Worten des Hofcommissairs zu beschreiben. Er dachte im ersten Augenblicke, es sei entweder mit ihm oder mit dem Hofcommissair nicht richtig. Eccarius mußte erst ganz umständlich werden, seine Einmischung in die Heirathsangelegenheit mit der angebeteten Agnes ganz ausführlich auseinander setzen und motiviren, ehe der Sportelschreiber dahin gebracht werden konnte, diese unerhörte Himmelfahrt nur oberflächlich zu fassen.

Der Hofcommissair sprach noch ein Langes und Breites und so war's und blieb's nicht anders. Kappler war so gut wie Bräutigam der liebenswürdigen Agnes und Rechnungsführer mit vierhundert Thalern fixen Gehalt.

Wie der Sportelschreiber diese Nacht nach Hause gekommen, wußte er nicht; fortwährend aber klangen ihm die letzten Worte von Eccarius in den Ohren: „Die Hochzeit werde ich ausrichten!"

Der Hofcommissair hielt in Allem, was er versprochen, redlich Wort. Kappler mußte seinen Abschied als Stadtsportelschreiber einreichen und ward Rechnungsführer in der Fabrik von Eccarius. Desgleichen mußte er persönlich um die Hand von Langschädel's Nichte anhalten, ein Unternehmen, das für ihn mit den außerordentlichsten Schwierigkeiten verbunden war und wozu er sich nimmermehr verstanden haben würde, wenn ihm nicht der Hofcommissair thatkräftig zur Seite gestanden.

Agnes war durch das seltene Opfer, das Kappler, um die Auspfändung zu verbindern, ihr gebracht, dermaßen in des Sportelschreibers engelgutes Herz verliebt, daß sie seine übrigen kleinbürgerlichen Seltsamkeiten gern übersah. Sie war überzeugt, daß sie mit solch einer edlen Seele nicht unglücklich werden könne. Zudem erhielt sie ihr gutes Auskommen, und auf eine anderweite Partie konnte sie bei ihrer Mittellosigkeit nicht rechnen; auch stand sie bereits in den Jahren, wo die Mädchen weniger eigensinnig zu werden pflegen in der Wahl eines Lebensgefährten.

Der überselige Kappler ward also erhört. Was er sich nie hätte träumen lassen, war in Erfüllung gegangen. Vierhundert Thaler Gehalt und den Abgott seiner Seele zur Frau. So belohnt oft der Himmel gute Thaten schon hienieden.

Die Hochzeit, welche acht Wochen später der Hofcommissair ausrichtete, war äußerst splendid. Selbst Seine Excellenz der General Kirchner, der fortwährende Freund von Eccarius, beehrte sie mit seiner Gegenwart und hatte seine wahre Freude an dem ehrlichen Kappler, den glücklichsten Bräutigam, den es wohl je gegeben hat. Die Jungfer Braut machte sich ganz allerliebst und versprach, die liebenswürdigste Frau zu werden.

Auch für Langschädel war der Hochzeittag seiner Nichte ein Tag des Segens. Der General und Eccarius hatten zusammengelegt, seine Schulden bezahlt und ihn vom Untergange diesmal gerettet, jedoch unter der unwiderruflichen Bedingung, daß, sobald man wieder von einem Hazardspiele höre, dem er sich hingegeben, er sofort abgesetzt und in's Landarbeitshaus gebracht werden sollte. Sein Schicksal lag gänzlich in den Händen der beiden genannten Männer; denn sie allein hatten Kenntniß, daß der

gewissenlose Brückenzollgeldereinnehmer die eigne ihm anvertraute Kasse angegriffen hatte.

Obgleich der Inspector Sonnenschmidt die dem Wildschützen Feurich gezahlten fünfhundert Thaler noch lange nicht verschmerzt und wiederholt geschworen, mit Langschädeln nie wieder in Gesellschaft zu kommen, so hatte er doch die Einladung des gefürchteten Hofcommissairs nicht ausgeschlagen und war zu Kappler's Hochzeit erschienen. Der gute Wein übte bald seine wohlthätige Macht; der Inspector vergaß auf kurze Zeit den erlittenen Verlust und tanzte zu nicht geringer Ergötzlichkeit des Hochzeitausrichters nicht nur die Polonaise, sondern trotz seiner schwerfälligen Corpulenz sogar einige Walzer.

Den Hofcommissair selbst aber hat man lange nicht so vergnügt gesehen, als bei diesem Hochzeitfeste des ehrlichen Kappler.

Vierzehntes Kapitel.

Was aus den vier Pickwickiern endlich geworden.

Mehrere Jahre waren dahingegangen. Carl Willer war nach glänzend bestandenem Universitäts= und Staatsexamen als Advocat in's bürgerliche Leben getreten und hatte sich durch mehre glücklich geführte Prozesse, so wie durch einige sehr geistreich geschriebene Dissertationen über streitige Rechtsfälle bereits einen solchen Namen erworben, daß selbst das Justizministerium auf den jungen Mann aufmerksam geworden und ihm von mehren Seiten ehrenvolle Anträge geschahen, um den geistreichen Juristen für den Staatsdienst zu gewinnen. Willer liebte indeß, seinen alten Grundsätzen getreu, viel zu sehr die Unabhängigkeit, als daß er sich hätte entschließen können, von diesen Anträgen Gebrauch zu machen.

Der Hofcommissair Eccarius in Neukirchen, so wie der General Kirchner daselbst, freuten sich nicht wenig, daß ihr junger Freund in der Residenz seine Laufbahn so glänzend und vielversprechend begonnen. Ersterer kam daher auch von seiner frühern Lieblingsidee, daß sich Willer in Neukirchen niederlassen möchte, zurück, wie schmerzlich er dessen liebenswürdigen Umgang vermißte. Er erkannte wohl, daß das Städtchen Neukirchen für einen so ausgezeichneten Kopf, wie Willer, kein günstiges Terrain darbiete. Der Inspector Sonnenschmidt fühlte sich seinerseits hochgeehrt durch die beneidenswerthe Stellung seines Neffen in der Residenz; er vergab ihm sogar, daß er seinen Acceß beim Amtmanne Löffler zu machen versäumt hatte.

Trotz dem, daß mehrere Jahre vergangen und Willer diese Zeit, größtentheils von Geschäften überhäuft, in der geräuschvollen und Zerstreuung aller Art darbietenden Residenz verbracht hatte, war das Bild der holdseligen Clara von Löwenstern nicht in seinem Innern erloschen. Wie in den ersten Tagen der Bekanntschaft mit dem Fräulein, ruhte es wie eine heilige Fata morgana, wie ein stiller Segen in seiner Brust, so daß die Frauen und Mädchen der Residenz fast unbeachtet an seinen Blicken vorübergingen. Wiederholt hatte er während des mehrjährigen Zeitraums theils auf Neukirchner Harmoniebällen, theils in Soiréen beim General Kirchner Gelegenheit gehabt, Clara zu sehen und zu sprechen. Er war nach einem jedesmaligen Zusammentreffen mit dem Lieblinge seiner Seele stets für lange Zeit beseligt.

Bei Clara war dasselbe der Fall; sie liebte den jungen schönen Mann mit aller Macht ihres Herzens, verschloß jedoch diese Liebe mit solcher Sorgsamkeit *in tiefinnigster* Brust, daß außer Madame Chignon,

welche noch im Löwenstern'schen Hause lebte, Niemand eine Ahnung davon hatte. Dieser Liebe zu Gefallen hatte Clara bereits mehrere standesgemäße und nicht unvortheilhafte Heirathsanträge von der Hand gewiesen. Wie viele junge adelige Herren das Mädchen in den paar Jahren daher Gelegenheit gehabt kennen zu lernen, so war Keiner im Stande gewesen, das Bild des bürgerlichen Geliebten im Geringsten zu verdunkeln und ihr Herz abwendig zu machen. Obschon Willer in neuerer Zeit recht gut im Stande gewesen, einer Gattin ein höchst anständiges Auskommen zu bieten, so war der Abstand zwischen einem Fräulein von Löwenstern und einem bürgerlichen Advocaten, nach den Ansichten, wie sie auf Ehrenberg herrschten, zu abgrundtief, als daß Willer und Clara nicht hätten den entferntesten Gedanken an eine dereinstige Verbindung aufgeben sollen. Eine Schwermuth, deren Grund man sich vergebens zu enträthseln bemüht war, hielt daher bereits seit längerer Zeit die schöne Stirn des sonst so heitern Mädchens umzogen. Der Entschluß, keinem Manne ihre Hand zu bieten, da sie dieselbe demjenigen nicht reichen durfte, welchem ihr ganzes Herz gehörte, stand in ihr unwiderruflich fest; ja sie gefiel sich sogar zuweilen in dem schwärmerischen Gedanken, ihre künftige Lebenszeit in der Abgeschiedenheit eines Klosters zu verbringen.

So standen die Sachen, als der bereits oben erwähnte Prozeß, welchen die Familie von Löwenstern mit einem deutschen Fürstenhause führte, sich seinem Ende nahte; dessen Ausgang jedoch keineswegs zu Gunsten der genannten Familie auszufallen schien. Mit dem Verluste dieses eben so langwierigen als kostspieligen Rechtsstreits war aber der Concurs des Barons entschieden, denn alsdann vermochte selbst der

reiche General Kirchner diese traurige Katastrophe nicht mehr abwendig zu machen.

Bereits waren die Endurtheile zweier Instanzen zum entschiedenen Nachtheile der Löwenstern'schen Partei ausgefallen, und schon zweifelte man nicht mehr, daß auch das entscheidende letzte Urtheil gegen sie ausfallen werde, womit der Ruin Löwenstern's entschieden war.

Voller Verzweiflung theilte der Baron dem General Kirchner diese traurigen Aussichten mit. Dieser vermochte jetzt auch nicht mehr zu helfen.

„Der einzige Rath, den ich Ihnen noch zu ertheilen vermag," sprach Seine Excellenz zu Löwenstern, „besteht darin, daß Sie den jungen Willer zu Ihren Advocaten annehmen; ist ein Anwalt vermögend, Ihre Sache zu einem glücklichen Ende zu führen, so ist es dieser geniale Kopf."

Löwenstern schüttelte trüb' und zweifelsvoll den Kopf; sein Vertrauen zu den Advocaten überhaupt war in Folge seines langwierigen Prozesses sehr gesunken.

„Wohlan," erwiederte er endlich nach langem Schweigen, „greift ja der Ertrinkende nach einem Strohhalm; Ihr Rath soll befolgt werden."

Bereits nach wenigen Tagen saß Carl Willer im Archive des Schlosses zu Ehrenberg, ganz vergraben unter Acten des Jahre langen Rechtsstreites.

Noch keinen Prozeß hatte der junge Advocat mit solcher Liebe übernommen, mit solchem Eifer und solcher Energie angegriffen, als den der Löwenstern'schen Familie. Den Beweggrund hierzu wird sich der Leser erklären. Tag und Nacht arbeitete Willer mit wahrhaft riesenhafter Beharrlichkeit. Er bot die ganze Schärfe seines Geistes, den ganzen Schatz seiner juristischen Wissenschaft auf, um ein glückliches Resultat zu erzielen.

Nach Verlauf zweier Wochen war der Unermüdliche bereits so weit, dem Baron von Löwenstern er-

klären zu können, daß er sich getraue, binnen Jahresfrist den — Prozeß zu gewinnen.

Der Baron, welcher bereits alle Hoffnung aufgegeben hatte und in der letztern Zeit in einen wahrhaften Trübsinn verfallen war, wollte diesen Worten wenig Glauben beimessen.

Willer setzte sein begonnenes Werk mit eisernem Fleiße und bewundernswürdiger Geschicklichkeit fort. Die Führung des Prozesses brachte es mit sich, daß er oft längere Zeit in den Archiven von Ehrenberg zu arbeiten hatte. Bei seinem jedesmaligen Aufenthalte auf dem Schlosse ward er stets zur Mittags- und Abendtafel gezogen, und keine noch so kleine Familienfestlichkeit gab es, wo er nicht zugegen war. Seine Liebenswürdigkeit im geselligen Umgange fand man eben so interessant und angenehm, wie man seine Thätigkeit und Umsicht als Rechtsanwalt bewundern mußte.

Trotz der schwierigsten Arbeiten, die ihm im Archive oblagen und die Körper wie Geist in gleichem Grade abmatteten, so zählte er doch diese Tage auf Ehrenberg zu den seligsten seines Lebens. Täglich erquickte ihn das holdselige Antlitz und der himmelvolle Umgang der Geliebten. Er würde der außerordentlichen Anstrengung unterlegen haben, hätte ihm nicht der Gedanke, daß er zugleich für Clara arbeite, wunderbare Kraft gegeben.

Bereits nach zwei Monaten zeigten sich die ersten glücklichen Ergebnisse der Willer'schen Thätigkeit. Es erfolgte in einer Nebenpartie des Prozesses von Seiten des Obergerichts eine so günstige Entscheidung, daß die Hoffnung zu einem glücklichen Hauptausgange der streitigen Angelegenheiten immer festern Fuß gewann. Selbst der Baron begann neu aufzuathmen.

In der Familie Löwenstern ward Willer als ein guter Genius verehrt.

Während der junge Advocat auf Ehrenberg arbeitete, lief von Seiten der Landesregierung seine Ernennung zum fürstlichen Rathe ein. Willer hatte im Auftrage des Justizministers eine Sache mit so viel Geschick und Glück geführt, daß ihm der Minister durch diese Ernennung seine hohe Zufriedenheit an den Tag legte.

Dies freudige Ereigniß gab in der Familie Löwenstern Veranlassung zu einem kleinen Familienfeste, zu welchem der General Kirchner, und selbst, was man sich noch vor Kurzem gewiß nicht hätte träumen lassen, der — Hofcommissair Eccarius, als intimer Freund des Generals und ehemaliger Wohlthäter Willer's, geladen war.

Der Lauf des Prozesses gewann allmählig eine immer günstigere Wendung und je näher man dem ersehnten Ziele kam, desto höher stieg die Achtung und Liebe für den thätigen Anwalt auf dem Schlosse zu Ehrenberg.

Noch war kein Jahr dahin, als Willer's wahrhaft beispiellose physische und geistige Anstrengung, welche zugleich von hohem Glück begünstigt ward, durch den entschiedensten Erfolg gekrönt werden sollte. Fast zu derselben Zeit, als der junge Mann vor einem Jahre den schon fast verlornen Prozeß übernommen, trat das Endurtheil der höchsten Instanz auf Ehrenberg ein, wodurch der große Rechtsstreit auf das Glänzendste für die Löwenstern'sche Familie gewonnen ward, so daß letztere in den Besitz von einer halben Million Gulden gelangte.

Wer beschreibt den Jubel auf dem Schlosse. Der Baron umarmte, Thränen in den Augen, den glücklichen Anwalt, und das Fest, welches Letzterem zu Ehren gegeben ward, übertraf alle früheren an Glanz

und Fröhlichkeit. Clara selbst mußte dem freudezitternden Willer den Kranz des Verdienstes auf die schönen Locken drücken.

Als aber der erste Freudenrausch vorüber und der junge Rath vom Schlosse scheiden wollte und Löwenstern in ihm drang, die Honorarsumme zu nennen, erwiederte Willer mit dem ihm angebornen Freimuthe, daß er diesen Prozeß nicht für Geld geführt habe; er verlange entweder einen himmlischen Lohn, oder keinen. Zugleich erklärte er offen seine Jahre lang gehegte Liebe zu Fräulein Clara, und daß er sich schmeichle, seine Neigung nicht unerwiedert zu finden; worauf er geraden Wegs um die Hand der Geliebten bat.

Dies hatte Löwenstern allerdings nicht erwartet. Der alte Stolz siegte über die wahrhafte Zuneigung, die er für den jungen Mann in seinem Herzen fühlte, und er antwortete daher ziemlich kühl, daß, wenn er von diesem Preise eine Ahnung gehabt, er auf den rechtlichen Beistand des Herrn Raths allerdings hätte verzichten müssen.

Ein eben so sonderbarer, wie für Willern glücklicher Zufall wollte es, daß während dieser verhängnißvollen Unterredung der General Kirchner in's Gemach trat. Als mehrmaliger Retter der Familie Löwenstern, wie als vertrautester Freund desselben, konnte ihm der Grund der Mißstimmung, die er bei seinen beiderseitigen Freunden wahrnahm, nicht lange verborgen bleiben. Er fand die Bitte Willer's gar nicht so außer der Ordnung, wie es bei dem Baron der Fall war, und durch sein Ansehn, wie seine kräftige Vermittelung, brachte er es wenigstens dahin, daß Löwenstern den Heirathsantrag nicht geradezu abwies, sondern sich wenigstens Bedenkzeit und Rücksprache mit seiner Familie vorbehielt. So verließ der

glückliche Advocat doch nicht ohne alle Hoffnung das Schloß Ehrenberg.

Willer sah recht wohl ein, daß der adelstolze Löwenstern niemals würde zu bewegen sein, seine Tochter einem bloßen Advocaten zu geben. Er beschloß daher, seiner Liebe auch das Opfer einer größern Unabhängigkeit zu bringen, nahm das Erbieten des Ministers an und trat in den Staatsdienst. Hier ward ihm Gelegenheit, mit dem regierenden Fürsten wiederholt persönlich zusammenzutreffen; der Einfluß des General Kirchner hatte hauptsächlich dieses Zusammentreffen zu bewirken gewußt. Der Fürst fand bald Gefallen an dem jungen geist- und gemüthreichen Manne. Nach Verlauf weniger Monate erhielt Willer das eben so wichtige wie ehrenvolle Amt eines Erziehers des Erbprinzen, welches zeither noch nie einem Bürgerlichen war übertragen worden. So füllte sich die Kluft des Standesunterschiedes zwischen dem liebenden Paare immer mehr. Der alte General betrieb außerdem die Sache seines Lieblings mit einem Eifer und einer Ausdauer, als wenn es den Sturm einer feindlichen Festung gelte. Dieser Beharrlichkeit, so wie den glücklichen Successen des jungen Willer's in der Residenz gelang es endlich, die noch obwaltenden Bedenklichkeiten in der Familie Löwenstern niederzuschlagen. Willer erhielt nach Verlauf einiger Monate zur Feier von Clara's Geburtstag ein äußerst schmeichelhaftes Einladeschreiben von dem Herrn Baron und dessen Gemahlin. Man kann sich denken, daß der glückliche Willer keinen Augenblick zögerte, davon Gebrauch zu machen, und sich pünktlich einzufinden.

Clara's ein und zwanzigster Geburtstag wurde festlich begangen. Als aber Alles beim fröhlichen Mahle beisammensaß, erhob sich plötzlich der Herr Baron von Löwenstern und brachte ein Hoch auf den

fürstlichen Rath Herrn Willer und seine Tochter Clara, welche er zugleich als Verlobte erklärte.

Unter Paukenwirbel, unter Schmettern der Trompeten und Donner der im Schloßparke aufgestellten Böller empfing das glückliche Brautpaar die Glückwünsche der zahlreich versammelten Gäste und vor Allen des alten Generals Kirchner und des Hofcommissair Eccarius.

Die Hochzeit ward auf den glücklichen Tag angesetzt, an welchem vor einem Jahre die Nachricht von dem gewonnenen Prozesse eingelaufen war.

So sah denn Willer den kühnsten seiner Erdenwünsche erfüllt und lieferte zugleich den Beweis, wie heutzutage das Talent sein Glück machen kann, ohne durch hohe Geburt begünstigt zu sein, und ohne seinen Freimuth verleugnen zu dürfen.

Der glückliche Gatte lebte seit seiner Vermählung wieder in der Residenz an der Seite seines angebeteten Weibes, in treuer Erfüllung seines eben so ehrenvollen wie segensreichen Berufs ziemlich entfernt vom Geräusche der großen Welt, seine wahre Zufriedenheit nur in stiller Häuslichkeit und im Vereine weniger gleichgestimmter Freunde suchend und findend.

Die Familie Löwenstern, um der geliebten, einzigen Tochter so nahe wie möglich zu sein, hat sich später gleichfalls nach der Hauptstadt übergesiedelt.

Ungefähr ein Jahr nach Willer's Vermählung starb zum Bedauern Aller, die ihn kannten, sein treuer Freund, der alte wackere General Kirchner, welchem das Glück des jungen Paares seine letzten Lebensjahre wahrhaft erfreut hatte. Er ward eines Morgens sanft entschlafen in seinem Bette gefunden.

Der Hofcommissair, welcher die Hoffnung längst aufgegeben hatte, Willern als Advocaten in Neukirchen prakticiren zu sehen, und dem es namentlich nach des Generals Tode wahrhaft einsam in dem Werla=

städtchen geworden, gab endlich den vielfachen Bitten und Beschwörungen Willer's nach, und zog gleichfalls nach der Residenz, wo er noch jetzt in höchst angenehmen Verhältnissen und namentlich mit Willer's auf innig befreundetem Fuße lebt.

Ehe er Neukirchen verließ, sorgte er noch auf's Wohlwollendste für seinen getreuen Kappler. Da er die Fabrik, wo ihm der ehemalige Sportelschreiber als Rechnungsführer auf das Gewissenhafteste gedient, verkaufte, so wollte er die Zukunft seines alten Freundes für immer sicherstellen und verschaffte ihm daher vermittelst seiner einflußreichen Verbindung die einträgliche Stelle eines Rendanten im fürstlichen Steueramte zu Neukirchen, welche zugleich mit Pension verbunden war.

Wer zählt die Dankesthränen des guten Kappler's, als ihm diese neue Wohlthat des Hofcommissairs eröffnet wurde. Nun war auch sein höchster Erdenwunsch in Erfüllung gegangen. Er konnte heiter und sorgenfrei der Zukunft entgegen schauen.

Was eine gute und kluge Frau über einen Mann vermag, davon lieferte unser ehemaliger Sportelschreiber einen sprechenden Beweis. Es war der liebenswürdigen Agnes gelungen, in dem äußern Menschen Kappler's eine merkwürdige Veränderung hervorzubringen. Nicht nur, daß er sich weniger sonderbar kleidet, hat auch seine übergroße Schüchternheit sichtbar nachgelassen und er sich der Gesellschaft und Geselligkeit mehr acclimatisirt. Obschon er immer noch der seelengute, gottesfürchtige, freundliche, höfliche, dienstbeflissene und zuvorkommende Mann ist, so weiß er sich doch einigermaßen freier und gelenker zu benehmen.

In seiner Häuslichkeit kann Kappler als Muster eines liebevollen Ehemanns und zärtlichen Vaters gelten. Nichts ist rührender anzusehen, als wenn er

mit seinem dreijährigen Traugott, einem höchst drolligen Jungen, spielt, oder ihm gute Lehren ertheilt.

In neuester Zeit ist Kappler selbst zu dem in Neukirchen bestehenden Kegelvereine getreten, denn Kegel schiebt er schon seiner Gesundheit wegen für's Leben gern. Da kann ihn der Leser in den schönen Frühlings- und Sommernachmittagen wöchentlich mehrmals nach beendeter Expeditionszeit auf der Amalienhöhe, ein Vergnügungsort, ganz nahe bei Neukirchen gelegen, erblicken, wie er, in der einen Ecke des Kegelhäuschens stehend, den Spielern weise, durch lange Erfahrung geprüfte Lehren über das Auflegen der Kugel, über Kantiren, den Schnitt und dergleichen ertheilt. Daß ihm jedoch trotz seiner Verheirathung und trotz des wohlthätigen Einflusses seiner Frau noch nicht alle Sonderbarkeiten verlassen haben, davon giebt die höchst verwickelte Rechnung, welche bereits geraume Zeit seinen angestrengten Fleiß in Anspruch nimmt, einen Beleg; nämlich die Berechnung aller denkbaren Arten, wie die Kegel fallen können, und wo die Kugel antreffen und welche Kegel sie berühren muß, wenn sie alle neun oder acht um den König umwerfen soll. Der möglichen Chancen hierbei sind so viele, daß der gute Kappler gar nicht begreift, wie das ein Ende nehmen soll. Die beigefügten, sehr sauber ausgeführten Zeichnungen, welche die Rechnung veranschaulichen, belaufen sich allein auf etliche achtzig.

Sinkt der Abend nieder, dann erscheint nicht selten die gute Madame Kappler, Traugottchen an der Hand, und holt ihren Mann von der Kegelbahn ab. Dann wandelt das glückliche Paar noch eine Strecke in dem schönen Thale dahin und kehrt mit einbrechender Dunkelheit zu dem umfriedeten Herde.

Nichts stört den Seelenfrieden dieser Glücklichen; sie sind vielleicht die Einzigen in ganz Neukirchen,

die in ihrer großen Bescheidenheit keinen Feind haben; und so wird ihnen die so seltene Gabe des Himmels zu Theil, daß sie den Lohn ihrer Tugend bereits hienieden genießen.

Weniger Erfreuliches ist vom Inspector Sonnenschmidt zu vermelden. Durch die glänzende Laufbahn seines Neffen, die er lediglich seinem Einflusse zuschrieb, hatte er nach und nach einen solchen Hochmuth erlangt, daß fast kein Auskommen mehr mit ihm war. In gleichem Grade mit diesem Hochmuthe stieg auch sein Geiz, so daß er eines Tages bei der Nachricht von dem Fallimente einer Fabrik, bei der er mit einigen tausend Thalern betheiligt war, vom Schlage getroffen wurde und auf der Stelle todt niederfiel. Willer gelangte hierdurch als Universalerbe in den Besitz eines höchst beträchtlichen Vermögens.

Auch an dem Brückenzollgeldereinnehmer Langschädel erlebte die Welt wenig Freude. Vergebens hatten weder Eccarius noch der General Geld und Mühe gescheut, ihn vom Untergange zu retten. Das böse Princip hatte zu sehr die Oberhand bei ihm gewonnen. Er konnte seine Stellung nicht behaupten und starb einige Jahre nach seiner Entlassung in einer Versorgungsanstalt.

Dies ist die Geschichte der vier Männer, von denen sich im deutschen Leben manche Aehnlichkeit vorfinden dürfte. Auch sind die Neukirchner gesellschaftlichen Zustände zum großen Theile dem Leben nacherzählt. Die Farben sind hier und da etwas stark aufgetragen, doch kommen sie der Wahrheit immer näher als der Dichtung.

Druck von Alexander Wiede in Leipzig.



Ferdinand Stolle's
ausgewählte Schriften.

Volks- und Familien-Ausgabe.

Neunter Band.

Zweite Auflage.

Leipzig,
Ernst Keil.
1859.



Je länger je lieber.

Phantasiestücke und Erzählungen

von

Ferdinand Stolle.

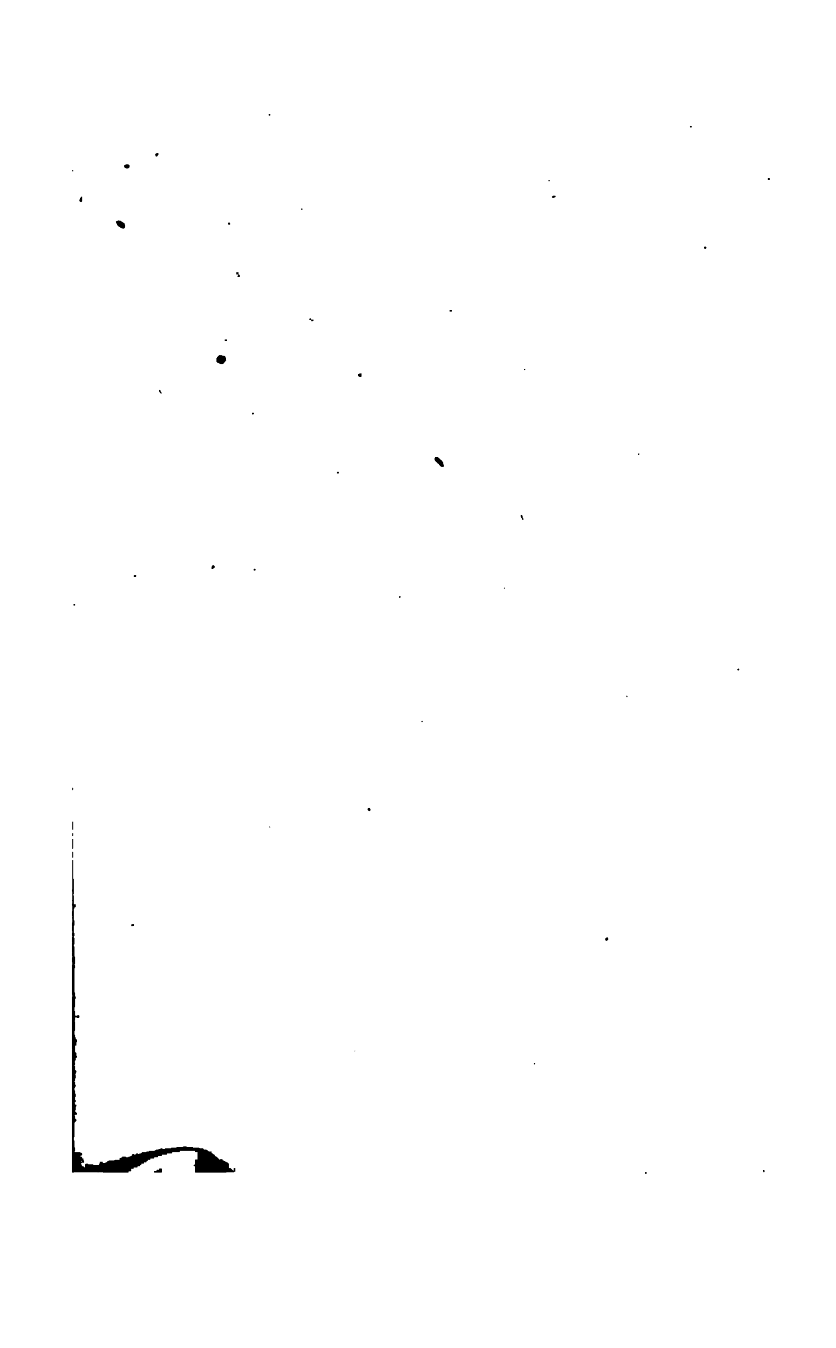
Erster Theil.

Zweite Auflage.

Leipzig,
Ernst Keil.
1859.



Der Thürmer.



Hätt' ich doch nimmer geglaubt, daß mein Vetter eine so wichtige Person wäre. Ja, wer säh' es dem kleinen, freundlichen Mann an in der grauen Pikesche, der verblichenen Weste und dem schwarzen Sammetkäppchen auf den grauen Locken. Aber seit ich gestern in dem alten, grauen Thurme hinaufgeklettert nach seinem Adlerneste und mit ihm durchlebt die lärmenden Stunden des Tages und die stillen der Nacht, und herabgeschaut durch seinen trefflichen Dollond in das Leben der Menschen, ist mir seine Macht klar geworden. Was ist der König in seiner Gewalt und Herrlichkeit gegen ihn? Er mit seinem Hammer ist der Herrscher über unsere Freuden, unsere Leiden, der Gewaltige über Leben und Tod. Mit Ehrfurcht und Grauen hab' ich den verhängnißvollen Hammer geschaut, mit welchem mein Vetter die wechselnden Stunden verkündet an der alten, dumpfen Glocke und den Takt schlägt in dem rollenden Rade der Zeit. Er ist nicht groß und liegt auf dem kleinen Tischchen neben der Wanduhr.

Wenn mein Vetter seine Memoiren schreiben wollte über sein Thürmerleben, könnte einem durch patriotische Aufopferungen ruinirten Buchhändler wieder auf die Beine geholfen werden. Stunden lang hab' ich da oben in dem alten Großvaterstuhle des Thurmstübchens gesessen und zugehört, wie der Vetter er-

zählte von dem Lerchenjubel, wenn er am blauen Frühlingsmorgen den alten Thurm umtönt; wie die ersten Schwalben ausruhen auf dem Wetterfähnchen da oben von der langen Reise, und die goldenen, sanften Lüfte die letzten finsteren Winterträume aus den steinernen F[illegible]ten des fünfhundertjährigen Greises kosen. Da sollen — mein Vetter läßt sich's nicht nehmen — uralte Erinnerungen in dem Thurme wach werden, Erinnerungen an die Lerchengesänge vor fünfhundert Jahren; und was die thörigen Menschen da unten für Thau halten, der an seinen Wänden hinabsickert, das sind nur die Thränen, die der Urgreis der Erinnerung seiner Jugend weint. Geht's uns doch auch nicht besser, denken wir an sie zurück, und meinem Vetter dazu. Er wird auch wieder mit jung und schwingt freudiger den Hammer, und die alte Glocke freut sich mit und sendet ihre Stimme noch einmal so rein und melodisch hinaus über die Stadt und das duftende Land, den Menschen dort unten den Frühling zu verkünden.

Aber weniger erbaulich ist es anzuhören, wenn mein Vetter von der Juli-Sonne erzählt und diese auf das metallene Kreuz herabglüht, daß der Athem stockt vor erstickender Hitze, und wenn dann des Nachmittags die Gewitterberge heraufziehen schwarz und nächtig. Lautlos und bangend liegt da unten die Stadt, Alles hat sich geflüchtet, nur die Schwalben durchfahren zwitschernd den stillen Luftkreis, aber ruhig und ernst streckt der Veteran sein Haupt in die Wolkennacht. Ist es doch nicht das erste Gewitter, das um seinen grauen Scheitel tobt, nicht der erste Sturm, der in seinen steinernen Locken wühlt. Aber geschieht dann zuweilen ein Schlag, daß die Grundfesten der Erde erzittern und Alles zusammenzustürzen

droht und der jüngste Tag meinem Vetter klar vor Augen steht, dann greift der alte Mann nach der Bibel und schlägt sie auf, recht oder verkehrt, es hat allemal geholfen, und das Gewitter zog gnädig vorüber. — Wie schön und golden bricht das Abendroth hinter den zerrissenen Himmelsdecken hervor, die erquickte Gegend himmlisch erleuchtend, wie wölbt sich der Regenbogen über sanftem Abendlauten, o diese Aussicht vom Thurme! — Mein Vetter ist kein Dichter, weiß den Teufel von Poetik und Aesthetik, kennt von Schiller nur den ersten Vers von „Freude schöner Götterfunken“ und von Göthe ebenfalls den ersten Vers vom „Lande, wo die Citronen blühen,“ aber die Thränen sind mir hervorgetreten, als er erzählte von der Aussicht vom Thurm nach dem Gewitter. — Wirbelt aber der Spätherbst das Laub der Lindenbäume bis in die heilige Höhe des Thurmstübchens, werden die Abende länger, träumen die Mädchen da unten bereits von den Bällen und die Kinder vom nahenden heiligen Christ, da greift sich nach dem Abendlauten der ehrsame Calcante des Sprengels, den Meißner Kopf in der Tasche, die finstere Thurmtreppe hinauf nach dem Himmelreiche meines Vetters; da buttelt alsbald das edle Braunbier milchschäumend in dem mächtigen zinnernen Kruge, worin zur größten Delice des Calcanten ein paar gedörrte, Mußcatnuß- geriebene Brodrinden schwimmen, da kräuseln die blauen Wölkchen aus dem aristokratischen Meißener und aus meines Vetters thönernem Kopfe, da wirft die Lampe ihren vertraulich-stillen Schein und im Oefchen knistert gemüthlich das dürre Reißig, da fließt behaglich die Wechselrede der beiden Alten, da rückt man sich näher über das beliebte Thema der in der Ferne winkenden Neujahr- und Gratulation-Einnahme, da entdeckt man

sich die Hoffnungen, Befürchtungen und Berechnungen, während dessen der Novembersturm immer schauerlicher draußen am Thurme rüttelt und die Wetterfahne ununterbrochen ihr einsames Lied schrillt. Dort unten tief in der Nacht liegt die Stadt, kaum daß das Lichtlein einer einsamen Laterne zuweilen schwach heraufblickt.

Romantisches Futter. Ein Novellist könnte sich hier ordentlich auf die Mast legen, und ich rathe es Jedem, einmal ein paar Püffe nicht anzusehen und dem Calcanten nachzufahren im Thurmschlott. Es müßte eine Pracht=Novelle werden und der Almanach könnte sich gratuliren, der sie bekäme. Ich glaube, mein Vetter schaffte sich selbst ein Exemplar an und der Calcante desgleichen, denn es liest sich gern Jedermann gedruckt.

Eines Abends aber hatte sich Letzterer verspätet und ist später hinabgefahren nach der Unterwelt und mein Vetter hat es verschlafen am andern Morgen, so daß, als er erwachte, der Winter gekommen war im weißen Kleide. Dann sitzt der Thürmer mehre Monden wie der Matrose im Mastkorbe. Rings, so weit der Blick reicht, nichts als Himmel und Schnee. Doch ich will ja nicht die Biographie meines Vetters schreiben, sondern meine eigenen Beobachtungen, die ich auf dem Thurme in wenig Stunden gemacht, um meines Vetters Macht den Ungläubigen vor Augen zu führen.

Die Dämmerung rang mit der Morgenröthe, als ich, meinem Versprechen gemäß, aufwärts kletterte. Ein herzlicher guter Morgen, ein biederer Händedruck und ein würziger Kaffee erwartete und stärkte mich. Ruhig lag die Stadt zu unseren Füßen. „Guck' dort hin!“ — sprach mein Vetter, und ich richtete das Fernglas nach der bezeichneten Stelle. Das letzte

Flackern einer Lampe erleuchtete schwach das schauerliche Gefängniß und die wilden Züge des gefesselten Verbrechers. Böse Träume schienen den Schlummernden zu beunruhigen, krampfhaft zuckte es zuweilen über das finstere Antlitz. Allmälig aber senkte sich Frieden auf ihn herab und die Mienen erheiterten sich sichtbar. Es ist sein letzter Schlaf, — sprach mein Vetter in dumpfem Tone und griff zum Hammer. — „O weck' ihn nicht!" rief ich, aber der Thürmer ging hinaus und verkündete die fünfte Stunde des Morgens. Dumpf wie Grabeston dröhnte die Glocke hinaus über die Stadt in fünf fürchterlichen Schlägen. Das Blut gerann in meinen Adern. Der letzte Schlag erreichte das Ohr des Gefangenen. Dahin war der Schlaf. Wild fuhr der Unglückliche vom Lager auf, die Ketten rasselten, geisterhaft starrten seine Augen, das Haar begann sich zu sträuben und herein trat der Geistliche, ihn zum Richtplatze zu begleiten.

Vernichtet legte ich den Dollond hinweg, der Vetter kehrte zurück, aber nicht als der freundliche, liebe Mann, — er erschien mir als Todesbote. Ich schaute in das keimende Morgenroth. Eine Thräne trat in meine Augen. O diese Morgenfrische, dieses erwachende Leben und — Tod — Tod — keine Rettung! Die Stunde entfloh.

„Guck' dort hin!" gebot wiederum mein Vetter, und ich gehorchte.

Rosig stahl sich das junge Morgenlicht durch die grünseidenen Vorhänge und küßte das Engelgesicht des süß träumenden siebzehnjährigen Kindes. In reizender Widerspenstigkeit hatten sich üppige dunkle Locken aus der Haft des niedlichen Spitzenhäubchen befrei't und ringelten sich träumerisch am blendenden

Halse herab. Das eine Händchen hatte die Bürde der Daunen von der sanft athmenden Lilienbrust gedrängt und auf dem andern schlummerte das süße Haupt dem holdesten Erwachen entgegen.

„Ich will sie zu ihrem schönsten Tage erwecken!" sprach mein Vetter, ging hinaus und verkündete die sechste Stunde.

Beim sechsten Schlage erwachte die liebliche Schläferin. Zwei Veilchen blühten freundlich auf und sie strich sich die ungehorsamen Locken aus dem Gesicht. Da trat die Mutter herein und setzte sich zu ihr an's Bett. Weinend sanken sich die Liebenden in die Arme. Es war der Hochzeittag Paulinens.

„Guck' dort hin!" sprach nach einer Stunde mein Vetter.

Die Morgensonne stand bereits eine Hand breit über den Bergen. Aus dem nahen Dorfe kam eine ganze Familie, Alt und Jung, Männer und Frauen. Es waren Landleute. Inmitten schritt ein junger schlanker Bursche, einen Wanderstab in der Hand, ein Ränzlein auf dem Rücken und stellte sich heiter und wohlgemuth; aber die Begleiter waren gar traurig und die Begleiterinnen weinten. Man gelangte zu dem einzeln stehenden Gasthause unweit des Dorfes. Hier hielt der Zug und nahm Platz an dem Tische im Grünen. Die Aufwärter brachten Wein und Speisen. Es ward oft angestoßen, aber manche Thräne fiel in die Gläser. Nach einer Weile sprach mein Vetter: „was hilft das lange Bechern und Jammern, geschieden muß sein. Ohne Trennung kein Wiedersehen." Er ging hinaus und schlug an die Glocke. Kaum klangen die sieben Schläge hinaus — da brach die Gesellschaft auf und der Jammer erreichte den höchsten Grad und die Thränen flossen reichlicher.

Jetzt glänzten sie auch in den Augen des jungen Rekruten. Es war ja das erste Mal, daß er das Vaterhaus, das liebe Dörfchen und die heimathlichen Fluren verlassen sollte. Bald wanderte er einsam dem finstern Stadtthore zu und die Eltern und die Schwestern und die Brüder und die Vettern und Muhmen kehrten de- und wehmüthig zum Dorfe zurück.

Die achte Stunde nahte. „Guck' dort hin!" sprach mein Vetter.

Die festlich geschmückte Schulstube wimmelte von Knaben und Mädchen, allesammt in Sonntagskleidung. Es war ein Geflüster und die freudigste Erwartung lag auf allen Gesichtern. Wie oft guckten die Kleinen herauf zum Thurm! Wollte es denn auch gar nicht acht Uhr schlagen, daß der Lehrer herabkäme und sie hinausführte zu seinem Geburtstage in die blühende Schöpfung, auf's grüne Land, worauf sie sich gefreut das ganze Jahr? Wie lockend schien die herrliche Morgensonne, welch' himmlischer Festtag stand bevor, weit, fern von der Stadt sich herumtummeln zu dürfen bis an den Abend. Mein Vetter hatte seine Freude an der lieben Ungeduld. „Lieber Vetter," sprach ich, „auf ein paar Minuten ab und zu kommt's ja nicht an, pauken Sie doch los, damit der Präceptor erscheine." — Aber mein Vetter ist in seinem Berufe hart wie sein Hammer. Er antwortete nicht, ging aber nach einer Weile unaufgefordert hinaus und verkündete die achte Stunde. O dieser Jubel in der Kinderwelt bei diesen himmlischen Klängen, und wie der Lehrer hereintrat in seiner Feiertracht mit der festlichen und freundlichen Miene, und wie er überschüttet ward mit Gedichten, Reden und Blumen. Aber bald ward das Zeichen zum Aufbruch gegeben und der Schwarm jubelte hinaus mit seinem fröhlichen Herzen.

„Da möchte ich schon mit," sagte ich zu meinem Vetter und stellte das Fernrohr in eine Ecke. Dieser aber hatte unterdeß ein gar nicht übles Frühstück aufgetafelt und sich mir zu Ehren wirklich angegriffen. Mein Vetter geht nämlich von dem herrlichen Gesichtspunkte aus, daß ein Dichter so gut einen Magen hat und Appetit verspürt wie ein anderer Mensch und vom Morgenroth und Mondenschein nicht satt wird. Darum war das Frühstück kräftig und schmackhaft und ein Fläschchen guter Medoc war auch dabei, sogar für Cigarren hatte er gesorgt; dazu die herrliche Aussicht und der schöne Morgen. Ich ließ mich nicht lange nöthigen und sagte: „Vetterchen, es soll Sie nicht gereuen, es wird Alles gedruckt. Vivat, alle Thürmer sollen leben, und alle Poeten von Hiob bis auf den Ritter A. von Tschabuschnigg, der längst seine Gedichte bei Arnold herausgegeben hat. Aber Vetter, Sie sind mit Ihrem Hammer ein gewaltiger gebietender Mann; das geht ja da unten Alles danach!" Der Vetter meinte, was ich gesehen, wäre noch nichts, ich sollte nur aushalten.

Die neunte Stunde nahete.

Eine Zorn- und Flammenglut auf dem Gesichte, führte die dicke Bäckerin Frau Bretzel eine Wahnsinnscene aus einem noch ungedruckten Trauerspiele auf ihrem eigenen Zimmer auf. Ich und mein Vetter bekamen die Vorstellung gratis und hatten gut Zusehen. Wir waren auch das einzige zuschauende Publikum; denn vor den ergreifenden Actionen und Declamationen der Bäckerin war Alles geflüchtet. Kein Dienstmädchen getraute sich mehr in's Zimmer. Besonders wenn der Blick der Actrice auf die Stutzuhr fiel, gab es tief gefühlte, ergreifende Momente.

„Vetter, was rumort die Frau?" fragte ich.

„Ich möchte er nicht sein," — entgegnete gelassen der Vetter.

„Wer?"

„Der Friseur."

„Wie so?"

Der Vetter erklärte: „'s ist eine Gevatterschaft beim reichen Lachshändler. Die Bretzel will brilliren, die Mitgevatterin vernichten, die Freßgevatterinnen oben drein. Nun holt der Teufel den Lafleur. Schon um acht Uhr sollte er da sein. Halb zehn ist die Bescheerung."

Bereits war die ganze Bäckerwerkstatt ausgeleert und fungirte als galoppirende Staffetten nach dem Haarkräusler. Der Cabinetsbefehl lautete dictatorisch: todt oder lebendig! Frau Bretzel im obern Gestock, ein zweiter Philipp, auf- und absteigend, achtete keinen Vertrag der Nationen mehr. Durch solche außerordentliche Maßregeln war es auch endlich gelungen, des Lafleur habhaft zu werden. Zwei blaue Bäckergesellen escortirten ihn so eben zum großherrlichen Palast. Der Friseur wehrte sich verzweifelt. Er mochte als freier Pariser von einer Escorte durchaus nichts wissen und focht mit dem Brenneisen meisterhaft gegen die mehlstäubenden Blauärmel, um sie in respectvoller Entfernung zu halten.

Wie jedem schweren Gewitter eine drückende Stille vorhergeht, so auch diesem. — In der Bretzel kochte es, aber sie schwieg; Lafleur auch und brachte seine Präparate in Ordnung. Nach wenig Minuten war das Unwetter da. Lafleur ertrug es als Mann. Er arbeitete wie ein Faschinenfechter mit kühlem Blute mitten im Feuer. Als das Toben nicht nachließ, so erkannte der Haarkräusler, daß der immer weiter rückende Zeiger der Stutzuhr, auf welchen die Blicke

der Bäckerin gerichtet waren, der eigentliche Zündschwamm und Todtenwecker sei, der die Meisterin allarmire. Lafleur stellte sich daher als Mond zwischen die Frau und den Stutz. So ward Ruhe und die Obeliske und Triumphbogen stiegen dans le dernier goût de Paris auf dem Himmelsglobus der Bäckerin empor.

Auf meinen Vetter kam wieder erstaunlich viel an, schlug er los, so war ein neuer Vulkanausbruch unvermeidlich und der ganze Babelthurm stürzte zusammen. Lafleur fürchtete dies auch. Er warf zuweilen einen Blick nach dem verhängnißvollen Zeiger, gewahrte mit Schaudern, wie die Katastrophe immer näher rückte und sengte und brennte mit Todesverachtung in den Flechten und Zöpfen.

Jetzt fehlten nur noch zwei Minuten an neun Uhr. Mir ward bange um Lafleur. Der sanguinischen Meisterin war Alles zuzutrauen. Außer dem Zusammensturze des Babelthurms war auch der linke Backen des Friseurs durch die unbeschäftigte kampflustige Rechte der Bäckerin bedeutend bedroht. Lafleur, der meine Gedanken theilen mochte, ergriff daher seine Vorkehrungen. Er ließ sich von dem anwesenden Kammermädchen zwei der längsten goldnen Haarnadeln und ein neues glühendes Brenneisen reichen, womit er die gefährliche Rechte seiner Gegnerin in Schach hielt; der Linken gab er eine Flechte zu halten und machte sie so kampfunfähig. Zugleich commandirte er das Mädchen mit einem Spiegel vor, wo sich die Bäckerin die erstandenen Schanzkörbe und Belagerungswerkzeuge selbst inspiciren konnte und ergoß sich nun in eine bis jetzt sorgfältig aufgesparte Apotheose des vortrefflichen Lockenhauptes der Frau Meisterin, wobei er nicht unterließ, höchst absprechende

Urtheile über die Haartouren befreundeter Nachbarinnen einfließen zu lassen.

Nach solch wohlberechnetem Manöver erwartete er ruhig den Stundenschlag. Mein Vetter schlug los — die Katastrophe ging glücklich vorüber. Nur ein kleiner Ruck erfolgte und die scheltende Klappermühle des Mundes gerieth eine Zeit lang in Bewegung.

„Der Lafleur ist ein Tausendsasa!“ sprach ich; der Vetter aber machte mich nach einer Stunde auf ein kleines dürftiges Stübchen in einer Gasse der Vorstadt aufmerksam, das mit Blumen und Laubguirlanden reichlich geschmückt war.

Ich richtete den Dollond nach dem vom Vetter angedeuteten Stübchen. Mehre Knaben und Mädchen liefen in froher, hastiger Erwartung durch einander und guckten fortwährend mit freudestrahlenden und sehnenden Blicken herauf zum Thurm; bald eilten sie wieder zur Mutter, die mit gefalteten Händen, wie betend, auf einem Sessel saß, und herzten und küßten dieselbe.

„Aber, bestes Vetterchen, was ist denn das für ein kleines Himmelsfest da unten? Die guten Kinderchen lauern wohl auf die Zehn?“

Der Vetter nickte und sprach: „Mit dem zehnten Glockenschlage erhalten die Waisen ihren Vater und die Wittwe ihren Gatten wieder, der drei Monate lang unverschuldeter Weise im Gefängniß schmachtete. Gestern ward er auf das Ehrenvollste vom Gericht freigesprochen und sobald ich losschlage, öffnet sich die Kerkerthür und wir feiern ein kleines Auferstehungsfest.“ — Bei diesen Worten faßte ich convulsivisch den Hammer und wollte hinaus. — Der Vetter aber hielt mich kräftig am Arme und schallt und stellte sich so erbost als möglich. Ich wäre ein leichtsinniger Bursche,

ich würde ihn noch um den Dienst bringen, — wenn es nach mir ginge, fiele die ganze Zeit zusammen, — ob ich nicht sähe, daß noch ganze sechs und eine halbe Minute fehlten am Stutz?

Ich ließ mich belehren und replizirte nichts, zog aber mein weißes Taschentuch hervor und wedelte zum Thurmfenster hinaus, den Guten dort unten meinen Mitjubel zu verkünden.

Diese Wedelei war dem Vetter wieder nicht recht. Das liefe gegen die Thurmordnung, meinte er. Ich würde es doch wohl erwarten können. — Ich zankte auf die Thurmordnung und legte mich nun auf's Bitten. „Vetter, himmlisches Vetterchen, so schließt doch in's Teufels Namen den Himmel auf für die Engel dort unten in der Quergasse. Jeden Augenblick kann ja mich oder Euch der Schlag rühren und da verpaßt man die ganze Herrlichkeit."

Der gute Alte lächelte und ging hinaus. Noch einen Augenblick Ruhe. Die Pulse stockten mir — Himmel, da erklangen die Freiheitsglocken aus himmlischer Höhe — die ganze Familie dort unten aber sank auf ihre Knie, laut betend und weinend.

Ich schaute verklärt in das Auferstehungsfest. — Der Thürmer aber war neben mich getreten, hielt fromm sein Käppchen in der gefalteten Hand und konnte sich nicht satt sehen an der Freude, die er diesmal angerichtet. —

Die eilfte Stunde nahte. — „Guck' dort hin!" sprach mein Vetter.

Mit schlotterndem Knie, zähneklappernd, schwarz gekleidet, in seidenen Strümpfen, stieg ein junger Mann die breite steinerne Treppe hinauf, die zum Audienzgemache des Cult=Ministers führte. Es war der arme Candidat der Theologie, der seit zehn lan=

gen Jahren nach einer dürftigen Unterpfarrstelle gelechzt, aber stets von Glücklicheren überflügelt worden war. Es war die treuste Seele, in der Dogmen- und Kirchengeschichte, in der Exegese ganz sattelfest, ein guter Prediger, sein Herz voll Liebe, aber fremd in der Welt und ihrem schnöden Treiben, und der Fluch der allzu großen Schüchternheit und Unbehülflichkeit ruhte auf ihm. Darum waren minder Verdiente, die aber ihr Licht nicht aus allzu großer Bescheidenheit unter den Scheffel stellten, immer vorgezogen worden. Endlich, durch allzu große Noth getrieben, hatte er sich ein Herz gefaßt und in einem rührenden Promemoria sein Leben und seine Leiden dem Cult-Minister an's Herz gelegt. Heute war der große Tag, die eilfte Stunde die verhängnißvolle, die über Leben und Tod, Sein oder Nichtsein des Candidaten entscheiden sollte. — Der Vorsaal des Audienz-Zimmers war angefüllt mit Supplikanten. Wie ein Schmiedehammer arbeitete das Herz unter dem Fracke des Armen. Er sah Alles doppelt. Eine Todtenstille herrschte. Zuweilen vernahm man die strenge, rügende Stimme des Ministers. „Seine Excellenz scheinen heut' nicht bei Laune," flüsterte der neben Friedlein postirte Supplikant einem Dritten in's Ohr. — Nicht bei Laune! keine vernichtenderen Worte hätten den Candidaten treffen können. Nicht bei Laune und mein Promemoria! Jetzt schien Alles um ihn her zu rauchen und — nur wenig Minuten fehlten an der Eilf.

„Vetter," rief ich in der Angst meines Herzens „wenn Ihr nicht sogleich losschlagt, stehe ich nicht für Friedlein."

„Es kann dem Narren nichts schaden!" meinte der Vetter, „er ist danach."

„O wär' ich doch," jammerte Friedlein, „weit von hier; säß' ich in meinem Stübchen hinter den ehrwürdigen Kirchenvätern oder draußen im Walde, mein Frühstückbrödchen auf gewohnte Weise mit den lieben Vöglein theilend." — Zugleich suchte er sich Trost einzureden. „Stranguliren kann er dich doch nicht in unseren aufgeklärten Zeiten, oder des Hochverraths anklagen beim Gesammt-Ministerio wegen des unschuldigen Promemoria?" — Da schlug mein Vetter los. Es waren für Friedlein die Posaunenstöße des ewigen Gerichts, und kaum verhallte der letzte Schlag, da rief eine Stimme: „Herr Candidat Fürchtegott Friedlein!" So viel konnte ich noch gewahren, wie sich die schwarze Gestalt des Candidaten in Bewegung setzte und auch glücklich die Thür, die sich sogleich wieder hinter ihm schloß, erreichte. Ob sein Promemoria gefruchtet oder nicht, hab' ich leider nicht erfahren können. Indessen wollen wir das Beste hoffen.

Die Sonne rückte dem Meridian immer näher, immer glühender brannten ihre Strahlen. Die zwölfte Stunde nahte. „Guck' dort hin!" sprach mein Vetter.

Es war eine gedrängt volle Schulklasse. Eine drückende Schwüle lag über der Versammlung. Der Conrector exponirte Ovid's Metamorphosen und war über die Hitze wie über die schlechte Präparation gleich aufgebracht. Bereits waren funfzig Verse — eine Seltenheit — übersetzt, und der Conrector dachte an kein Aufhören. Neben dem gegenwärtigen Uebersetzer aber saß ein armes, bleiches Sündergesicht. Man sah's ihm an, daß er soweit an keine Präparation gedacht. Kam er daran, so war er geliefert, und die miserabelste Censur zur bevorstehenden Prüfung

entging ihm nicht. Er war kein Held in den alten Classikern und der Conrector ihm in specie nicht grün. Seine Zähne wirbelten Generalmarsch. Es war Alles zu fürchten — es stand Alles auf dem Spiele. Jetzt las der Vordermann bis zum nächsten Punktum. Der folgende Satz war ihm beschieden. Er suchte sich zu fassen, sich vorzubereiten, aber die Buchstaben liefen wie Ameisen durch einander. Dazu ward der Conrector immer wilder. Der unglückliche Expectant sah aller Augenblicke verstohlen nach seiner Taschenuhr. Es konnte gar nicht viel fehlen am Schlage, aber obgleich Alles um ihn herumtanzte, der Zeiger seiner Uhr nicht, der stand wie angenagelt. Jetzt stand sein Vordermann beim letzten Verse. Nur eine etwas verwickelte Construction machte noch zu schaffen. Jetzt schien sich auch diese zu lösen. Wehe, sie kam zu Stande. Schon setzte sich der Nachbar, schon faßte das arme Sündergesicht convulsivisch nach dem Ovid, schon setzten sich seine Kniemuskeln in Bewegung zum Aufstehen, schon öffnete sich die zitternde Lippe zum Lesen — himmlischer Vetter, da pauktest Du los und eine Centnerlast wälzte sich von des Armen Brust. — „Das nächste Mal weiter!“ decretirte der Conrector und schlug den Ovid zu. Der befreite Tertianer aber holte tief, tief Athem, dankte dem Himmel und allen Heiligen und vor Allem meinem Vetter, und lärmend polterte die Conrectur=lose Klasse über Tische und Bänke.

Ich aber wünschte meinem Vetter eine gesegnete Mahlzeit und polterte ebenfalls die Thurmtreppe hinab mit dem heiligen Versprechen, mich vor fünf Uhr pünktlich wieder einzustellen. Es gäbe noch Manches, meinte der Thürmer. Ich aber war noch ganz betäubt von alle dem Geschauten und rief ein über

das andere Mal: „Welch' mächtiger Mann ist mein Vetter!" —

Es war gerade zwölf Stunden später als heute Morgen, als ich mich im Thurmschlott wieder hinaufgriff, um die Macht meines Vetters auch in den Abendstunden kennen zu lernen, wie ich sie in denen des Morgens kennen gelernt hatte. Es war ein heiterer stiller Nachmittag, die Sonne lag mit ruhender Liebe auf den Fluren. Fröhliche Gruppen wandelten hinaus vor's Thor in die duftende Landschaft. Mein Vetter brauete Kaffee. Ich putzte an den Gläsern des Dollond. Die fünfte Stunde nahte. „Guck' dort hin!" sprach mein Vetter.

Der Examinand trat in's Examenzimmer. In fünf Minuten sollten die Examinatoren hereintreten und der Teufel losgehen. Da saß er denn, ein lebendiges Corpus juris, mit klopfendem Herzen, des Augenblickes gewärtig, wo die Examinatoren ihm nachschlügen. Aber wo? Das war die Frage. Wo hineinfahren, daran hing Tod und Leben. Es gab viele leere und unleserliche Stellen. Das wußte der Examinand in seiner Angst nur zu wohl. Da keilte mein Vetter los. Eisig rieselte es dem Candidat durch Mark und Bein — die Thüre öffnete sich und schwarz mit ernsten feierlichen Gesichtern traten die Fakultisten in's Zimmer. — Meinem Vetter war die Schwulität des Examinanden nicht recht begreiflich. Da war ich an meinem Platze und ertheilte ihm ein kleines Privatissimum über die edle juris prudentia, wie die Leute nach römischem, longobardischem, kanonischem, feudalistischem, germanischem Rechte sich heiratheten, daß ihm alsbald der Kopf zu wirbeln begann und er gestand, nicht in der Haut des armen Examinanden stecken zu mögen.

„Was kommt nun Merkwürdiges?“ fragte ich, als es stark auf sechs Uhr ging. Der Vetter erwiederte, daß mir diesmal der Dollond nichts helfen könne, daß ich mich blos auf meine Phantasie verlassen müsse, da die Scene in einer Loge des Theaters spiele. Er wollte mir nur bemerklich machen, daß um sechs Uhr die Ouverture zur neuen Oper beginne, welche heut als das erste Opus meines Freundes Eberhard zur Aufführung komme. Ich schlug mich vor die Stirne und ärgerte mich, das Theater verpaßt zu haben, konnte mir aber die Lage meines Freundes wohl vergegenwärtigen und beschrieb sie meinem Vetter folgendermaßen:

„Es ist dreiviertel vorüber, Parterre und Logen sind gedrängt voll. Kein Apfel kann zur Erde. Die Lampen flammen, die Musiker beginnen die Instrumente zu stimmen. In der dunkelsten Ecke der Loge Nr. 9 sitzt Freund Eberhard. Sein Herz pulsirt immer erwartungsvoller. Er verwendet keinen Blick vom Orchester. Er sieht, wie die Stimmen, die er in Himmelsbegeisterung niedergeschrieben, vertheilt werden. Hier und da hört er seinen Namen flüstern. Er drückt sich tiefer in die Ecke — da — da, lieber Vetter, schlägst Du los. (Ich war so in meine Declamation vertieft, daß ich nicht vernommen, wie sich mein Vetter davon geschlichen und jetzt wirklich losschlug). Da tritt der Kapellmeister herein, nimmt Platz auf seinem erhöhten Sitze vor dem Pianoforte. Eine Todtenstille ruht über dem Publikum. Er ergreift den papiernen Commandostab, überblickt noch ein Mal sein kampfbereites Heer und losbricht die prachtvolle Ouverture in donnernden gewaltigen Accorden. Mein Vetter, der jetzt zurückkehrte, meinte, er glaube, daß es wohl so hergegangen sein möge

in der Oper, wie ich ihm vordeclamirt. Ich aber ergriff Gelegenheit, ihm bemerkbar zu machen, wie innig mich sein Thürmerleben interessire, da ich sogar die erste Aufführung von meines Freundes erster Oper deshalb versäumt habe."

Die siebente Stunde nahte.

„Guck' dort hin!" sprach mein Vetter. Vor einer hellerleuchteten Buchhandlung rannte ein junger Mann auf und nieder. Es war Niemand anders als der Dichter des dickleibigen Manüscripts, das drinnen im Cabinet des reichen Buchhändlers lag und noch keines Blickes von diesem gewürdigt worden war. Adelmar, der pseudonyme Verfasser, der draußen auf- und abrannte, ahnte freilich nichts von dem trostlosen Schicksale seines Romans. Punkt sieben war er heut zur Resolution bestellt worden, die er vom Buchhändler hinsichtlich des Manuscripts erhalten sollte. Wer beschreibt die Unruhe des jungen Autors!? Die siebente Stunde war es, die verhängnißvolle, die über seinen Dichterruhm, über sein Glück, über sein Unglück entscheiden sollte. „Vetter," sagte ich, „das ist auch ein kritischer Moment, ich bin dabei gewesen. Schlagt doch los, damit der Arme aus seiner Ungewißheit kommt." Der Vetter wartete noch ein Weilchen, dann ging er hinaus und verkündete die siebente Stunde, ach, und zugleich die Unglücksstunde des jungen Autors! denn ich gewahrte noch deutlich, wie der Buchhändler ihm das Manuscript mit kalter Höflichkeit zurückgab und der Verfasser, sein Opus unterm Arm, verzweiflungsvoll in die Nacht hinausstürzte.

Acht Uhr kam; „wir wollen doch sehen," meinte der Vetter, „wie es mit dem Examinanden steht," und ich wandte den Dollond wieder nach der Marterkammer des schwitzenden Juristen. Die alten Hähne, die

Examinatoren, hatten sich in den drei Stunden das lebendige Corpus wie einen Butterbaum an unzähligen Stellen angebohrt und angezapft, um zu sehen, ob die edle, in dem Triennio einfiltrirte Doctrina fließe auf die rechte Weise. Es war wohl manchmal eine kleine Stockung eingetreten, aber die Hähne waren Menschen und hatten eher nachgeholfen als verstopft. Da zuletzt kam noch der alte Feudalist Mukker daran, der Capidschi-Baschi aller Examinanden, der es alle Mal schnurstracks auf den Nickfang abgesehen hatte. Er fuhr wie ein böser Geist, wie ein diabolischer Kater, der ein Stück brennenden Schwamm unterm Schwanze verspürt, in haarsträubenden Sätzen im ganzen Jus herum und pflegte nicht selten den gehetzten Candidatus als todt abzuliefern an das censursprechende Collegium. — Wenn er nur nicht in die successio feudalis springt, dachte der Examinand und trocknete sich den Angstschweiß von der Stirne, da sieht's miserabel, trostlos, öde aus, da bin ich geliefert. Mukker besaß indeß die satanische Clairvoyance, die Gedanken seiner vis à vis aus deren Mienen zu lesen. Ein markerschütterndes Lächeln zuckte über sein gelbes Bocksgesicht, die Augen funkelten vor heimlicher Wollust und er fuhr mit einem Satze richtig in die Lehnerbfolge, in die Lineal-, Gradual- und gemischte Erbfolge. Die diabolische Strategorie Mukker's ließ keinen Zweifel, der Examinand war in ganz kurzer Zeit vernichtet. Er sah schon nichts mehr. Seine Augen starrten geisterhaft, seine Antworten wurden immer bornirter und ließen an seinem gesunden Menschenverstande irre werden. „Vetter," rief ich in Todesangst, „wenn Ihr diesmal nicht auf der Stelle lospaukt, ist der Teufel um einen Braten reicher." Mukker schaute jetzt nach seiner Uhr; es schien gerade

noch Zeit genug, sein diabolisches Lächeln verrieth es, um den Examinanden als ausgemachten stupidus, wenn nicht als Furiosus dem Censurcollegio zu überliefern. — Aber dem Himmel sei Dank, diesmal machte mein Vetter einen Strich durch die Rechnung. Wiewohl fast noch fünf Minuten fehlten, paukte er los und der Unglückliche war gerettet. Wie ein Blitz aus heiterer Luft traf der dumpfe Glockenton das Ohr des Examinators. Wie Kolikpein durchzuckte es alle seine Muskeln; er mußte den im höllischen Feuer gebratenen Candidaten fahren lassen und grimmig murmelte er: sufficiat! Der Examinand kam mit einem blauen Auge und leidlicher Censur davon. — Mukker hat später meinen Vetter gerichtlich belangt wegen des zu frühen Anschlages, aber mein Vetter ist in derlei Angelegenheiten nicht auf den Kopf gefallen und stellt seinen Mann. Der böse Jurist konnte mit all' seinen Kniffen und Argumenten nichts ausrichten gegen meinen braven Vetter.

Die neunte Stunde nahte. „Guck' dort hin!" sprach mein Vetter.

Am Ende der Pappel-Allee, auf einer Bank saß ein verliebtes Pärchen. Sie schwuren sich Treue und ewige Liebe und seufzten und schmachteten und riefen die Sterne zu Zeugen ihres ewigen Bundes. Es war der Oberkanonier und das Kammerkätzchen einer gnädigen, aber gestrengen Herrschaft. Beider Urlaub war bereits halb neun Uhr um, aber sie hatten als selige Geister in überirdischen Sphären schwebend, die prosaische kleine Seigerschelle des Rathhauses nicht vernommen. Jetzt flehte der Oberkanonier noch um einen Kuß, schamhaft zögerte die Geliebte. — „Zieraffe!" brummte mein Vetter und schlug an die Glocke. Erschrocken fuhr das Pärchen auf. Der Kuß ward

jetzt nicht länger verweigert und die Glücklichen flogen aus einander. Immer stiller ward es auf den Straßen. Mein Vetter kochte Thee und fragte, ob ich schläfrig sei? Gut, sprach er, als ich verneinte, bis Mitternacht müßte ausgehalten werden. Dann ginge er auch zu Neste und der Vicar käme daran.

Es ging stark auf zehn Uhr. Vor einem kleinen Gärtchen, an welches ein Wohnhaus grenzte, ging schon seit geraumer Zeit eine Gestalt, tief in den Mantel gehüllt, ungeduldig auf und ab. Schon wieder etwas Verliebtes, sprach ich — ja es darf nur finster werden, geht der Teufel los.

Ich machte es nicht anders, meinte der Vetter. Ich wollte mich verantworten, aber die dunkle Gestalt zog meine Aufmerksamkeit auf sich. Es war mir, als könnte ich ihre Worte vernehmen durch die stille Nacht: Und so lebe ich wirklich und denke? Und es ist Wahrheit? Und will kommen, wirklich kommen, der Gedanke meiner Tage, meiner Nächte? — Nein, es ist kein Traum, Sterne, Sterne, es ist kein Traum, das sind die lieben, theuren Züge. — Er drückte ein Briefchen mit Inbrunst an seine Brust. Harre meiner mit dem zehnten Schlage der Genovefa-Glocke. — Das war ja niemand anders als die große Trommel meines Vetters. Der Graumantel streckte seine Arme nach uns herauf. Er wollte wahrscheinlich meinen Vetter beschwören, loszuorgeln. Und als dieser nicht sogleich Anstalt traf, war mir es wieder, als vernähme ich die Stimme des Verliebten: O, daß der Erdball in meiner Hand ruhte und ich den Lauf der trägen Stunden beflügeln könnte. Rollendes Zeitrad, daß ich in deine Speichen greifen und dich beeilen könnte zum ersehnten Ziel! — „Das wäre mir!“ brummte mein Vetter, der diese Worte,

welche ich laut nachsprach, vernommen. Indeß griff er zum Hammer. Immer sehnsüchtiger schaute der Graumantel nach dem Hause am Garten. Da schlug es laut durch die Nacht zehn gewaltige Schläge, dem Verliebten die schönste Stunde seines Lebens verkündend. Es war sein erstes Rendezvous. Und kaum war der letzte Schlag verklungen, da knisterte leis' die Thüre des Hauses und heraus schlüpfte eine weibliche Gestalt.

Ich wollte noch weiter observiren, aber der Vetter zog am Rockschoße. „Verliebte soll man nicht belauschen; komm' zum Thee!“ — Der Thee war vortrefflich, ich schonte weder des Arak noch der Sahne. Mein Vetter hatte für beides gesorgt. Unten im Städtchen war es still geworden und immer mehr erloschen die einzelnen Lichtlein in den Häusern. Nachteulen flogen um den Thurm und schlugen von Zeit zu Zeit an die Fenster. „So hoch hab' ich auch noch nicht Thee getrunken,“ sprach ich, „Vetter, Ihr seid wirklich ein Gesegneter des Herrn. Seinem Himmel so nahe und erhaben über die Sünden-geschwängerte Atmosphäre, in blauen, reinen Lüften, in heiliger Höhe gleicht Euer Leben dem reinen Klange Euerer Glocke.“

„Wo aber jetzt hin?“ fuhr ich nach einer Pause fort, als die eilfte Stunde nahete. — „Es ist Alles todt und finster rings umher;“ — Der Vetter bezeichnete mir eine Richtung, und bald entdeckte ich in einem sehr versteckten Hintergebäude ein erleuchtetes Fenster. Ich konnte die Personen im Zimmer deutlich erkennen. Es befand sich eine zahlreiche Gesellschaft daselbst, die theils sitzend, theils stehend um eine grüne Tafel gruppirt waren, worauf ein großer Gold- und Silberhaufen lag. — „Der schöne blasse

Mann dort am Ende des grünen Tisches," begann mein Vetter, der ebenfalls mit seinem Fernrohr neben mich getreten war, „ist ein Husaren-Rittmeister, welcher sich, von falschen Freunden verlockt, der Furie des Spieles hingegeben. Bereits ist seine Baarschaft von der Bank verschlungen und der Unglückliche hat die ihm anvertrauten Compagnie-Gelder angegriffen. Nur bis eilf Uhr erlaubt ihm die Ordre zu verweilen, dann muß er zu seinem Regimente, das einige Meilen von hier im Cantonnement liegt. Hat er bis dahin die Summe des ihm anvertrauten Geldes nicht wieder gewonnen, so ist er verloren." Ich betrachtete mir die Gestalt jetzt genauer. Es war ein kräftiger, schlankgebauter Mann in den dreißiger Jahren. Majestätisch ruhte der schöne Kopf auf dem energischen Halse, aber um die Ruhe des schönen Gesichts rang die Verzweiflung mit der kalten Etikette. Ein fieberhaftes Lächeln zitterte um die Mundwinkel bei jedem abschlagenden Satze. Nur ein Drittel des anvertrauten Gutes war noch sein. Jetzt galt es Tod und Leben und zwar schleunigst, denn immer näher rückte der Stundenweiser der verhängnißvollen Eilf. Aber noch immer wollte die treulose Fortuna nicht lächeln und immer geringer ward der ihm verbleibende Rest. Jetzt waren nur noch funfzig Louisd'or geblieben. — Nur zwei Minuten fehlten, eine neue Taille begann — da entwich der letzte Blutstropfen aus dem Gesicht des Rittmeisters, convulsivisch zuckte seine Hand nach der letzten Rolle. — Er hatte ja sein Lebelang so viel Glück bei den Damen gehabt — sollten sie ihn jetzt in dem fürchterlichsten Augenblicke seines Lebens untreu werden? — Er setzte den letzten Rest auf die Coeur-Dame. Das schreckliche eintönige „Tout va!" begann von Neuem.

Tod und Leben stand auf dem Spiele, — vor jedem Abzuge der Verlustkarte stockten seine Pulse, vor jeder Gewinnkarte pochte das Herz in ängstlicher Erwartung. So dauerte die Höllenfolter fast die halbe Taille. Die Dame wollte nicht erscheinen.

„Ich kann darauf nicht warten!“ sprach mein Vetter und griff zum Hammer. — Dumpf tönten die eilf Schläge in die Nacht hinaus. Grabesfrost schlug durch die Gebeine des Rittmeisters. Er mußte fort binnen wenig Minuten. Gewann die Dame und das gedrückte six et le va, so war er gerettet. Der König und die Neun, — fuhr der Sprecher über Leben und Tod fort — die Sechs und das As — die Zwei und der Bube — das As und die Drei — die Dame — und die Neun! Ruhig harkte der Croupier die funfzig Louisd'or zur Bank — der Rittmeister aber legte sein Buch still auf die Tafel und räumte dem neben ihm stehenden Spieler seinen bequemeren Platz. Gedankenlos schaute er noch einigen Abzügen zu, dann trat er an's Fenster, um freie Luft zu schöpfen — stürzte aber im Augenblicke mit zerschmettertem Kopfe zu Boden.

Vor Entsetzen hätt' ich bald das Fernrohr zum Thurmfenster hinausfallen lassen. Ich war außer mir. Mein Vetter aber trat wie ein heiliger Greis vor mich und meinte, nicht vergebens habe er mich auf die schreckliche Scene aufmerksam gemacht; er hätte vorhergesehen, daß es so kommen würde. Ich mußte ihm noch zu selbiger Stunde einen feierlichen Schwur in seine Hand legen, nie mich dem Hazardspiele hinzugeben. Kaum daß ich wagte, noch einen Blick nach dem fluchwürdigen Tempel der schändlichsten aller Leidenschaften zu werfen — aber da war bereits Alles todt und finster.

Die Geisterstunde nahete. Noch immer stand der Rittmeister mit dem zerschmetterten Kopfe vor mir. „Gott sei seiner Seele gnädig!“ sprach ich erschüttert. „Aber es ist doch die größte Missethat, die schöne Himmelskugel der Seele so schändlich zu zertrümmern.“

„Laß uns nicht mit Todten rechten,“ sprach sanft der Vetter, „Gott ist sein Richter. Die letzte Stunde hab' ich zu verkünden, darum banne die blutige Scene. Komm, der Himmel winkt wieder.“

Mechanisch ergriff ich zum letzten Mal den Dollond. Matt erleuchtete Lampenschimmer ein dürftiges Stübchen. Ein Mädchen lag auf den Knien im heißen, innigen Gebet, die Händchen über der mit Verzweiflung kämpfenden Brust gefaltet. Denn dort in der dunkeln Ecke des Zimmers, wo ein Bett stand, lag der arme kranke Vater auf den Tod. Jeden Augenblick konnte er verlöschen, jeden Augenblick das treue, liebende Auge für ewig brechen. Wenn Ihr Vater den zwölften Glockenschlag erlebt, ist er gerettet! Mit diesen Worten hatte sich der Arzt heute Abend entfernt, und Maria war nun allein und verlassen. Nur der kranke Vater und Gott waren bei ihr. Zu ihm aber, dem Allbarmherzigen, flehte das verlassene Kind mit aller Inbrunst seines frommen kindlichen Herzens. Fieberisch zitterten die thränenbenetzten gefalteten Händchen, wenn die wirre Phantasie des Kranken das Schlimmerwerden der Krankheit verkündete und heißer ward das Gebet des weinenden Kindes. O wer zählt die unzähligen Male, wo Maria in beflügelter Angst zur Wanduhr schaute und wieder betete zu Gott, nur dies Mal, nur dies einzige Mal die zwölfte Stunde gesegnet vorübergehen zu lassen. Bereits war es dreiviertel, aber immer unruhiger ward der Kranke, immer krampfhafter

seine Bewegungen, immer schwerer, immer leiser der Athem; noch ein Seufzer und — Todtenstille. — „Gott, Gott, mein Vater im Himmel, schütze mich!" rief außer sich Maria, „Er ist nicht mehr!" — Sie sank fast bewußtlos zusammen — doch ihre Lippen bewegten sich, sie betete fort, sie ließ nicht von Gott. Während des Gebets aber rückte der Zeiger leise vorwärts. Da tönten vom Thurme die Glocken der Mitternacht; — der kranke Vater aber fragte vernehmbar: „Maria, schlug das zwölf Uhr?" — Die Krisis war vorüber, die Krankheit gebrochen und Engel führten Marien in die Arme ihres genesenden Vaters. — „Gott verläßt ja die Seinen nimmer!" — Ich aber umarmte weinend meinen Vetter. O es war ein seliger Augenblick meines Lebens! Die Sterne flammten in heiliger Mitternacht — da unten die tausend schlummernden Herzen. Mariens Verklärung und durch die große, heilige Nacht Gottes ewige Liebe. „Vetter, es giebt eine Unsterblichkeit, o, daß ich diese Gewißheit, wie sie in diesem Augenblicke in meinem Herzen flammt, in jede Menschenbrust graben könnte. Es giebt eine Unsterblichkeit, ja! Gott ist die Liebe!" Thränen traten dem alten Manne in die Augen. Er weinte selten. Er sah mich lange wie verwundert an. Dann drückte er mich heftig an seine Brust und küßte mich. „Hör' einmal," begann er, „Du bist ein herrlicher Junge, daß mir's ordentlich leid thut, Dich morgen wieder hinabfahren zu sehen. Aber, Hand her, daß mir der alte Vetter auf dem Thurme nicht ganz vergessen bleibt — so unterhandsweilen ein Stündchen, he?"

Der gute Vetter hätte mein Leben verlangen können, ich hätt' es gegeben. Ich wußte in der Schnelle nicht gleich, wie ich ihm so recht bündig versichern

sollte, daß er an meiner baldigsten Wiederkehr nicht zu zweifeln habe. „Vetterchen," sprach ich, „das göttliche Thurmnest will ich nicht umsonst ausspeculirt haben, das brauch' ich wenigstens alle Wochen einmal ganz nothwendig für meine schriftstellerischen Leiden und Freuden, und wenn Ihr mir einmal den Schlott verstopft, führ' ich Klage beim wohllöblichen Rathe. Gewiß, so reich ist mir noch kein Tag geworden wie der heutige, wo ich Eure Macht habe kennen lernen, Vetter."

„Nicht die meine," erwiederte ernst und mild der Greis, „sondern die eines Andern.' — Er zeigte nach den Sternen. — „Der Name des Herrn sei gelobt!" — Da stieg der Mond herauf, still und klar und beleuchtete weithin die nächtliche Gegend. Mein Vetter betete seinen Abendsegen. Ich schaute in das Silberlicht des Mondes. Eine selige Ruhe floß in unsere Herzen. Da polterte der Vicar die Thurmtreppe herauf; uns aber nahm nach vollbrachtem Tagwerk die weiche, wohlige Lagerstätte auf — und bald sanken die Wolken des Schlafes auf uns Glückliche hernieder.

Der Sophienducaten.

Erzählung.



Auf dem Golde ruht Segen und Fluch; doch wohl dem Sterblichen, der dem verlockenden Glanze zu widerstehen vermag.

Herward, der Beamtete aus einer kleinen deutschen Stadt, war auf einer Berufsreise nach dem schön gelegenen und zahlreich besuchten Badeort N... gekommen. Er hatte daselbst im Auftrage seines Chefs die Summe von Fünfhundert Thalern zu erheben. Wider Erwarten wurde ihm das Geld sogleich ausgezahlt und er beschloß, die paar Tage, welche ihm noch vergönnt waren, als kleine Ferienzeit zu benutzen und sich das bunte Badeleben in aller Muße in Augenschein zu nehmen. Man kann sich wohl denken, daß Herward die Zeit in N.... nicht lang wurde. Dieses bunte Menschengewühl, aus allen Gegenden Europa's zusammengeströmt, diese glänzenden Equipagen und Livreen, diese reichen Toiletten des Luxus und der Fashion mußten für den mäßig Besoldeten, der in seinem Leben nicht zehn Meilen über den Grenzstein seiner Vaterstadt hinausgekommen war, von besonderem Interesse sein.

Herward, welcher sich ein ganzes halbes Jahr auf diese Reise gefreut hatte, versäumte daher nicht, an alle den weniger kostspieligen Ergötzlichkeiten Theil zu nehmen, welche das Badeleben darbot. Noch nie hatte er ein so trefflich zusammengespieltes Orchester gehört, noch nie eine so vollendete Schauspielertruppe

gesehen, gegen welche die ambulanten Histrionen, welche alljährlich nach dem Kartoffelmarkte seine Vaterstadt auf ein paar Wochen heimsuchten, allerdings nicht in Vergleich kommen konnten. Freilich gestand sich Herward oft, wenn er in dem prachtvollen, kerzenerhellten Salon bescheiden in eine Ecke gedrückt saß, daß ihm alle dargebotenen Vergnügungen erst dann den wahren Genuß bereiten würden, so er sie mit seinem geliebten Weibe und seinem holdaufblühenden Töchterlein Marie theilen könne. Bei ihnen, den Geliebten in der Heimath, waren seine Gedanken, so oft er des Abends einsam durch die blühenden und mit bunten Lampen erhellten Lindenalleen des Kurgartens schritt und die Sterne der Heimath über seinem Haupte leuchteten.

Ohne Aufwand zu machen, lebte doch Herward in Vergleich mit zu Hause auf großem Fuße; er sah einen Groschen weniger an, als es wohl sonst der Fall war; denn er ging von dem nicht unrichtigen Grundsatze aus, daß man sich eine Erholungsreise, wozu sich die Gelegenheit vielleicht nie wieder so bot, nicht durch allzuängstliche Oeconomie verbittern dürfe. Um dies ausführen zu können, hatte er bereits seit einem halben Jahre durch Extraverdienst ein paar Thaler zurückgelegt; auch hatte ihm beim Abschiede seine Emilie mit einem Kusse einen ersparten Louisd'or in die Hand gedrückt. Fest stand es aber bei Herward, diese Gabe der treuen Liebe nicht anzugreifen; im Gegentheil sann er hin und her, was er wohl aus den reichen Bazars der Galanterieläden seiner Gattin und Tochter mitbringen solle. Bei der Masse der glänzenden Artikel war die Auswahl sehr schwer.

Herward, nachdem er alle freundlich gelegenen Ort-

schaften der Umgegend besucht und all' die geschmackvollen Kunstanlagen in Augenschein genommen hatte, wurde an einem trüben Regentage, wo er nicht in's Freie konnte, theils aus Langeweile, theils aus Neugier nach der berüchtigten und privilegirten Raubhöhle des Badeortes dem — Spielsalon geführt.

Wie sich im Leben die Gegensätze oft berühren, so auch in den Spielhäusern in Bädern. Hier, wo alle Anstalten getroffen sind, für das Wohl des Körpers zu sorgen, die zerrüttete physische Gesundheit wieder herzustellen, erlaubt man, die Gesundheit der Seele zu untergraben; neben dem Heiltranke, welchen sprudelnd eine gütige Natur spendet, wird von erbarmungslosen Menschen Gift gereicht.

Mit unwillkürlichem Schauer trat Herward in die unheiligen Hallen, wo sich um die grünen Tische ein gewinnsüchtiges Publikum gruppirt hatte. Trotz der zahlreichen Versammlung herrschte ein Todtenschweigen und man vernahm nur das Klirren des Goldes, das theils von den Bankhaltern eingestrichen, theils ausgezahlt wurde, und das einförmige dumpfe Ansagen der Verlust= und Gewinnkarten. Mit verhaltenem Athem, geisterbleichem Antlitz, saß hier und da ein Pointeur, der seine sämmtliche Baarschaft bereits verloren, und sein letztes Geld auf eine Karte gesetzt hatte. Convulsivisch waren die Hände geballt und der Blick starr auf den Abzug des Bankiers gerichtet, an dessen Abzug Tod und Leben hing. Der große Goldhaufen, der inmitten der ovalförmigen Tafel lag, war die Centralsonne, welche die Goldstücke der Spieler mit magnetischer Kraft nach und nach anzog. Wie mancher der Letztern verließ als ruinirter Mann diesen Tempel des Fluchs.

Herward sah, wie der vor ihm sitzende Pointeur

nach und nach eine große Geldrolle verlor, ohne daß der Verlust den Spieler sehr zu bekümmern schien. „Ach," dachte er, „wie glücklich wärst du, nur zwei oder drei solcher Goldstücke zu besitzen, die hier zu hunderten in die Bank strömen, welche außerordentliche Freude könntest du Emilien und Marien dadurch bereiten."

Nachdem Herward noch eine Zeit lang dem Spiele zugeschaut, verließ er den unheimlichen Ort und eilte wieder in's Freie. Der Himmel hatte sich aufgeklärt und die vom Regen erfrischte Landschaft lag in prachtvoller Beleuchtung der Abendsonne. Welch ein Contrast, diese reine Luft, dieses Arom der Blumen- und Pflanzenwelt, dieser Frieden und diese Liebe der Natur gegen die schwüle fluch- und seufzergeschwängerte Atmosphäre des Spielzimmers.

„Welch schreckliche Leidenschaft," sprach Herward für sich, während er in dem blüthenreichen Thale dahinwandelte; „nein, nimmer soll es einem bösen Genius gelingen, mich zum Hazardspiele zu verlocken. Warnend für mein ganzes Leben werden jene bleichen, verzerrten Gesichtszüge vor mir stehen, welche ich heute im Spielhause erblickte. Der Goldhaufen in der Mitte, auf welchen die Blicke lüstern und mit Gier gerichtet waren, schien eine wahre magnetische, ja eine infernalische Gewalt auszuüben. Sollte denn das Gold wirklich eine solche unwiderstehliche Anziehungskraft besitzen?"

Herward hatte die letztere Frage etwas laut gesprochen.

„Warum nicht?" antwortete eine Stimme, „betrachten Sie zum Beispiel diese zierlich gearbeitete Damenuhr, die Sie mir gewiß abkaufen werden."

Der diese Worte sprach, war ein Tabulettenkrä-

mer, der plötzlich hinter einem blühenden Fliederstrauch hervortrat und dem erschrockenen Herward eine herrlich funkelnde goldene Damenuhr hinhielt.

Die Blicke unseres Freundes hafteten einen Augenblick auf der Uhr, welche so augenblendend blitzte, daß sie ihn bis in's Herz hineinleuchtete

„Nicht mehr als fünf Louisd'or," fuhr der Verkäufer fort, indem er das goldene Deckblatt zurückschlug und eine reizende Emaillearbeit sehen ließ, „ein Lumpengeld."

„Fünf Louisd'or," dachte Herward, „das ist eine Summe, die meine Kräfte bei weitem übersteigt, wiewohl ich mir keine größere Seligkeit denken könnte, als dieses Prachtstück meiner Emilie mitzubringen. War eine so niedlich gearbeitete Uhr nicht lange schon der Wunsch ihres Herzens? Aber fünf Louisd'or? Nein, Herward, schlag' dir diesen Gedanken aus dem Sinne."

„Fünf Louisd'or," wiederholte der Tabulettenkrämer, „ein Pappenstiel, den Sie mit einem einzigen preußischen Thaler im Pharao wieder gewinnen können."

Herward warf noch einen verlangenden Blick nach der Uhr, dann aber enteilte er mit einem: „Ich danke, mein Freund, ich kaufe nicht!" dem Versucher. Indeß, je weiter er das Thal entlang schritt, desto verlockender malte ihm seine Phantasie die geschaute Uhr und desto vernehmlicher klangen in seinem Innern die Worte wieder: „Ein Pappenstiel, den Sie mit einem einzigen preußischen Thaler im Pharao wieder gewinnen können!"

„Allerdings," sprach Herward für sich, „ein preußischer Thaler mehr oder minder würde mich nicht zu Grunde richten, und die Hoffnung allein, Emilien eine hohe Freude zu bereiten, wäre billig genug erkauft."

Eine andere Stimme in ihm rief wieder: „Laß dich nicht verlocken; es ist ein altes Sprichwort: Hat dich der Teufel bei einem Haar, so hat er dich bald ganz und gar. Hast du nicht gesehen die geisterbleichen Gesichter im Spielhaus? Sie haben gewiß auch nur im Kleinen begonnen.

„Aber wenn ich zum Beispiel," fuhr Herward in seinem Selbstgespräche fort, „heute und morgen nicht in die Komödie und in das Concert ginge, wäre da nicht der Thaler wieder eingebracht, und bin ich nicht Emilien dieses kleine Opfer schuldig?"

So kämpfte er lange mit sich. Die Sonne sank prachtvoll hinter die fernen Gebirge, die ganze Abendlandschaft war himmlisch erleuchtet; unter stillem Glockenlauten thaute der duftende Abend hernieder; einsame Sterne traten hervor, im nahen Buchenhaine schlug eine Nachtigall — Herward vernahm von alledem Nichts, der Gedanke an die goldne Uhr, und die Begierde, sie zu besitzen, hatten sich seines ganzen Wesens bemächtigt. Er vergegenwärtigte sich im Geiste die selige Scene, wenn er dies werthvolle Geschenk Emilien überreichen würde; und all dies Glück, das er sich so reizend ausmalte, konnte er in der Wirklichkeit genießen, wenn er ein oder höchstens zwei Thaler daran wagte.

Herward war von seiner Promenade nach dem Badeort zurückgekehrt; wieder wandelte er die mit bunten Lampen erhellten Lindenalleen des Kurgartens auf und ab, fortwährend mit sich selbst kämpfend, ob er das Spiel versuchen solle oder nicht; da trat plötzlich der Tabulettenkrämer aus einer dunkeln Laube und die goldene Uhr, welche von einem in der Nähe befindlichen Gascandelabre zauberhaft beleuchtet wurde, Herwarden hinhaltend, sprach er wieder: „Fünf Louisd'or, ein Pappenstiel."

„Hinweg, Versucher!“ rief Herward, dem die Gestalt des Tabulettenkrämers immer unheimlicher vorkam, und eilte nach den belebtern Salons, wo er sich durch ein Glas Punsch auf andere Gedanken zu bringen und die Versuchung zu unterdrücken hoffte. Er genoß ein, zwei, drei Glas; aber dieser Trank wirkte nicht beruhigend, im Gegentheil verursachte er, daß endlich nach langem harten Kampfe die Leidenschaft den Sieg davon trug und Herward mit den Worten: „Es geschieht ja nur einzig Dir zu Liebe, meine theure Emilie; Dir eine unschuldige Freude zu machen, kann ja gewiß nichts Unrechtes sein,“ mit klopfendem Herzen nach dem Spielzimmer schlich.

Herward stand lange klopfenden Herzens hinter dem einen der Pointeure, bevor er einen Satz wagte. Da er nicht den Muth hatte, ein Livret zu verlangen, so bat er endlich seinen Vordermann, ob er ihm wohl erlauben wolle, einen Thaler auf seine Karte mit zu setzen. Der Pointeur hatte nichts dawider und Herward schob mit etwas zitternder Hand sein Geldstück auf die Karte. Gleich beim nächsten Abzug schlug diese Karte für den Bankier. Herward erblaßte.

„Das ist ein gutes Zeichen,“ flüsterte der Nebenmann Herward in's Ohr, „wenn man gleich das erste Mal verliert; setzen Sie eine neue Karte, ich wette, Sie haben Glück, aber Sie müssen auf selbst gezogene Blätter setzen; darf ich Ihnen mein Buch anbieten? Ich spiele nicht mehr.“

Mit diesen Worten schob er dem Neulinge im Pharao, der sich über seinen urplötzlichen Verlust noch immer nicht zu trösten vermochte, die dreizehn Karten in die Hand.

Herward ließ sich endlich verleiten, zog selbst eine

Karte und wagte einen zweiten Thaler. Diesmal wollte ihm das Glück wohler; der Piquekönig, welchen er besetzt hatte, gewann.

„Lassen Sie sich den Gewinn nicht auszahlen,“ flüsterte der Nebenmann von Neuem, „drücken Sie ein Ohr, dann erhalten Sie den Satz dreifach ausgezahlt.“

Herward hätte vor's Leben gern den zurückgewonnenen Thaler eingestrichen, und nur mit Widerstreben befolgte er den Rath des Nebenmannes.

Die Karte gewann abermals.

„Immer fortgebogen,“ flüsterte der Versucher, „die Coeur-Zehn muß noch einmal für Sie schlagen.“

Der Prophet hatte wahr gesprochen. Noch war die Taille nicht zu Ende, Herward hatte sechs Thaler gewonnen. Wer war glücklicher. Dieselbe Karte aber, die ihm den sechsfachen Satz eingetragen, hatte unmittelbar zuvor den vor ihm sitzenden Pointeur den letzten Louisd'or geraubt. Mit einem leisen Fluche erhob sich dieser und verließ das Spielzimmer. Herward, von seinem Nebenmanne gedrängt, nahm den leergewordenen Stuhl ein. Er spielte jetzt schon mit größerer Zuversicht; die ihm zeither unbekannte Leidenschaft des Spiels umkrallte ihn leise und leiser — nach Verlauf einer Stunde, die ihm wie ein paar Minuten entflohen, hatte er bereits mehrere Louisd'or gewonnen. Er wollte mehrere Male aufhören und sich mit dem für ihn außerordentlichen Gewinne hinwegbegeben; aber immer stand der unbekannte Rathgeber hinter ihm, der es verhinderte.

„Sie sind im Glück,“ flüsterte er unaufhörlich, „es wäre unklug, aufhören zu wollen; Sie können die bedeutendsten Summen gewinnen.“

Herward spielte weiter, gewann, verlor, verlor

abermals, ward hitziger, dem Verluste beizukommen, seine Augen begannen endlich zu starren, seine Züge verzerrten sich. — Gegen Mitternacht erhob sich der Unglückliche geisterbleich; er hatte nicht nur seinen sämmtlichen Gewinn, sondern auch seine ganze Baarschaft und selbst den Louisd'or, den er von seiner Gattin erhalten und den er stets bei sich trug, verloren. Als er aufstand und sich umblickte, war der unbekannte Rathgeber, der ihn in's Verderben gelockt, verschwunden.

Wer vermöchte Herward's Zustand zu beschreiben! Halb bewußtlos schwankte er aus dem Spielzimmer, wie von Furien gepeitscht eilte er nach Hause, wo er sich in höchster Verzweiflung auf's Sopha warf. Von seinem ganzen Reisegelde war ihm kaum ein Louisd'or verblieben, der zur Bezahlung der Zimmermiethe nicht einmal ausreichte. Wüste Fieberphantasien durchzuckten sein Gehirn; böse, unheimliche Gedanken umschwirrten wie Gespenster sein glühendes Haupt. Einen solchen höllenvollen Zustand hatte er nie gekannt. Plötzlich sprang er auf, griff wie wahnsinnig nach seinen letzten paar Thalern und rannte damit nach dem Spielhause. In wenig Minuten war auch diese letzte kleine Summe von der golddürstigen Bank verschlungen, und Herward hatte Alles verloren. —

Wir ersparen uns, dem Leser die Tortur auszumalen, auf welche der unglückselige Herward von seinem Gewissen gespannt wurde: wir erwähnen nur, wie er durch die dunkele, stürmisch, regenschwangere Nacht von bösen Geistern gepeitscht wurde; wie er erst gegen Morgen seine Wohnung wieder erreichte, wo er vernichtet niedersank und in einen dumpfen, schlafähnlichen Zustand verfiel.

Welch' ein Erwachen, als die Morgensonne nach der sturmreichen Nacht freundlich durch die Fenster leuchtete. Es war der schrecklichste Tag in Herward's Leben; als aber der Abend nahte, da zog es ihn wieder mit tausend Armen zur Spielbank. Hatte er nicht über fünfhundert Thaler zu gebieten? Konnte er durch einige glückliche Sätze nicht seinem ganzen Verluste wieder beikommen? Aber anvertraute Gelder angreifen! Herward schauderte bei dem Gedanken. Es entstand ein neuer furchtbarer Kampf seines guten und seines bösen Engels. Gewinne nur so viel, flüsterte letzterer, um die Wirthshausrechnung zu bezahlen und nothdürftig die Heimath erreichen zu können; wie willst du von hier fortkommen?

Das böse Princip behielt die Oberhand — kaum hatte das Spiel begonnen, saß auch Herward vor den unglückseligen Karten. Aber das einmal treulos gewordene Glück wollte nicht wiederkehren und je leidenschaftlicher der Unglückliche pointirte, desto schadenfroher zog sich die launenhafte Fortuna zurück. Mehrmals mußte Herward nach Hause, um neues Spielgeld von den fünfhundert Thalern zu holen. Der bis zum gestrigen Tage auf dem Wege der Pflicht und Tugend wandelnde Mann, dessen Ruf und Rechtschaffenheit zeither makellos dagestanden, war gänzlich den Mächten der Unterwelt anheimgefallen.

Herward spielte die ganze Nacht, verlor ununterbrochen, und pointirte immer leidenschaftlicher. Als der Morgen kam — war von den fünfhundert Thalern kein Groschen mehr sein!

Wir finden den unglücklichen Spieler auf seinem Zimmer wieder, wo er kaum mehr kenntlich auf dem Sopha liegt. Er kann sein Unglück, seine Schande nicht ertragen — der Selbstmord ist bei ihm fest be-

schlossen. Er kämpft mit sich nur darüber, ob er seine Gattin mit der Ursache seines Unterganges bekannt machen solle oder nicht.

Eine geraume Zeit währt dieser todtenähnliche Zustand, während alle Furien der Hölle sein Innerstes durchwüthen — da klopft es an die Thür. Herward ist nicht im Stande, Herein! zu rufen — die Thüre öffnet sich, ein Briefträger erscheint und bringt einen Brief von Emilien. Die liebende Gattin schreibt in den zärtlichsten Ausdrücken, sie wünscht dem Gatten die frohesten Tage, doch verhehlt sie auch nicht, mit welcher Sehnsucht er in der Heimath erwartet werde. Doch soll er sich deshalb nicht beeilen, so es ihm im Bade gefalle. In dem Briefe der Mutter ist noch ein zweites Brieflein Mariens eingeschlossen, worin die gute Tochter dem Vater einen — Sophienducaten mit der Bitte schenkt, sich damit ein paar vergnügte Stunden im Badeorte zu verschaffen. Sie wüßte wohl, schreibt das Mädchen mit kindlicher Naivetät, daß Reisen viel Geld koste und daß sich der gute Vater ja nichts abgehen lassen solle. Zwei volle Monden hatte Marie mit kunstreicher Hand für fremde Leute gearbeitet, um diesen Schatz zu erringen. Endlich war es ihr gelungen und mit himmlischer Freude bot sie dem Vater die Liebesgabe.

War Herward's Zustand zeither schon ein verzweiflungsvoller gewesen, so füllten die beiden Briefe der Liebe den Giftbecher zum Ueberlaufen. Mit Hast riß er Mariens Brief auf, da entgleitete ihm der Sophienducaten und rollte das Zimmer entlang. Herward sprang auf, um denselben zu suchen; aber seine stieren Blicke vermochten das Goldstück nicht wieder zu entdecken; wie sehr er sich auch anstrengte und sorgsam alle Winkel durchsuchte — der Ducaten war und blieb verschwunden.

Herward erkannte jetzt, daß er zum Untergange vom Schicksale auserkoren sei, da mit diesem Ducaten auch der letzte Hoffnungsschimmer verblichen war. Nochmals warf er sich auf die Erde und kroch auf Händen und Füßen nach dem Goldstücke umher; abermals vergebens — da klopfte es zum zweiten Male an die Thür, und der Tabulettenkrämer trat in's Zimmer, die goldene Damenuhr in der Hand.

„Wie steht's, lieber Herr?“ frug er, „noch keine Lust zum Handel? Fünf Louisd'or, ein Pappenstiel.“—

Herward war aufgesprungen. Sein geisterhafter Blick starrte den Händler, der an ihm zum Versucher geworden war, unheimlich an.

„Zurück!“ schrie der verzweifelte Spieler, „oder ich erdroßle Dich, Verruchter!“

„Hoh, hoh,“ sprach der Tabulettenkrämer, welcher Herward's Wort für Scherz hielt, „warum so ungehalten, wenn das Gold auf der Erde umher liegt?“

„Wo, wo?“ rief Herward außer sich.

„Nun, da blinkt's ja, am Löwenfuße des Bureaus,“ antwortete der Händler, „wahrscheinlich ein vollwichtiger Cremnitzer.“

Herward stürzte nach der bezeichneten Stelle und hielt bald das schöne Goldstück, das bekanntlich die fromme Aufschrift trägt: „Wohl dem, der Freude an seinen Kindern erlebt!“ krampfhaft in seiner Hand.

Der Tabulettenkrämer, welcher bald erkannte, daß hier schwerlich ein Geschäft zu machen sei, entfernte sich mit einem kurzen: „Wünsche wohl zu leben,“ während Herward seine Blicke von der glänzenden Liebesgabe seines Kindes nicht loszureißen vermochte. Aber je länger er auf das Goldstück schaute, desto größrer Frieden sank in sein zerrüttetes Gemüth; es

war als wenn ein stiller Segen auf dem Sophien-ducaten ruhte; neue Hoffnung keimte in der Brust des Unglücklichen und tief ergriffen brach er in die Worte aus:

„Wohl dem, der Freude an seinen Kindern erlebt!“

Als der Abend dämmerte, sah man Herward, die Brust voll freudiger Ahnung, abermals nach dem Spiel-hause schleichen. Als es Mitternacht schlug, starrten seine Taschen von Golde. Er stand auf, ging nach Hause und kniete betend nieder.

Am andern Morgen zählte er die fünfhundert Thaler ab, ferner den Louisd'or seiner Gattin, und die nicht bedeutende Summe, die er von seinem Eigenthume verloren hatte; es verblieb ihm nach diesem Abzuge noch ein höchst ansehnlicher Gewinn. Diesen füllte er in einen Beutel, steckte diesen zu sich und ging nach dem Barmherzigkeitsstifte für Noth-leidende. Unterwegs begegnete ihm der Tabuletten-krämer, welcher wieder die verhängnißvolle goldne Uhr zum Kaufe darbot; Herward ging aber lächelnd vorüber.

Als er in dem Barmherzigkeitsstifte angelangt war, ließ er die gewonnenen Goldstücke so unbemerkt als möglich in den eisernen Almosenstock gleiten.

„Mögen die Leiden,“ sprach er für sich, „die ihr in diesem Hause zu stillen bestimmt seid, mir bei dem himmlischen Vater Verzeihung für das schwere Ver-gehen erwirken, das ich mir euretwegen zu Schulden kommen ließ.“

Still, wie er gekommen, entfernte er sich wieder; dem Inspector der Anstalt aber war die Erscheinung des schlicht gekleideten Mannes gleichwohl aufgefallen. Er ward neugierig und ließ den Almosenstock öffnen. Aber wie erstaunte er ob der reichen Gabe, die er

darin vorfand. Er ließ sich nach Herward erkundigen und glaubte eine heilige Pflicht zu erfüllen, wenn er den Chef dieses Beamten von dem außerordentlichen Wohlthätigkeitssinne seines Untergebenen in Kenntniß setze.

Bereits nach wenigen Tagen befand sich Herward wieder im Schooße seiner Familie; wer schildert die Freude des Wiedersehens dieser glücklichen Menschen! Doch wie erschrak Herward, als ihn sein Vorgesetzter, der Rechnungsrath, plötzlich nach der Ursache fragte, warum er sich in dem Bade N... so wohlthätig erwiesen?

Herward wußte in dem ersten Augenblicke nicht, was er antworten und ob er den wahren Grund eingestehen sollte. Er zögerte.

„Wohlan,“ sprach der humane Obere, „ich dringe nicht weiter in Sie; Sie haben sich barmherzig erwiesen, das ist mir genug; ich kann Ihr Thun, der Grund sei, welcher er wolle, nur edelmüthig und lobenswerth finden.“

Auf diese Worte konnte Herward nicht länger schweigen. Er kannte seinen Chef als einen menschenfreundlichen, liebreichen Mann; und der Gedanke, daß dieser nur einen Schatten von Mißtrauen gegen ihn hegen könnte, war ihm unerträglich. So erzählte er denn offen und wahrheitsgetreu sein ganzes furchtbares Abenteuer von Anfang bis zum Ende, seine Qualen, seine Verzweiflung, sein Vergehen und wie sich Gott endlich wieder seiner angenommen durch die Liebe seines Kindes.

Der Rath hatte die erschütternden Mittheilungen schweigend mit angehört. Dann trat er auf den Erzähler zu und erfaßte mit ernster Würde, doch auch nicht ohne Milde, Herward's beide Hände.

„Sie waren auf bösen, sehr bösen Wegen," sprach er, „doch Gott reichte Ihnen noch seine Hand, bevor Sie in den Abgrund stürzten; beten Sie, Herward, beten Sie täglich zu ihm, daß er ähnliche Versuchungen von Ihnen gnädig abwende. Sie haben schwer gefehlt und schwer gebüßt. Daß Sie das gewonnene Geld freiwillig wieder hingaben, ist mir ein trostreicher Beweis für Ihre wahrhafte Reue und wahrhafte Besserung. Was Sie mir erzählt haben, haben Sie mir, wohl verstanden, nicht als amtlich Untergebener, das haben Sie mir als Privatmann, als — Freund erzählt, und als solcher werde ich Ihre Mittheilung zu würdigen wissen."

Obschon Herward weder Frau noch Tochter ein Geschenk aus dem Bade mitgebracht hatte, so blieb doch der Segen nicht aus. Denn als man nach längerer Zeit seinen Geburtstag im stillen Familienkreise feierte, erschien plötzlich und unverhofft der Rechnungsrath und erfreute den Geburtstägler mit einer Besoldungszulage, Emilien mit einer zierlichen goldnen Uhr und Marien mit Stoff zu einem neuen Kleide, welches letztere schon längst der Wunsch ihres Herzens gewesen war.

Den Sophienducaten hatte Herward henkeln lassen und bewahrte ihn als heiliges Palladium; so oft aber sein Blick auf der schönen Münze ruhte, gedachte er der großen Wahrheit:

„Auf dem Golde ruht Segen und Fluch; doch glücklich der Sterbliche, der dem verlockenden Glanze zu widerstehen vermag."

Der Todtenwalzer.

Phantasiestück.

1.

Der glänzende Ball im Hotel de Pologne, seit vier Wochen das A und das O aller tanzlustigen Mädchen von L., war glücklich zu Stande gekommen. Hell leuchteten die hohen Saalfenster in die kalte Februarnacht hinaus, und deutlich vernahm man das süße Wogen der Mädchen-verklärenden Ballmelodien eines Strauß und Lanner. Selbst das alte Inventarium des Hotels, der emeritirte Hausknecht hatte, wiewohl es bereits sehr spät war, sein Lager noch nicht finden können und hörte, nachdem er die große Lampe der Hausflur nochmals mit Oel versorgt, in seinen polnischen Pelz gehüllt, an die Wand gelehnt, nicht ohne Behaglichkeit den bezaubernden Geigenstrichen zu. Er mochte eine gute Weile so dagestanden haben, als sich leise das Hausthor öffnete und eine schwarze Gestalt, wie auf den Zehen, kaum hörbar daher geschritten kam. Heinrich, so hieß das Inventarium, drehte seinen Kopf und begann sich den späten Gast genauer zu betrachten. Es war ein langer schmächtiger Herr in saubersten Ballkleidung, worüber ein prachtvoller Carbonaro geworfen. Das Gesicht konnte Heinrich nicht zu schauen bekommen, da es vom Hute ganz beschattet ward. Der Schwarze schritt bis zu der Stelle der Hausflur, von wo man die erleuchteten Ballfenster übersehen konnte. Er zog eine goldene Uhr hervor und ließ sie repetiren. Es schlug halb ein Uhr,

Da endlich gelang es Heinrich, des Gesichts ansichtig zu werden. Doch kaum hatte er hingesehen, als es ihn wie das kalte Fieber schüttelte und er mit einem leisen Fluche nach der Kümmelflasche griff, um den Schreck und Fieberanfall zugleich hinunter zu spülen. Denn das Gesicht des Schwarzen war wie das eines Todten und weiß wie die Wäsche, die er unter dem Fracke trug.

Zwei Haupteigenschaften in Heinrich's Charakter waren Furcht und Neugier. Beide gaben ihm den Rath, mit dem Schwarzen wo möglich ein vertrauliches Gespräch anzuknüpfen. Er that also einen herzhaften Zug aus der Flasche und begann:

„Ist schon lange angegangen der Ball."

Keine Antwort. Heinrich that einen neuen Schluck und sprach:

„Sie haben sich gewiß verspätet?"

Keine Antwort. Lange Pause. Bei Heinrich begann sich allmälig das Haar zu sträuben. Er setzte verzweiflungsvoll die Flasche zum dritten Male an und fragte stotternd:

„Sie warten gewiß auf Jemanden?"

„Auf meine Braut," tönte es wie Grabesstimme.

Das war Heinrichen schon Recht. Ihm fiel bei dieser Antwort ein großer Stein vom Herzen. Er wußte wenigstens so viel, daß der Schwarze nicht taubstumm sei, und der Kümmel machte ihn sogar verwegen. Er fragte zutraulich:

„Die springt wohl auch oben mit herum?"

Wiewohl auf diese Frage abermals keine Antwort erfolgte, so ließ sich das Heinrich weiter nicht anfechten. Er war einmal im Zuge und begann seine Philosophie zu entfalten:

„Aber, lieber Herr! das wäre nun nicht meine

Passion, meine Braut so mutterseel allein dort oben herumgaloppiren zu lassen unter den jungen Gelbschnäbeln, und derweilen hier unten zu stehen in der Kälte und zu klappern. Man weiß manchmal nicht, wenn Unglück sein soll und der Teufel sein Spiel treibt. Man hat Exempel. Wie wär's," fuhr er zutraulich fort, „wenn Sie selbst ein wenig hinaufstiegen und ein paar Mal mit herum machten."

Als der Schwarze auch hierauf im Schweigen verharrte, hielt's endlich Heinrich für Beleidigung. Erst schimpfte er ganz leise vor sich hin, und als der Schwarze nichts erwiederte, allmälig lauter, endlich ganz laut. Der Kümmel that das Seine, und unter Schelten und Toben suchte Heinrich sein Lager; denn er traute den Schwarzen nicht über den Weg.

2.

Noch eine geraume Zeit lauschte der unheimliche Gast der herabtönenden Ballmusik. Aber das Tempo schien ihm viel zu langsam. „Presto, Presto!" rief er leise und markirte mit dem Fuße den Takt. Da kam die hellerleuchtete Treppe ein Musiker herab, der dem Chore angehörte, welches so eben durch ein anderes abgelöst worden war. Er stieg sogleich auf den Schwarzen zu und rief schon von Weitem:

Bester Herr Capellmeister, ein Glück, daß ich Sie finde, habe Sie schon auf allen Ecken und Enden gesucht. Alles brennt oben auf den versprochenen Wiener, und ein kleines Pröbchen im hintern Zimmer müssen wir doch erst halten."

„Hier ist er," sprach der Schwarzrock und überreichte ein schwarz geschriebenes Notenblatt.

„Ah, brillante Musik!“ schmunzelte der Musikus, einen Blick in das Blatt werfend.

„Was sind für Tänze gespielt worden?“ frug der Capellmeister.

„Wie Hochdieselben zu befehlen geruhten. Die verwünschten Tanzvorsteher stellten uns zwar immer ein Bein. Der Tact war ihnen stets zu rasch. Aber wir haben uns nicht daran gekehrt. Was da, Leben muß sein auf dem Balle! Und kommt nur unser Chor wieder dran; das sind Teufelskerle. Wir wollen ihnen die Seele aus dem Leibe geigen. Die Vorsteher sind dann fort bis auf den tauben Lämmergeier, der schon drei Stunden beim Whisttische sitzt. Die alten Pasteten sind auch fort. Blos junges unverwüstliches Volk. Muß aber Alles todtgemacht werden heute.“

Ein beifälliges Lächeln floh bei diesen Worten über das Todtengesicht des Capellmeisters. „Ich werde sehen, wie Ihr Euere Sache macht. Hier ist etwas für Euern Eifer.“ Er drückte dem Ueberseligen ein Goldstück in die Hand.

„Oh, oh, oh!“ lallte dieser, „großmüthigster Herr Capellmeister —“

„Was macht Angeline?“ fiel der Schwarze unterbrechend ein.

„Ja, werthgeschätzter Herr Capellmeister, unter uns, das Mädchen dauert mich ordentlich, es ist ein gar zu liebes Ding; aber sie holt sich heute den Knax, so wahr ich Jacob Lambert heiße. Natürlich, ist kaum vom Lande herein, war ihr Lebelang auf keinem Balle. Der junge Graf Victor, man sagt ihr Bräutigam, ein Teufelstänzer, läßt sie nicht zu Verstande; und die Extratouren, na, die Extratouren. Apropos, der Herr Graf absonderlich freut sich auf

Ihren Walzer; ich hab' ihm viel vorgeschwatzt davon. Aber es wird Zeit, daß wir daran gehen." Unter nochmaligem Danke empfahl sich der glückliche Musiker und taumelte überselig die Treppe wieder hinauf. Nach einiger Zeit folgte der Schwarze leise auf demselben Wege.

3.

Die Kronleuchter flammten. Tausendfach warfen die krystallenen Spiegelwände das Lichtmeer zurück. Die Tonwellen rauschten und selig wogten Tänzer und Tänzerinnen in den langen unabsehbaren Guirlanden des Cotillon; angeführt von dem jungen und schönen Grafen Victor und der Königin des Balles, der wunderschönen Angeline. Was nur Jugend, Schönheit, Anmuth und Grazie aufzubieten vermag, war auf wundervolle Weise wie ein Blumenregen, über dieses beneidenswerthe Paar ausgegossen. So wogten sie dahin in seliger harmonischer Lust. Aber bald genügte dem feurigen Victor der bisherige schöne, gemäßigte Dreivierteltact nicht mehr. Er winkte zum Orchester und die Melodie ward feuriger, das Tempo schneller und ging endlich in rauschenden Zweivierteltact über. Da flohen die Paare dahin in wahnsinniger Eile, da perlten die krystallenen Tropfen, da wogten die Busen, und die Lungen pulsirten in tödtlicher Hast; da floh scheu die Göttin der Anmuth und Grazie den bacchantischen Wirbel; dichter füllte der Staub die glühende Atmosphäre, düsterer brannten die Kerzen, aber immer wilder wirbelten die Paare in vernichtender, unseliger Lust, und zu einem kleinen Fenster in der Thür des Nebengemachs schaute das Todtengesicht des Capellmeisters.

Mehr todt als lebendig sanken endlich die Tanzenden auf die sammtnen Ruhekissen, mit Tüchern und Fächern sich Kühlung zuwehend. Bald eilten die Herren zum Büffet und kehrten mit süßem Eis und Limonade zurück zu den glühenden Schönen. Auch Victor präsentirte Angelinen das tödtliche Glas. Doch kaum hatte das Mädchen die Limonade an die Purpurlippe gebracht, als sie bleich, sprachlos und zitternd das Glas zurückgab und dem Umsinken nahe, winkte, den Saal zu verlassen. Bestürzt führte sie der Graf in ein Seitengemach. Alle geisterweckenden Mittel wurden angewandt, und als Angeline wieder zur Besinnung gebracht und sie nach dem Unfalle näher befragt wurde, so erzählte sie, daß, wie sie das Limonadenglas an den Mund gesetzt, habe durch die Nebenthür ein bleiches, weißes Gesicht mit schrecklichem Lächeln sie angeblickt; und wie ein Eisstrom sei es ihr dabei durch alle Glieder geriefelt. Man sah sich überall nach dem Todtengesichte um, und da man nirgends eins erblickte und die Vision keine ernsthaften Folgen gehabt, so ward ein Scherz aus der ganzen Sache gemacht; und der Graf forderte seine Braut zum letzten Walzer auf. Vergebens bat und sträubte sich Angeline vor diesem Tanze. Victor ließ nicht ab. Er bat mit so süßen Schmeichelworten, er flehte, er sank auf ein Knie — und das Opferlamm folgte in den Ballsaal.

Nach einer kurzen brillanten Cadenz begann der letzte Walzer. Ein himmelvolles Allegro halb zitternd, halb wogend mit einer wunderseligen Melodie elektrisirte auch den Todmüdesten und rief Alles zum letzten Male auf den Tanzplatz. Der Graf, von Angelinen befragt, frug zum Orchester hinauf: „Wie heißt der Walzer?“

„Der Todtenwalzer," tönte es herab.

„Der Name thut nichts zur Sache," lachte Victor und eröffnete mit seiner Braut den Reigen. Aber das gemäßigte Allegro ging allmälig kaum bemerkbar in Allegro Molto über und schwoll endlich immer höher zum wildesten Presto. Gleichwohl ließ die himmlische Melodie und der befeuernde Hebetact die Tänzer an kein Aufhören denken. Und immer schneller ward das Tempo. Wieder perlten die krystallenen Tropfen, wieder wogten die Busen und die Lungen pulsirten in tödtlicher Hast; wieder verdunkelte Staub die glühende Atmosphäre und immer düsterer brannten die Kerzen; da fiel das Orchester Prestissimo ein. Schon konnten einzelne Instrumente nicht mehr fort, nur einzelne Posaunenstöße und die schneidende Pickelflöte markirten noch die fürchterliche Schnelle. Hier und da sanken die Paare athemlos und glühend auf die Ruhebänke. Immer kleiner wurden die Häuflein. Victor und Angeline immer voran.

„Wir machen sie alle todt," flüsterte Ersterer, und abermals floh man den Saal hinunter. Jetzt konnte selbst die Posaune nicht mehr fort und der Pickelflötist schnappte nach Luft. Jetzt walzten nur noch drei Paar. Aber zwei sanken bald dahin und dem letzten Paare — Victor und Angelinen blieb der Sieg. Noch einmal flohen sie triumphirend durch den weiten Saal und folgten dann dem Beispiel der übrigen.

Der letzte Ton verstummte. Mehrere Kerzen waren verloschen, die übrigen brannten düster. Immer dunkler ward es im Saale. Tänzer und Tänzerinnen ruhten halbentseelt rings umher zerstreut. Todtenstille. Nur das tiefe Athemholen und das Luftfächeln vernahm man. — Da sprang mit einem Male ein Fensterflügel auf. Ein schneidender Luftzug pfiff

mit Grabeskälte durch den Saal — und durch eine Thür trat der Capellmeister. Langsam, die Hände auf dem Rücken, wandelte er den Saal entlang und überblickte mit Wohlgefallen die zerstreuten Gruppen; worauf er durch die hintere Saalthür wieder verschwand. Ein kaltes Grausen überkam das Ballpublikum und die Kellner flohen, den aufgesprungenen Fensterflügel zu schließen.

4

Angelinens Tante war aus ihrem Thee- und Klatschclub in den Tanzsaal zurückgekehrt und mahnte zum Aufbruch. Der Wagen war vorgefahren und Victor begleitete die Damen die Treppe hinab. Aber plötzlich wandelte ein zweiter Begleiter an Angelinens anderer Seite. Es war der Capellmeister. Victor warf dem ungebetenen Begleiter nicht die freundlichsten Blicke zu; aber dieser schien sich nicht daran zu kehren. Zitternd preßte sich Angeline, die ihren Nebenmann gar nicht zu bemerken schien, an den Arm der Tante. So gelangten sie auf die Hausflur. Zwei Kellner leuchteten voran. Der Capellmeister war immer an des Mädchens Seite; Victor ebenfalls, zitternd, aber vor Wuth und Eifersucht, an der Seite der Tante. Und immer näher kamen sie dem Hausthor. Da mit einem Male erhob der Capellmeister die Hand. Wie vom Sturme gebrochen, flogen die Hausthorflügel aus einander. Eisige Februarnacht, mit Schnee vermischt, schlug herein. Die Lichter der Kellner erloschen. Klirrend flog die große Glaslampe, vom Sturme abgerissen, herab. Es war völlig Nacht.

„Herr Jesus!" riefen Angeline und die Tante aus einem Munde und Erstere begann zu wanken.

Victor, der es zu ahnen schien, wollte hinausspringen, aber bereits war das Mädchen in die Arme des Capellmeisters gesunken, der sie zum Wagen mehr trug als führte und — selbst mit hineinstieg. Victor, mehr todt als lebendig, half nun der Tante einsteigen. Kaum daß er sich mit ein paar Worten nach Angelinen erkundigen konnte. Vergebens irrten seine Blicke in der Finsterniß des Wagens nach dem zudringlichen Nebenbuhler. Er überredete sich, sich getäuscht zu haben. Der Kutschenschlag ward zugeschlagen und der Wagen rollte dahin. Victor forschte ängstlich überall nach dem Schwarzen. Er war nirgens zu erblicken. Da packte ihn wieder mit Riesengewalt die Furie der Eifersucht. Wüthend stürzte er die Treppe hinauf nach der Garderobe, warf seinen Mantel um und stürzte in toller Hast dem Wagen nach. Bald vernahm er dessen dumpfes Rollen auf dem hartgefrornen Boden und erreichte ihn unfern Angelinens Wohnung. Leise schlich er sich an den kalten Häuserreihen dahin, um die Aussteigenden genau beobachten zu können. Der Wagen hielt, der Schlag ward geöffnet, die Tante stieg aus. Hierauf der Schwarze, der Angelinen heraushob. In der ersten Wuth wollte Victor hervorspringen und den nächtlichen Brauträuber packen; aber es hielt ihn wie mit unsichtbaren Fesseln zurück. Jetzt öffnete sich die Hausthür. Die drei Gäste traten ein. Die Thüre ward geschlossen und der Wagen rollte dumpf die Straße entlang.

Da stand der unglückliche Bräutigam wie vernichtet an die Mauer gelehnt, knirschend vor Eifersucht und Ingrimm, klappernd vor Kälte in der schaurigen Februarnacht; Himmel und Hölle und Angelinen verwünschend. Noch nie befand sich ein Liebhaber in

peinlicherer Lage. Indeß schneiete es fort und Victor mußte endlich den trostlosen Heimweg antreten. Noch einmal warf er einen Blick nach der verhängnißvollen Hausthür, die sein Glück wie sein Unglück verschloß, als diese sich öffnete, und der Capellmeister leise heraustrat und die Straße hinabwandelte. Da erwachte aller Ingrimm von Neuem in Victor's Brust, er eilte der Gestalt schnellen Fußes nach. Doch wie schnell er dahin schritt und welch' gewöhnlichen Schritt der Schwarze wandelte, so konnte er diesen nicht einholen. Endlich, nachdem sie mehrere Straßen durchwandert und bereits vor's Thor gelangt waren, erreichte ihn Victor an einem Gartenthore. Er packte ihn sogleich und verlangte Genugthuung für das Betragen gegen Angelinen.

„Wer ist Angeline?" frug ruhig die Gestalt.

„Meine Braut, Bube!" donnerte Victor.

„Du irrst, Freund," entgegnete der Capellmeister im vorigen Tone. „Es ist *meine* Braut, Du nur mein Brautführer."

Diese frechen höhnenden Worte ließen den Grafen alle Rücksicht vergessen. Er stürmte auf die Gestalt ein, und war im Begriff, sie gegen die Mauer zu schleudern, als er nur den langen weiten Mantel in der Hand behielt und ein Todtengerippe vor ihm stand.

Voller Entsetzen taumelte Victor zurück.

„Kennst Du mich nun? Kennst Du diese Mauer?" lachte das Gespenst und wandelte langsam gegen das Kirchhofthor, welches sich öffnete. Hier blieb es nochmals stehen und sprach: „Nicht die erste Braut war es, die Du mir zugeführt, es ist nicht die *letzte*. Darum lebe. Noch hab' ich keinen Theil an Dir. Lebe und gedenke des *Todtenwalzers*. Klirrend

schlugen die Thorflügel hinter dem Gerippe zusammen. Sturm brauste daher und in der Ferne verkündete die Thurmuhr der Hospitalkirche die Stunde des Morgens.

Victor war besinnungslos zu Boden gesunken. Ein Nachtwächter, den sein Weg an der Kirchhofsmauer vorbei führte, fand den Erstarrten und brachte ihn auf die nächste Thorwache. So wie er zum Bewußtsein gelangte, bezeichnete er seine Wohnung, in welche er noch dieselbe Nacht gebracht wurde.

5.

Es waren noch keine vierundzwanzig Stunden vergangen, da stand vor der Vorhausthür zu Angelinens Wohnung ein Tischchen, worauf ein weißer Bogen Papier lag, mit der Inschrift:

„Unsere innigst geliebte Nichte, Fräulein Angeline v. P. ist in Folge einer heftigen Erkältung und eines darauf erfolgten Lungenschlages diesen Morgen schmerzlos und sanft verschieden.

Die trauernde Familie v. Z."

Ein heraustretender Mann in Bediententracht, der die zahlreich eingelaufenen Condolenzkarten zusammenlas, schluchzte heftig und sprach: das verfluchte Rutschen — ich sag's immer — nun haben wir die Bescheerung — o Linchen, Linchen wärest Du doch auf deinem Lande geblieben.

Der Todtenwalzer hat seit Angelinens Tode zwar einen anderen, freundlicheren und wohlklingenderen Namen erhalten: der Walzer selbst aber ist geblieben. Er hat eine Zeit lang bei dem tanzliebenden Publi-

kum das außerordentlichste Glück gemacht, dem Compositeur aber unstreitig das süßeste Honorar eingetragen, indem er manche reizende Braut in seine Arme geführt. Wie die Sage geht, soll trotz der Lection an der Kirchhofmauer, trotz eines dreiwöchentlichen hitzigen Fiebers der unverwüstliche Graf Victor sein Möglichstes dazu beigetragen haben.

Engelberta.

Erzählung eines Arztes.



Der Autor nachfolgender, durch ihre wunderbaren Begebenheiten an das Romanhafte grenzenden Geschichte, ein geachteter, vor Kurzem verstorbener Arzt, erzählte diese an einem stürmischen Novemberabende des Jahres 1832, als mehrere junge Freunde bei ihm zum Besuch waren, die, von den damaligen politischen Wirren sehr aufgeregt, mit der Gegenwart sich durchaus nicht befreunden wollten. Der Erzähler hatte dabei die wohlmeinende Absicht, durch Aufstellung eines düstern Bildes der Vergangenheit, der Gegenwart ein freundlicheres Licht zu verleihen. Seine Jugendzeit fiel in jene Periode, die wir unrechter Weise genug mit dem Namen „der guten alten Zeit" bezeichnen und vermöge seines Berufs fand er oft Gelegenheit, die damaligen Abnormitäten adeligen Kastenthums in ihrer größten Schroffheit kennen zu lernen. Aus mehreren Begebnissen seines Lebens wob er nachfolgendes Gemälde, von dem jeder aufgeklärte und menschenfreundliche Leser nur wünschen kann, daß es mehr dem Reiche der Dichtung als der Wahrheit angehören möchte.

Es war an einem warmen aber trüben Frühlingsnachmittage, als ich nach glücklich bestandenem Baccalaureatsexamen auf der Wanderung durch mein schönes Vaterland in ein Thal herabstieg, das sich durch seine

reizende Lage vor all' den zeither durchwanderten auszeichnete. Baum= und wasserreich, fleißig bebaut, im Schmucke des Frühlings, glich es einem irdischen Paradiese. Die einzelnen blüthenumflorten Dörfer lagen wie anmuthige Idyllen rings umher zerstreut, und am Ausgange des Thals, wo das Reich der segensvollen Demeter in ernste Waldung überging, thronte auf gigantischem Felsenvorsprung ein Schloß in so bezaubernder Schöne, wie es sich die Phantasie des Romanschreibers nicht reizender zu malen vermag.

Aber je weiter ich vorwärts schritt, desto mehr mußte mir die seltsame Stille auffallen, welche rings über das blühende Eden ausgebreitet war. Obschon der Kalender von einem Sonn= oder Feiertage nichts wußte, vermißte ich doch gänzlich jenes rührige Leben und Treiben des Landmanns auf Fluren und Feldern. Alles war still, erstorben, und so weit meine Blicke reichten, kein menschliches Wesen zu erblicken. Die ganze Natur athmete eine unbeschreibbare Beklommenheit. Gleichsam als sei es ihm verboten, pinkte nur ganz leise der Finke im tiefen Gebüsch, und der Ton einer Lerche, der aus weiter Ferne daher klang, schien aus einem Himmel zu kommen, der nicht der Himmel dieses Thals war. Diese lautlose Ruhe war nicht die Stille der sanft athmenden Zufriedenheit, nicht die heilige Stille, wie sie auf Gräbern ruht; es war die Stille eines Gerichtssaals, wo der Athem stockt und der Stab gebrochen wird über Leben und Tod.

Endlich gelangte ich an ein einzeln stehendes Haus. Der Kranz über der Thür deutete an, daß es ein Wirthshaus sei. Ich trat in die Gaststube. Da saßen in der Ecke ein paar Landleute bei einem Kruge Dünnbier. Der Wirth, gar nicht von dem Schlage

der behaglichen, beleibten deutschen Wirthe, war eine lange hagere Gestalt mit eingefallenem Gesicht und scheuem unstäten Blicke.

Ich bestellte einen Schoppen Wein; aber so wie ich mich setzte, bemerkte ich, daß die zwei Gäste ihre Krüge mit sichtbarer Hast leerten, und durch eine Hinterthüre, welche nach dem Garten hinausging, leise davon schlichen.

„Ist denn bei Euch ein Feiertag?" war meine erste Frage, als der Wirth den verlangten Schoppen vor mich hingestellt hatte.

„Bewahre, lieber Herr," war die ziemlich tonlose Antwort.

„Aber zum Kuckuck, Eure Fluren und Aecker sind ja wie ausgestorben!"

Der Wirth warf einen mißtrauischen Blick auf mich, und erwiederte eintönig: „der Herr wird ja doch wohl wissen?"

„Was soll ich wissen, ich komme aus weiter Ferne."

Der sonderbare Gastgeber räumte die beiden geleerten Krüge der Landleute hinweg und sprach nach einer Pause: „Nun, die junge Gräfin der gnädigen Herrschaft ist urplötzlich gestorben und da haben wir Trauer auf acht Tage."

„Wie hängt aber diese Trauer mit der Arbeit des Landmanns zusammen?"

„Nur zu sehr, die Trauerzeit muß begangen werden wie der Charfreitag."

„Aber Mann," rief ich, „jetzt, wo das Land der arbeitsamen Hände so bedürftig, es ist nicht möglich."

Der Wirth blickte wieder scheu auf mich. Da er aber in meinem Blicke ein wahrhaft zürnendes Erstaunen las, ward er etwas vertrauender.

„Leider ist es so," hub er mit gedämpfter Stimme

an, „die Gemeinden sind flehentlichst eingekommen, die Trauerzeit nur um ein paar Tage zu kürzen wegen der unaufschiebbarsten Geschäfte, aber es ist nicht gestattet worden.“

„Nun, das muß ich gestehen, lebt Ihr unter Türken oder Christen?“

Dem armen Manne mocht’ es wohlthun, sich einmal aussprechen zu dürfen, wie ihm um’s Herz war, und so erhielt ich ein so schaudererregendes Bild von dem Feudalismus, den diese gräfliche Familie über die Landbewohnerschaft ausübte, daß ich einmal über das andere ausrief: „Und das ertragt Ihr geduldig? Gibt es keine Gerechtigkeit hier zu Lande?“

Bei einem jedesmaligen zornigen Ausrufe meinerseits blickte der Erzähler scheu um sich, damit Niemand die gefährlichen Worte vernehme. Mir aber fielen dabei die beiden Landleute ein, nach deren plötzlicher Entfernung ich mich erkundigte.

„Es gibt so viele böse Aufpasser hierorts,“ erklärte der Gefragte, „die Alles dem Gerichtsverwalter hinterbringen. An den Wochentagen ist das Wirthshausgehen streng verboten. Man kannte sie nicht und traute nicht. Auch gingen die Leute nicht durch die Vorderthür, sondern durch den Garten, um allen Verdacht zu vermeiden, als seien sie bei mir gewesen.“

Endlich ward meine ärztliche Neugier rege und ich erkundigte mich, woran die junge Gräfin so schnell verstorben sei?

„Das ist eine seltsame Geschichte,“ erwiederte der hagere Mann, „man gibt ihren Tod einer armen Bauerndirne Schuld, die auch bereits hart und fest sitzt im Criminale.“

Ich horchte verwundert, und der Erzähler fuhr fort: „Der Vater jener Dirne sitzt wegen schuldiger

Gefälle bereits sechs Wochen im Thurme; die zahlreiche Familie ist dem Hungertode nahe. Da wagte die älteste Tochter, ein sanftes, liebes Kind, die Verzweiflung gab ihr den Muth, einen Fußfall vor der jungen Gräfin, als diese gerade von der Jagd heimkehrte, die sie leidenschaftlich liebte. Das Mädchen fiel auf offener Landstraße vor dem stolzen Fräulein nieder, erfaßte die gnädige Hand, die sie mit Küssen und Thränen bedeckte, und flehte um die Losgebung ihres Vaters. Weiß der Himmel, war es der Schrecken über die unerwartete Scene, oder, was ich bei dem Adelstolze und reizbaren Temperamente des Fräuleins eher glaube, die Aversion, von einer Bauerndirne angefaßt und geküßt worden zu sein, kurz sie schwankt zum Schlosse und stirbt am selbigen Tage."

„War denn kein Arzt zur Hand?"

„Allerdings," entgegnete der Wirth, „Herr von Blumauer ward sogleich gerufen; aber er erklärte, daß alle Hülfe vergebens."

„Ist denn der Arzt von Adel?"

„Das will ich meinen; in der nächsten Umgebung der gnädigen Herrschaft darf kein bürgerlicher Athem wehen; auch die Kammerfräulein sind zwar arm, aber alle von gutem Adel."

Trauerglocken, die durch die stille Frühlingsluft vom Schlosse daher tönten, unterbrachen unser Gespräch.

„Die Gestorbene wird jetzt ausgestellt in der Todtenhalle," erklärte der Wirth, „worauf die Beisetzung in die Familiengruft erfolgt."

„Kann man sich denn die Sache mit ansehen?"

Der Gefragte zuckte die Achseln, „unser einem," sprach er, „wollt' ich nicht rathen, nur den Schloßhof zu betreten."

„Erbärmliches Kastenthum! Fürsten und Könige

hab' ich auf dem Paradebett gesehen; ich will doch sehen, ob es nicht erlaubt ist, ein todtes armseliges Grafenfräulein in Augenschein zu nehmen."

Meine Toilette war schnell gemacht: der Wirth zeigte mir den Weg und bald befand ich mich am Thor des Schloßhofes. Mehrere Trauer=Equipagen mit adeligen Wappen waren vorgefahren. Schwarzgekleidete Herren und Damen, von Dienerschaft umgeben, stiegen aus und gingen den Vorhof entlang. Unfern des einen Thors wandelte eine schwarze Gestalt, eine florumwundene Hellebarde tragend, schweigend auf und ab.

„Der schwarze Kerl," sprach ich zu mir, „wird dir wahrscheinlich ein Bein stellen," aber ich riskirte es und trat in den aristokratischen Vorhof. Richtig, die vor mir wandelnde Noblesse ließ der schwarze Moloch ruhig passiren, in mir erkannte er sogleich den illegitimen Eindringling und kam so hastig, als es seine Gravität zuließ, auf mich zu.

„Sollte hier nächst der Menschenwürde auch das Metall seinen Werth verloren haben?" fragte ich mich, und drückte dem Ankömmling ein Geldstück in die Hand, worauf er sich abwendete, als ob er nichts gesehen habe. So gelangte ich in die sogenannte Todtenhalle. Es war dies ein gewölbter, ziemlich geräumiger Saal, überall mit schwarzem Tuch ausgeschlagen. Die dicht umhangenen Fenster ließen nicht das geringste Tageslicht herein, dagegen brannten zahlreiche weiße Wachskerzen. Inmitten aber von Blumen, in einem glorienhaften Lichtmeer schlief Engelberta. Doch wo nehm' ich Worte her, einen Engel zu beschreiben? Wo Bilder ein Meisterwerk der Schöpfung würdig zu schildern? Ich hatte schon manche schöne Blumenleiche gesehen, aber solch' überirdische

Schönheit war mir noch nicht vorgekommen. Wunderbar ergriffen faltete ich unwillkürlich die Hände und eine Thräne trat mir unwillkürlich in die Augen.

„Sie haben Recht,“ sprach ich zu mir im ersten poetischen Schmerze, „daß sie weit und breit Trauer anlegen acht Tage lang, und wie wenig ist dies, es können Jahrzehnte dahingehen, ehe solch' ein Engel wieder die Erde betritt.“

Eine Todterstille herrschte im Gewölbe; kein Laut, kein leises Flüstern war vernehmbar in der ganzen zahlreichen Versammlung. Sie alle schienen zu beten am Sarge dieser Himmelsgebornen.

Da that sich leisknisternd eine Tapetenthür auf. Eine ältliche Dame in tiefer Trauer trat heraus, unterstützt von einem gleichfalls bejahrten, in Trauer gekleideten Herrn. Ein silbergestickter Stern blitzte auf seiner Brust. Lange und thränenlos weilten die Blicke der ersteren auf der Gestorbenen. Das fühlbare Zurückpressen des Mutterschmerzes in den gemessenen Zwang der Etiquette war deutlich auf dem bleichen Antlitz zu lesen. Der Begleiter trocknete sich kaum bemerkbar eine herabrollende Thräne. Er schien die Gräfin fast zu halten und seine Blicke waren besorgt auf sie gerichtet. Noch lange blickte die Mutter unverwandt nach ihrem todten Kinde; endlich zogen sich die Beiden still und leis, wie sie gekommen, zurück. Ein Säuseln ob dieser stummen ergreifenden Scene wehte wie Geisterhauch über die Versammlung.

Es währte nicht lange, als sich die am weitesten voranstehenden Adeligen ebenfalls durch einen Seitengang kaum hörbar entfernten. Eines nach dem andern folgte und bald befand ich mich nur mit wenigen Männern, die theils dem bürgerlichen Gerichtspersonale, theils dem Leichenconduct angehörten, allein.

Die Zeit der Ausstellung war abgelaufen; aber noch immer konnt' ich mich von dem engelhaften Wesen im Sarge nicht losreißen. Wie festgebannt ruhten von heiliger Wehmuth meine Blicke auf dem süßen Gliederbau, auf den dunkeln Locken, die träumerisch zu Seiten des himmelvollen Antlitzes herabflossen; — da nahten zwei Männer mit dem schweren kostbaren Sargdeckel. Dieses Wunderbild sollte für ewig von dem holden Lichte scheiden, und in jene ernste Nacht herabsinken, aus der noch Niemand wiedergekehrt ist. Schon schwebte der furchtbare Deckel über Engelberta, als mein Innerstes eine nie gefühlte Angst ergriff. Mein ärztliches Gewissen erwachte, die Worte eines weisen Lehrers, „nie zugegeben, daß Jemand begraben werde, ohne von dessen Tode überzeugt zu sein," brannten in Flammenlettern vor mir; und so riß ich einen kleinen Hohlspiegel, den ich zur Aufnahme von Landschaften immer bei mir trug, aus der Tasche, und ohne die Etiquette im Geringsten zu beachten, rief ich den beiden Männern ein kräftiges Halt zu, trat ganz nahe an die Leiche, und hielt das Krystall über die geschlossenen Lippen. Alle Anwesenden erstarrten über solche in diesem Schlosse nie erhörte Frechheit und wußten im ersten Schrecken nicht, was sie beginnen sollten. Ich hielt unterdeß ununterbrochen den Spiegel über das Antlitz der Verstorbenen.

Ein leises Murmeln verkündete den herannahenden Sturm; da zog ich behutsam das Glas hinweg und hielt es gegen die flammenden Kerzen. O, unvergeßlicher Augenblick! wie ein ferner, ferner Morgennebel hatte sich ein kaum sichtbarer Thau über das Krystall gelegt, der bei der Wärme der Kerzen jedoch sogleich verflog. Meine Hand zitterte, Thränen brachen mir hervor; „zurück!" rief ich den schwarzen

Grabgestalten zu, die noch immer mit dem Sargdeckel dicht neben mir standen, „die Gräfin ist nicht todt, sie liegt nur im Starrkrampf, man rufe den Arzt und bringe sie zu Bett.“

Ich mußte diese Worte doch mit zu fester Ueberzeugung gesprochen haben, denn mehrere der Anwesenden stürzten sogleich davon; die Uebrigen umstanden mich in wortlosem Erstaunen. Ich allein war der Selige und begriff nicht, daß nicht Alles in Jubel ausbrach; aber die unerwartete Freudenbotschaft hatte sie gelähmt und ein bejahrter Mann trat auf mich zu mit den Worten: „Mein Herr, was soll das? Wissen Sie, welcher Verantwortung Sie sich aussetzen durch solch' thörichtes Beginnen?“

„Das Leben eines Menschen zu retten, werd' ich stets verantworten, doch was sag' ich eines Menschen, eines Engels!“

Bei diesen Worten sahen mich die Umstehenden mit seltsamen Blicken an. Die Gefühllosen wollten sich noch immer nicht freuen. Unbestritten hielten sie meine Worte für Irrsinn.

Unterdeß erschollen eilende Tritte in dem Seitengange. Ein Herr von höflichem Aeußern, aber schlechtverhehltem Verdruß auf dem Gesichte, trat in die Halle, schritt zum Sarge, warf einen Blick auf Engelberta, und fragte zu mir gewendet: „Sind Sie wahnsinnig? Ueberhaupt wer sind Sie? Wie kommen Sie hierher?'

Ich erkannte in dem saubern Patron sogleich den hochwohlgebornen Hausarzt, ärgerte mich über solche Impertinenzen und replicirte mit möglichster Ruhe: „Solche Fragen sind jetzt überflüssig; sorgen Sie, mein Herr, für die Wiederbelebung dieser Scheinleiche.“

Der Arzt würdigte diesen Worten keiner weitern Beachtung, winkte dem Gerichtspersonale, wahrscheinlich meine Transportation betreffend und befahl den zwei Männern, den Sarg zu schließen. Jetzt ergrimmte ich im Innersten, und rief dem Elenden zu: „Sie erfüllen Ihre Pflicht als Hausarzt oder ich klage Sie des Mordes an, den ich beweisen werde."

Der Mann erblaßte, denn so eben trat der Graf in die Halle. Alles machte ehrfurchtsvoll Platz. Der Alte mit dem Sterne kam auf mich zu und fragte ebenfalls: „Wer sind Sie?"

„Gnädiger Herr," entgegnete ich, „augenblicklich steh' ich Rede, aber zuvor beschwöre ich Sie, daß die Todtgeglaubte zu Bett gebracht werde, und man Belebungs-Versuche anstelle, bevor es zu spät wird. So wahr Gott im Himmel lebt, das Fräulein ist keine Leiche, noch ist Leben in ihr."

Der Graf schien ergriffen und winkte, daß man meinen Worten Folge leiste. Jetzt legte der Arzt und fast alle Anwesenden Hand an, den Sarg von dem Trauergerüste herabzuheben. Ich wollte gleichfalls mit Beistand leisten; der Graf aber winkte mir: „Lassen Sie," sprach er, „Herr v. Blumauer wird das Nöthige besorgen."

Man schaffte den Sarg mit dem köstlichen Inhalte mit möglichster Vorsicht aus der Todtenhalle. Der Graf sprach noch ein paar Worte zu einem der ihm zunächst Stehenden, machte eine gnädige Handbewegung gegen mich, und folgte dem seltsamen Leichenzuge. Der Herr aber, zu dem er die Worte gesprochen, trat zu mir und ersuchte mich, ihm zu folgen.

Die Wanderung ging durch lange Gänge und wir erreichten endlich eine einfache, aber nicht unfreundlich möblirte Eckstube in dem einen Flügel des

Schlosses. Auf einem Tische am Fenster befand sich Schreibzeug und Papier. Mein sehr einsilbiger Begleiter ersuchte mich jetzt, meinen Namen, Herkunft, Heimath, nebst dem Zwecke meines Hierseins aufzuschreiben, und entfernte sich mit der Bemerkung, bald zurückzukehren, und das Begehrte in Empfang zu nehmen.

Ich war von dem Erlebten noch zu sehr ergriffen, als daß ich auf diese ziemlich seltsame Inquisition sonderlich hätte achten sollen. Das Verlangte stand bald mit wenigen Worten auf dem Papiere, worauf ich mich an ein Fenster stellte, welches eine prachtvolle Aussicht über das große reizende Thal gewährte: „Freut euch, ihr guten Landbewohner,“ rief ich, „morgen könnt ihr euch wieder fleißig tummeln auf euren gesegneten Auen.“

Der wortkarge Cicerone stellte sich wieder ein und nahm das beschriebene Blatt in Empfang. „Wie geht es mit dem Fräulein?“ fragte ich sogleich.

„Der Herr v. Blumauer,“ war die Antwort, „hat in Gegenwart des hohen Elternpaares Belebungs-Versuche angestellt, die kein ungünstiges Resultat zu versprechen scheinen.“

„Natürlich, aber welchem gewissenlosen Arzte vertraut Euer Graf sich und die Seinen an?“

„Der Herr von Blumauer ist von gutem Adel.“

„Zum Henker, was hilft hier der Adel! Wo soll aber die Reise jetzt hingehen?“

„Dahin, wo wir herkamen.“

Sofort ward ich von dem unheimlichen Menschen wieder bis zu dem äußern Schloßthore gebracht. „Der gnädige Graf,“ sprach er hier, „wird Ihnen den Lohn für geleistete Dienste im Gasthause zustellen lassen.“

„Wozu? Versichern Sie dem gnädigen Grafen,

daß ich seines Lohnes nicht bedarf.“ Nun verneigte sich der Schwarzrock und kehrte zum Schlosse zurück.

„O Adelstolz, o Kastenthum!“ murmelte ich ingrimmig, „das die heiligsten Herzensregungen in den Zaum erbärmlicher Etiquette zwängt.“ Wiewohl Engelberta's Bild wie ein stiller Segen in mir ruhte, so hatte doch die Art, wie man mit mir verfuhr, sehr widerwärtig auf mich gewirkt, und ziemlich mißverstimmt kehrte ich zum Gasthause zurück.

Der ehrliche Wirth kam mir eine gute Strecke entgegen und schlug freudig die Hände über den Kopf. „O Sie Glückskind,“ rief er, und führte mich mit wichtiger, geheimnißvoller Miene auf mein Zimmer; hier stand ein zierlich gedecktes Tischchen und darauf ein Stück Torte und eine Flasche Wein.

„Was soll das?“ fragte ich verwundert. „Es ist noch zu früh zum Abendessen.“

„Vom gnädigen Herrn Grafen selbst,“ erklärte der Wirth, „eine Auszeichnung, wie ich mich nie entsinne, daß sie einem Durchreisenden zu Theil geworden wäre. Und sollte dem Herrn Doctor etwas aus der gräflichen Küche belieben —“

„Sehr obligirt, will mich der Graf traktiren, so könnte ich diese Ehre, falls ich sie nicht zurückwiese, nur auf dem Schlosse annehmen. Schickt daher diese Kostbarkeiten mit meinem gerührtesten Danke zurück.“

„Um's Himmels willen,“ rief erschrocken der Wirth, „wo denken Sie hin, eine solche Verantwortung — Man könnte glauben, ich habe —“

„So traktirt einen andern damit,“ entschied ich. „Uebrigens hole der Kuckuck Eure hohe Herrschaft, mit Ausnahme Engelberta's; ich bin belohnt genug, diesen Engel gerettet zu haben. Uebrigens könnt Ihr Euch freuen, morgen ist wieder Arbeitstag.“

Kaum war ich am andern Morgen aufgestanden, als mir ein Diener vom Schlosse ein Billet überbrachte. Der gräfliche Haushofmeister dankte mir darin für die Genesung der Gräfin Engelberta. Dabei lag ein Kremnitzer Passir- Ducaten. Empört über solche Behandlung packte ich sofort das Goldstück in einen Papierfetzen, den ich unmittelbar an den Grafen adressirte und worin ich diesen Nabob für seine zarten Aufmerksamkeiten ziemlich grob bediente. Meine Habseligkeiten befanden sich bald im Tornister, und ich beeilte mich, eine Gegend zu verlassen, welche, vom Himmel so gesegnet, durch den starrsten Feudalismus zu einem Kirchhofe ward.

Ich war nicht lange gegangen, als mir die seltsame Stille rings umher von Neuem auffiel. Es war so öd und unheimlich wie gestern. „Nun, das muß ich gestehen, das Fräulein lebt und die unglücklichen Unterthanen dürfen sich noch immer nicht regen." Ein des Wegs daher kommender Landmann belehrte mich. Auf mein Befragen erfuhr ich, daß zur Feier der Genesung des gnädigen Fräuleins Engelberta auf fünf Tage alle Arbeiten streng untersagt wären."

Jetzt begann ich zu galoppiren, um so bald als möglich aus dieser Luft zu kommen. Unfern vom Schlosse drang aus dem Hofraum eines großen finstern Gebäudes ein markdurchdringendes Wehgeschrei. Unwillkürlich ergriffen blieb ich stehen. Die Wehklage ward immer kreischender, bis sie nach einigen Minuten plötzlich verstummte. Ein Mann, der in einer Entfernung scheu und verstohlen den Jammertönen zuhörte, ging, so wie er sich bemerkt sah, sogleich demüthig grüßend an mir vorüber. Von ihm erhielt ich die Auskunft: daß so eben das junge Mädchen,

welches dem gnädigen Fräulein auf der Straße entgegen getreten und dasselbe zum Tode erschreckt, ihre Strafe, den doppelten Staupenschlag, erhalten habe. Die Execution sei deshalb so schnell vollzogen worden, weil Engelberta unmittelbar nach ihrem Erwachen auf schleunige exemplarische Bestrafung der Bauerndirne gedrungen habe.

Da packte mich's wie Furien, und erst, als mir das unglückselige Thal ein großes Stück im Rücken lag, athmete ich freier.

Es mochte ungefähr zwei Jahre später sein, als mich eine Geschäftsreise abermals durch das bewußte Thal führte. Der Wirth, bei dem ich wieder einsprach, war noch um vieles magrer und menschenfeindlicher geworden. „Ach, lieber Herr Doctor," seufzte er, mir beim Abschiede krampfhaft die Hand drückend, „hätten Sie doch vor zwei Jahren das gnäd'ge Fräulein in Gottes Namen schlafen lassen für alle Ewigkeit, wir armen Leute würden es Ihnen nur Dank wissen. Engelberta ist seit ihrem Wiedererwachen zehnmal schlimmer geworden als vorher, und haust in unserm Thale ärger als ihre Ahnen. Und der Himmel bewahre uns gnädiglich, wenn der alte Graf einmal die Augen zuthut und das Fräulein unbeschränkte Besitzerin wird. Ich tröstete, so gut es gehen wollte, und befand mich bald wieder unterwegs.

Während mein Wagen ein Stück vorausfuhr, wanderte ich zu Fuß durch die reizende Gegend. So eben kam ich an einer kleinen höchst freundlichen Meierei vorüber. Ich konnte mich nicht satt sehen, wie hier auf dem Feld und in dem allerliebsten Gärtchen alles

so trefflich gebaut ward und fruchtbar gedieh. Aus jedem Ackerstücke, aus jedem Gartenbeete sprach der unermüdliche und kunstreiche Fleiß des Bebauers.

Wie glücklich konnten diese Leute leben, waren meine Gedanken, wenn ihnen der Fleiß ihrer Hände wirklich zu Gute käme; aber so erliegen die Armen unter Steuern und Abgaben, welche eine gnäd'ge Gutsherrschaft unsinnigerweise verschwendet. So bleibt dem Unglücklichen kaum das dürftige Leben.

Meine Gedanken wurden plötzlich durch eine höchst reizende Erscheinung unterbrochen. So eben sprengte auf milchweißem Zelter eine grazienschlanke Frauengestalt aus dem Walde hervor. Ja sie war es, es war Engelberta, das reizende Engelbild. Eine Rudel klaffender Doggen umsprang freudig die schöne Jägerin. Aber bald ward mein Wohlgefallen durch eine Scene verdrängt, wie sie wohl nur zu oft in dieser beklagenswerthen Landschaft vorkommen mochte. Engelberta, deren grüner Schleier malerisch in den blauen Lüften wehte, hielt mit Einemmale ihr Roß an und blickte nach dem Walde zurück, aus dem ein junger schöner Mann hervorsprengte.

„Nachzügler!“ rief eine Glockenstimme, „auf, folgen Sie mir!“ Und mitten durch das Aehrenfeld sprengte das Grafenkind, gefolgt von den Hunden. Der Begleiter besann sich nicht lange, dieselbe Bahn einzuschlagen.

Die verheerende Cavalcade nahm ihre Richtung grade nach dem freundlichen Gärtchen, das mich durch seine Lieblichkeit und durch die sorgfältige und mühevolle Bebauung so angesprochen hatte.

„Was gilt's, Herr Ritter,“ rief Engelberta, die immer ein Stück voraus war, „der Zaun ist nicht zu hoch —“

„Um Gotteswillen, Gräfin!“ beschwor dieser, durch das hohe Korn heransprengend, „Sie werden nicht —“

Aber schon hatte die verwegene Reiterin die Gerte geschwungen und setzte über die bedeutend hohe Vermachung in den Garten. Drinnen angelangt, tummelte sie ihr Roß inmitten der Blumenbeete und wollte sich todt lachen, als der Begleiter mit ziemlich bedenklicher Miene sich die Zaunstelle aussuchte, über welche er der Tollkühnen folgen sollte. Endlich war auch ihm der Bereitersprung gelungen und die hohe Noblesse befand sich im Garten, während die Hunde unter lautem Geheul von außen an der Umzäunung in die Höhe strebten.

„Aber wo hinaus? das ist die Frage,“ scherzte Engelberta, auf und nieder reitend und die entgegengesetzte Vermachung recognoscirend.

„Ich dächte, es wäre der Halsbrechereien genug, Gräfin,“ bemerkte der Cavalier. Er hatte diese Worte kaum gesprochen, als Engelberta auch schon glücklich und wohlbehalten über dem zweiten Zaun hinaus war.

„Teufel!“ brummte der Zurückgebliebene, nahm den Rest seines Muthes zusammen und folgte der Gräfin auf dem gefährlichen Wege. Von nun an ging's in gestrecktem Galopp querfeldein und im gradesten Wege dem Schlosse zu.

„Ei, daß ihr den Hals gebrochen,“ rief ich ergrimmt den Dahinfliegenden nach und aus einem Gartenhäuschen traten die armen Gärtnersleute und umstanden mit gerungenen Händen und thränenden Augen die Verwüstung. Ich hörte da unter andern auch einen gewissen Doctor verwünschen, welcher vor zwei Jahren das Fräulein vom Tode auferweckt habe;

und ich ward nach dem so eben Erlebten immer ungewisser, ob es nicht besser gewesen wäre, ich hätte den Sargdeckel ungestört über das Engelbild herabsinken lassen.

Manches Jahr war dahin gegangen, in Frankreich hatte bereits die Revolutionsglocke allen vom Feudalismus Bedrückten die Stunde der Erlösung verkündet, als mich mein Weg zum dritten Male durch das bekannte Thal führte. Das ehemals Erlebte stand wie ein dunkler Traum vor mir.

Ob sie wohl noch lebt, die schöne, stolze Engelberta, die ich im Tode lieben, im Leben hassen lernte; ob sie sich durch jenes Hochgericht, das in Frankreich über den Adel gehalten wird, in ihren feudalistischen Grillen ein wenig hat einschüchtern lassen und barmherziger geworden ist gegen ihre Unterthanen? Diese Gedanken beschäftigten mich, als der Schwager, der an der letzten Station das Commando der Extrapost übernommen, und in hiesiger Gegend ziemlich bekannt schien, ganz unaufgefordert also zu erzählen begann:

„Die Herrschaft, in die wir so eben einfahren, ist fast die gottserbärmlichste im ganzen Lande, und daran ist Niemand anders als eine Frau Schuld, welche wie ein Kobold, wie ein böser Geist über dieses fruchtbare und ehedem so blühende Land gebietet. Diese Frau war zwar von Kindesbeinen an ein leibhaftiger Teufel; aber seit vor Kurzem die Pariser Einige von ihrer Sippe geköpft, ist vollends kein Auskommen. Sie ist seit der Zeit ordentlich wahnsinnig und ihre Unterthanen sollen auffessen, was der Herr Robespierre einbrockt. Ihr Haß gegen jedes Geschöpf, wenn's nicht „von“ ist, grenzt an Wuth, und in jedem Bürgers- und Bauers-Mann sieht sie einen Scharf-

richter, der ihr an die Kehle will. Wenn doch der liebe Gott oder vielmehr der liebe Schwarze das böse Weib recht bald abholen wollte; denn geht ihr Regiment noch lange fort, so werden bei der unsinnigen Verschwendung alle hiesigen Bewohner zu Bettelleuten. Weiß der Satan, die Frau ist schon einmal mausetodt gewesen und hat sollen zu allgemeiner Erbauung begraben werden; ja prosit! Unkraut verdirbt nicht, kommt da ein Teufelskerl, ein Schwarzkünstler mit einem Hexenbrennglase und macht sie zum Schrecken aller Leute wieder lebendig."

Man kann denken, welche Empfindungen bei dieser Relation in mir rege wurden. Ich schwieg gern gegen den ehrlichen Schwager und der Wagen rollte in das Thal hinab. Aber bald bemerkte ich hier, wie die einstige Fruchtbarkeit von diesen Fluren gewichen war. Dünn und dürftig schwankten die leichten, sprossenden Halme, vom Frühlingswinde leis hin und her bewegt; mancher Acker lag ganz wüste und auch die einst so zahlreichen Obstbäume hatten sich sichtbar vermindert.

„Ja," fuhr der redselige Wagenlenker fort, „zu Lebzeiten des seligen Grafen sah's freilich hier anders aus. Das war wohl auch ein strenger, stolzer Herr; aber nicht auf so methodischen Ruin des Landes bedacht, wie die Kobold-Tochter. Mancher, der sich unter dem Grafen noch recht leidlich befunden, ist in der letzten Zeit verdorben und gestorben; Andere sind gar ausgewandert. Ich verdenke es den Leuten nicht, Mensch bleibt Mensch."

Das gräfliche Schloß ward jetzt im Hintergrunde der Landschaft sichtbar. Es nahm sich noch immer stolz und stattlich aus. Nur etwas altergrauer war es geworden.

Der Schwager wußte noch viel von den Leiden und Drangsalen der hiesigen Bewohner zu erzählen, als mit Einemmale auf der gegenüber liegenden Anhöhe, über welche die Straße führte, eine vierspännige Carosse erschien und in gestrecktem Galopp in's Thal herabbrauste.

„Da sehen Sie das wilde Wesen," sprach mein Cicerone, mit der Peitsche auf das herandonnernde Viergespann zeigend. „Ist das eine Art auf diesem Mordwege? Ich verstehe meinen Trapp wie Einer, aber das heißt Gott versuchen. Freilich," fuhr er fort, „die bricht den Hals nicht und wirft auch nicht um, denn das hätte schon tausend Mal geschehen müssen, wenn's mit rechten Dingen zuginge."

Unterdeß kam die gräfliche Equipage näher; schon signalisirte der Vorreiter dem Schwager, daß er ausweiche: „Nun, nun," brummte Dieser, „Ihr werdet's erwarten können;" mir aber ward ob dieser dritten Begegnung Engelberta's wunderlich zu Muthe.

Ich bedauerte wirklich, daß sie so schnell daherflog; denn ich gestehe es, gern hätt' ich meinen ehemaligen Engel einmal mit Muße in der Nähe betrachtet. Der gräfliche Wagen hatte jetzt eine kleine Brücke zu passiren, die über einen von abschüssigen Uferwänden umgebenen Bach führte, als mit Einemmale die Vorderpferde hoch aufbäumten und rechts schwenkten. Vergebens riß der darauf sitzende Stallknecht das wildgewordene Gespann zurück; der Wagen gerieth aus dem Gleise, rannte mit gewaltiger Kraft an eine Brückenmauer, brach unter Gekrach zusammen und stürzte in die Tiefe.

„Nun, wenn sie diesmal nicht genug hat," sprach mit großer Ruhe der Schwager, „so muß Seine Herrlichkeit der Herr Satan selbst mit drinnen sitzen im

Kasten;" ich aber sprang aus dem Wagen und eilte nach dem Unglücksplatze. Zum Glück war von der Dienerschaft Niemand verletzt; wie es jedoch mit der Gräfin stand, welche allein im Wagen gesessen hatte, mochte Gott wissen. Ich legte sogleich Hand an den übel zugerichteten Wagen, um die Unglückliche herauszuheben. War es aber der Schrecken, welcher der Dienerschaft in die Glieder gefahren, oder Lieblosigkeit, sie zeigte sich ziemlich theilnahmlos, und erst auf meinen wiederholten Zuruf leisteten Einige Beistand.

Engelberta lag in tiefer Ohnmacht und trug am Kopfe bedeutende Verletzungen. Ach, sie war noch immer das reizende Weib, das ich je gesehen. Die sylphenhafte Jungfrau hatte sich zur üppigen Schönheit entfaltet. Ich erkannte die Gefahr, in welcher sich die Ohnmächtige befand. Nur schleuniger Aderlaß konnte retten. Auf meinen Befehl trug man die reizende Bürde in ein nahe gelegenes Bauernhaus.

So wie ich mit der Lanzette den aderöffnenden Schnitt in den Alabaster-Arm gethan, erwachte die Gräfin aus ihrer Ohnmacht. Sie riß den Arm, aus dem ein Purpurquell sprang, entsetzt zurück und schrie nach Hülfe. Ich bat und beschwor, so ihr das Leben lieb, sich ruhig zu verhalten. Aber alle Bitten und Beschwörungen waren vergebens. Das Weib, außer sich, in einer Bauernstube zu athmen, und von einem Unbekannten, in dem ihr Instinct sogleich den Bürgerlichen erkannte, sich ärztlich behandelt zu sehen, stieß die gemeinsten Schmähworte aus und verlangte nach ihrem Leibarzte. Eine neue Ohnmacht machte ihrem Wüthen ein Ende. Ich benutzte den günstigen Augenblick. den Verband umzulegen, denn ein größerer Blutverlust konnte todbringend werden. Aber kaum hatte ich das Geschäft vollendet, als die Ohn-

mächtige wieder zum Leben und zur Besinnung gelangte. Sie riß die Armwunde auf; auch den Verband vom Kopfe riß sie zornig herab und warf ihn mit Abscheu von sich. „Hinweg, infame Kreatur!“ kreischte sie und stieß mit dem Fuße nach mir, und zu der Dienerschaft gewendet: „Bei eurer Seligkeit, dieser Mensch soll mich nicht mehr anrühren!“ Mit Einemmale aber ward die Stimme leiser. Aus allen Wunden strömte das Blut. Nochmals versuchte ich, meinen Beruf als Arzt zu erfüllen; aber die Dienerschaft hielt mich mit Gewalt zurück. Da empörte sich mein Innerstes gegen diese adelstolze Frevlerin, die selbst am Grabesrande mit stolzer Seele dem Uebermuthe ihrer Kaste fröhnte, und ich sprach mit giftiger Resignation: „So fließe denn, du adeliges Blut!“

Und es floß, reichlich, unaufgehalten, und das himmelschöne Antlitz ward bleich und bleicher; schon stellten sich jene bedenklichen Zuckungen ein, mit welchen der Tod nach seiner Beute hakt; schon sanken schwarze Schleier über die einst so blühenden Augen — da riß ich mich mit Gewalt los und wollte retten. Die Gräfin, über welche der Tod immer dunklere Schatten geworfen hatte, bemerkte es dennoch. Zum Letztenmale malte sich ihr Abscheu vor dem Bürgerthum auf dem sterbenden Antlitz; mit letzter Kraft preßte sie ein verächtliches „Hinweg!“ hervor. — Zwei tiefe Athemzüge — das Haupt sank auf die Brust — Engelberta war nicht mehr. Mit jener aristokratischen Energie, von welcher sie im Leben so oft Beweise gegeben, war sie auch gestorben. Sie blieb sich gleich im Leben wie im Tode; wie ihr ganzes Dasein hienieden, war ihr letzter Sterbeseufzer eine — Protestation gegen das Bürgerthum.

Da die Gräfin Engelberta unverehelicht gestorben, fiel die Besitzung an einen entfernten Seitenverwandten, der, von Schulden gedrückt, nichts Angelegentlicheres zu thun hatte, als die sehr herabgekommene Herrschaft für den bestmöglichsten Preis loszuschlagen. Ein reicher Privatmann und Freund von mir kaufte sie unter billigen Bedingungen. So kam das alte Schloß, welches mehrere Jahrhunderte der Stammsitz einer der adelstolzesten Familien gewesen war — in bürgerliche Hände. Der neue Besitzer, ein Mann von trefflichen Geistes= und Herzens=Gaben, that alles Mögliche, den verarmten Landleuten ihre langjährigen Leiden vergessen zu machen, und der Himmel segnete sein Bemühen. Bereits nach wenigen Jahren blühte das Ländchen wieder wie ein kleines Paradies; und wo ehedem Furcht, Mißtrauen, Mißmuth und Verzweiflung geherrscht, da wohnten jetzt Glück, Zufriedenheit und Freude.

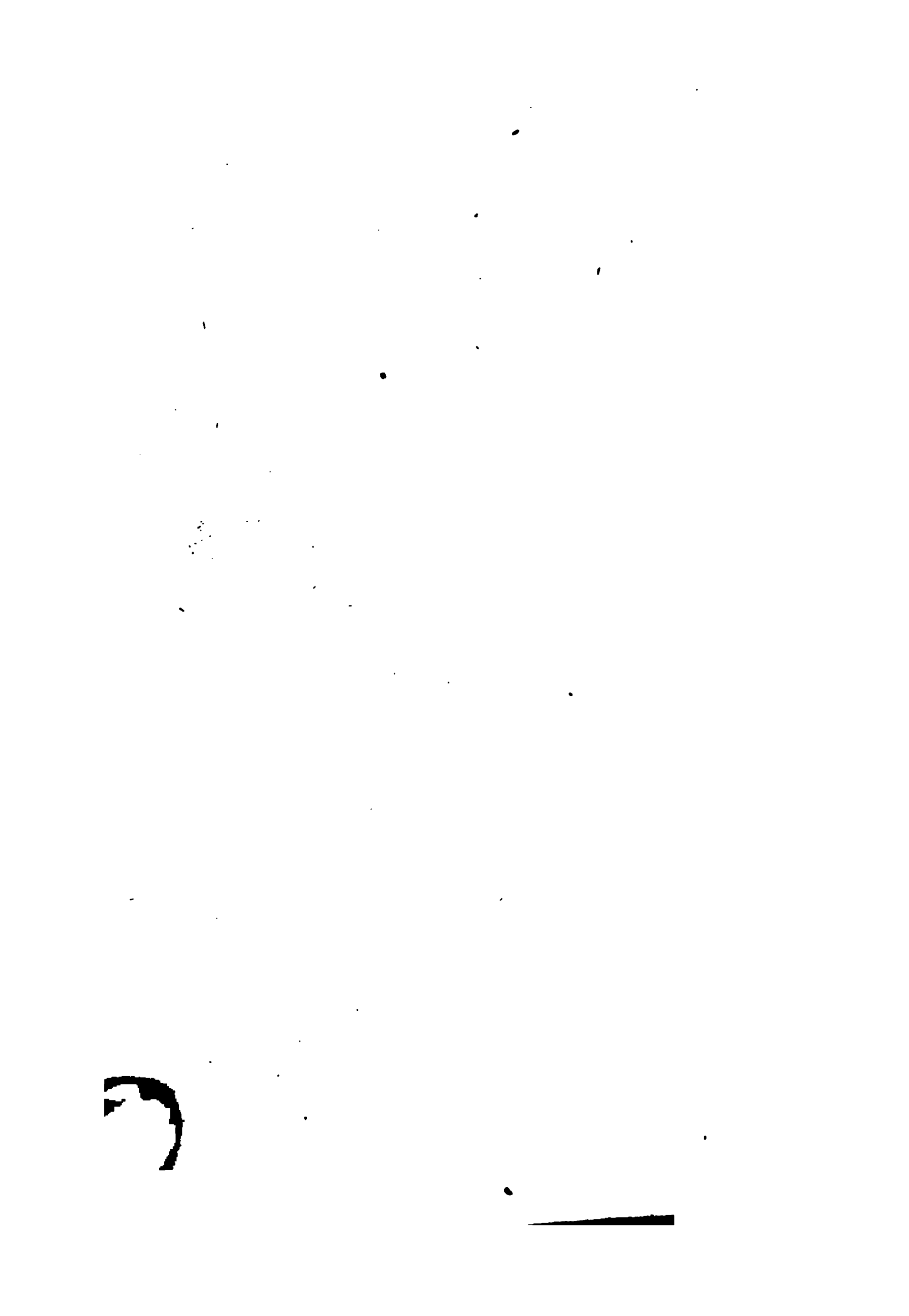
Mehrmals ward mir das Glück, meinen würdigen Freund, der wie ein Vater über seiner blühenden Schöpfung waltete, zu besuchen. Ich verlebte meine frohesten Tage daselbst, und oft mußten meine seltsamen Begebnisse mit der Gräfin Engelberta, deren wohlgetroffenes Bildniß den altergrauen Ahnensaal des Schlosses schmückte, den Stoff zum Gespräch geben.

Eines Tages, als ich mich gleichfalls auf Besuch befand, traf ich bei einer Wanderung durch den Schloßgarten auf ein paar Maurer, welche beschäftigt waren, den Eingang zu einem unterirdischen Gewölbe zu vermauern. Es war das ehemalige gräfliche Erbbegräbniß. Ich zündete eine Leuchte an und stieg hinab in das Reich der Todten. Da ruhte in langen Reihen von Särgen das ganze einst so mächtige und stolze Grafengeschlecht. In dem letzten

Sarge der letzten Sargreihe schlief — Engelberta. Die Scene ihres Todes trat mir lebhaft vor die Augen und ich mußte gestehen, daß sie als die Letzte ihres Geschlechts diesem würdig und als ächte Repräsentantin jener blutdunkeln Tage gestorben war, die wir oft thörichter Weise mit dem Namen „der guten alten Zeit" bezeichnen.

„Bleibe auf ewig versargt, du gute, alte Zeit, und kehre nie wieder," rief ich heraufsteigend aus der dumpfen, dunkeln Todesgruft und wartete, bis der letzte Stein eingekalkt war, der gleichsam auf immer die finstere Vergangenheit von der lichtvollen freundlichen Gegenwart schied.

Man hat sich später noch oft Mühe gegeben und giebt sich dieselbe heutigen Tages noch, jene vermoderte und vermauerte Zeit wieder heraufzubeschwören; aber wie mächtige Herren dabei auch im Spiele waren und es noch sind, es ist nicht gelungen und wird nicht gelingen. Der liebe Gott selbst hat zu getreue Wächter an die Gruft gestellt: sie heißen Licht, Vernunft, Gerechtigkeit und Humanität. Dies sind die vier Evangelisten und Zionswächter der neuen Zeit, und so wird Engelberta, wenn auch nicht die Letzte, doch gewiß eine der Letzten ihres Geschlechtes gewesen sein.



Der Mohr von Venedig.

Ein Scherz.

Neuerungen taugen nichts! Die Wahrheit dieser Worte hatte sich Herrn Sebastian Corvinus, Bürgermeister von Zuckelhausen, einer kleinen deutschen Stadt, während einer fünfundzwanzigjährigen Praxis so unabweisbar herausgestellt, daß er sie zum Lebensmotto gewählt hatte. Was helfen indeß die solidesten Grundsätze, Mensch bleibt Mensch, und hat seine schwachen Stunden. Dennoch war es in einer der letzteren der Zuckelhausener liberalen Propaganda gelungen, dem ehrenfesten Sebastian eine Concession der Neuzeit abzuringen, die dem guten Manne, wie wir sehen werden, sehr schlimme Früchte bringen sollte.

Seit mehreren Jahren schon hatte die Propaganda intriguirt und gebohrt, um in Zuckelhausen die in größeren Städten übliche Sitte einzuführen, sich dem Neujahrstage nicht durch zeitraubende Visiten, sondern durch Karten zu begratuliren; aber Sebastian war dieser afterdeutschen Mode zeither determinirt auf den Kopf getreten. Wie ein Fels hatte er die revolutionären Wogen und Wallungen über sein Haupt dahin gehen lassen, ohne ein Haar nachzugeben. So lange er Bürgermeister von Zuckelhausen, waren seine Worte gewesen, solle diese Pariser Neuerung nicht Wurzel fassen. Mit Paris stand er überhaupt auf gespanntem

Fuße; und unser Sebastian war weit entfernt, der Julidynastie diejenigen Zugeständnisse zukommen zu lassen, welche Louis Philipp von den Großmächten zu erwarten berechtigt ist.

Eine Hauptmacht, welche dem Bürgermeister bei seinem Kampfe gegen die Neujahrskarten zur Seite stand, war die Presse, diese Pallas Athene der öffentlichen Meinung. Man wird den Kopf schütteln, und gleichwohl war es nicht anders. Sebastian beherrschte dieselbe, und zwar mit einer Energie, gegen welche sich die Censuredicte Napoleon's verstecken mußten; und was das Kopfschütteln des geneigten Lesers bedeutend vermehren wird, dies geschah trotz einer unbeschränkten — Preßfreiheit. Ja, vernehmt es, sechsunddreißig Millionen Deutsche, trotz Bundestag, Karlsbader Beschlüssen und allen deutschen Codexen zum Hohne, genoß das kleine Zuckelhausen — Preßfreiheit. Die Sache ging einfach zu. Das einzige Organ der Presse für die genannte kleine Stadt war das alle Sonnabende erscheinende Wochenblatt, das allerdings unter Censuroberherrlichkeit des Herrn Bürgermeisters stand. Letzterer war zugleich Herausgeber und Verleger; da er aber kein Freund der weitverbreiteten Sitte war, die Spalten eines Lokalblattes mit fremden Federn zu schmücken, brachte er lauter Originalartikel, die keusch, wie sie aus der Hand ihres Schöpfers hervorgegangen, abgedruckt wurden, ohne vorher anderswo unter dem Preßbengel geseufzt zu haben. Die Mitarbeiter zu honoriren, hielt Sebastian für eine unverzeihliche Zumuthung; daher dachte er, selber ist der Mann, und darum schrieb er sein Wochenblatt selber und ließ die Artikel ohne Imprimatur drucken; wodurch sich das Räthsel von wegen der Zuckelhausener freien Presse löst.

In seinem kleinen Moniteur kämpfte Sebastian ritterlich gegen die Revolution, und da der Propaganda kein anderweites Journal zu Gebote stand, behielt er stets das letzte Wort; was den Redacteur mit vielem Selbstgefühl erfüllte.

Indeß der Weltgeist geht seinen Gang, und hat er sich einen Plan ersonnen, führt er ihn aus, trotz Preßzwang und Preßfreiheit. Sebastian sollte die Wahrheit an sich verspüren wie Karl der Zehnte, auf den er Stücke hielt. —

Ein junger Baron, welcher ein in der Nähe von Zuckelhausen gelegenes Rittergut käuflich an sich gebracht hatte, feierte seinen Einzugsschmauß, wozu er die Notabilitäten von Zuckelhausen, den Bürgermeister an der Spitze, eingeladen hatte, und zwar durch sauber gestochene — Karten. Sebastian wollte Anfangs, seinem Principe getreu, und um am eigenen Wochenblatt nicht zum Renegaten zu werden, die in Kupfer gestochene Einladung ausschlagen, ward aber von dem nach den Fleischtöpfen Aegyptens lungernden Rathscollegio, welches einen Tag vor dem Schmauße sich selbst zu einem außerordentlichen Fasten verurtheilt hatte, in seinem Entschlusse wankend gemacht. — Sämmtliche Senatoren waren zu Bauchrednern geworden, denn sie sprachen mehr zu Gunsten ihres Bauches als ihrer Ueberzeugung zum Bürgermeister. Dergleichen Naturstimmen vermag selten ein Mensch für die Dauer zu widerstehen; so ward auch unser Sebastian, nachdem er lange mit Römermuthe pro aris et focis gekämpft, in den Strudel der Revolution hinabgezogen.

Die Propaganda in Zuckelhausen jubelte auf, als der besiegte Sebastian mit seinem leerbäuchigen Collegium hinauszog zum Baron. Hier zeigte sich's

aber bald, wie reißend schnell die Sünde den ganzen Menschen ergreift, sobald er ihr einen Finger gereicht hat.

Sebastian in seinem antigallischen Rigorismus hätte sich nie träumen lassen, daß man in Folge eines so kleinen Papierstreifs, den er mit wahrer Berserkerwuth bekämpft hatte, so viel zu essen und zu trinken bekomme. Bei der ersten Flasche hatte sich sein Groll noch nicht ganz verloren; die zweite spülte ihn vollkommen hinunter; bei der dritten ward er beredt, bei der vierten zum Enthusiasten für die Visitenkarten. Sein Senat, der vollkommen frequens war, und bei jedem Gange mehr anschwoll, wie die Riesenschlange, so daß er späterhin zu Hause gefahren werden mußte, stimmte mit seltener Einhelligkeit bei. Kurz, die Kartenfrage war entschieden. Die Propaganda triumphirte, die Kartenwuth griff mit einer Vehemenz um sich, daß man sich selbst Karten schickte bei den unpassendsten Gelegenheiten. Sebastian's conservatives System war gestürzt. Der böse Geist der Neuerungen hatte in dem Jahrhunderte lang umfriedeten Zuckelhausen die tricolore Flagge aufgezogen; — aber die Strafe für den Bürgermeister, den Verräther an dem so lange gehegten und gepflegten Stabilitätsprincipe, sollte nicht ausbleiben.

Es war am Neujahrstage in den Vormittagsstunden, als Herr Sebastian Corvinus in hoher Behaglichkeit in seinem Lehnstuhle saß und, die lange Pfeife dampfend, sich die Zeit vertrieb, die zahllosen Gratulationskarten zu lesen und zu ordnen, welche von den Honorationen und der Bürgerschaft ihm ununterbrochen zugeschickt wurden. Von Zeit zu Zeit schüttete Safian, der Rathsfrohn, der Sonn- und Festtagsbedientenstelle beim Bürgermeister vertrat, ganze Hände

voll frischer Ankömmlinge dem gefräßigen Herrn auf. Letzterer hatte die löbliche Vorsicht gehabt, um das häufige Klingeln zu vermeiden, nach Art der Buchhändler eine Art Zettelkasten an seiner Hausthür anzubringen, welcher die Aufschrift führte: „Behältniß für solche Neujahrskarten, die dem Herrn Bürgermeister bestimmt sind.“ Safian hatte nun in gewissen Zeiträumen die Obliegenheit, das Zettelnest auszunehmen, und die von Stadt und Bürgerschaft gelegten Eier seinem Gebieter in der Schürze hinaufzutragen.

Der Verleger einer zwanzigbändigen Encyclopädie kann die desfallsigen Verlangzettel nicht mit größerm Wohlwollen und größerer Behäbigkeit inspiciren und rubriciren, als dies Herr Sebastian mit den Zuckelhausener Neujahrskarten that. So ist der Mensch. Die einstige Antipathie war in wahre Affenliebe übergegangen. Da, wie überall, der Luxus auch hinsichtlich der Karten große Fortschritte gemacht hatte, so studirte Sebastian in den verschiedenen Schriftarten und Schnörkeln die Fortschritte der Lithographie und Kupferstecherkunst. Die goldgeränderten, so weit war der Luxus in Zuckelhausen bereits vorgedrungen, hatten sich besonders der Zuneigung des gestrengen Herrn Bürgermeisters zu erfreuen; dann kamen die kupfergestochenen, dann die lithographirten, endlich die geschriebenen. Ein Golddruck „die Familie Leutschknautsch,“ reiche Thonpfeifenfabrikanten, lag oben an, und Herr Sebastian konnte sich an dem Kunstwerke nicht satt sehen. —

Eben kam Safian wieder vom Neste und streute den Kartensegen vor dem gestrengen Herrn Bürgermeister auf; meist geschriebenes, unorthographisches, unappetitliches Zeug aus der Kuckucksgasse, Gevatter

Großschmidt und Comp. Der Sattler Hackenast hatte sich's auch gar zu bequem gemacht, und Blätter aus der deutschen Solokarte, mit welcher den ganzen Winter gespielt worden war, weiß angestrichen und seinen unmelodischen Namen darauf verewigt. Unglücklicherweise war die weiße Farbe oberhalb etwas verwischt, so daß der Kopf des eichelnen Dauses dem gestrengen Herrn Bürgermeister zutraulich zunickte.

Mißmuthig bergwerkte Sebastian unter dem Haufen Grobzeuge nach etwas Aristokratie, sie verschwand aber gänzlich unter Beutlern, Kammmachern, Leinwebern und ähnlichen volkssouveränen Gewerken. Was konnte auch von der Kuckucksgasse Gutes kommen? Der aristokratische Markt, sowie Ritter- und Paulsstraße hatten bereits bei früher Tageszeit ihr kartenbeschwertes dienendes Personal als Stafetten umhergesandt.

Plötzlich that der Bürgermeister einen ungeahnten Fund. Zwischen dem pöbelhaften Geschmier des Johann George Punzel, Korbflechters, und dem wischartigen Stück Papier des Christian Hirsemeyer, Kirschpachters, das eher sich zu jedem andern Zwecke, als zu einer Visitenkarte am Neujahrsmorgen eignete, lag ein höchst sauber gepreßtes und mit Goldschrift bedrucktes Kärtchen, das durch seine geschmackvolle Eleganz selbst die golgeränderten Karten der Zuckelhausener Aristokratie in den Schatten stellte. Kaum getraute sich Sebastian, das liebenswürdige Blättchen in die Hand zu nehmen. Doch wer beschreibt die zu Stein erstarrenden Gesichtszüge dieses Mannes, als seine Augen in sauberem Golddruck die Worte lasen:

„Der Mohr von Venedig.“

Es erfolgte eine Pause, die groß zu nennen war. An den Verstand des Bürgermeisters von Zuckelhausen war nie eine so eminente Zumuthung gestellt worden, das Räthselhafte einer solch kostbaren Visitenkarte zu entziffern. Als er sich in etwas gefaßt, hielt er die Karte dem Rathsfrohne vor, der in steifer Devotion in einiger Entfernung neben ihm stand, und welchem die unverkennbare Gemüthsbewegung seines Herrn seinerseits ein Räthsel war.

„Safian," hub Corvinus in einem Tone an, in welchem der Frohn den gestrengen Gebieter von Zuckelhausen kaum wieder erkannte, „wie liesest Du diese Schrift?"

Safian beugte sich etwas vorwärts und buchstabirte: „D—er M—ohr—v—on—Ve—ne—dig—." Diese Antwort war dem Bürgermeister nicht unlieb: er erkannte daraus, daß sein Auge noch richtig construirt sei, was er einige Zeit bezweifelt hatte.

Es entspann sich jetzt zwischen Sebastian und seinem Diener ein Gespräch, das wir dem Leser nicht vorenthalten wollen.

Vorher erkundigte sich der erstere nochmals, ob Safian auch richtig gelesen, und als dieser bei seiner Aussage beharrte und zum Beweis die vier Worte der Visitenkarte nochmals ausführlich herbuchstabirte, frug er:

„Was denkst Du, Safian?"

„Nichts," entgegnete dieser.

„Da geht Dir's wie mir; aber was vermuthest Du?"

„Nichts!"

„Da befindest Du Dich in demselben Zustande, in dem ich mich befinde. Hast Du je von einem Mohren von Venedig gehört?"

„In meinem Leben nicht.“

„Wenn mich nicht Alles trügt, hat dieser schwarze Satan seine leibliche Frau erdrosselt.“

„Da wollen wir ihn doch einfangen und krumm schließen.“

„Wenigstens munkelten die Comödianten, die vor'm Jahre auf dem Kellersaale spielten, wenn ich mich recht entsinne, von der Geschichte.“

„Welche Frechheit, unter solchen Umständen Neujahrskarten zu schicken.“

„Es ist dies ein Fall, der mir als Bürgermeister noch nicht vorgekommen ist.“

„Mir auch nicht.“

„Vor allen Dingen dürfen wir nicht unterlassen, nachzuspüren, wo sich der Schwarze befindet. In der Stadt muß er stecken, wo käme die Karte her.“

„Gestrenger Herr Bürgermeister, ich will doch in den gehörnten Ochsen laufen, wo die gestrengen Herren und Potentaten abzusteigen pflegen.“

„Thu' das, Safian. Du siehst, die Sache ist von Wichtigkeit. Fast möcht' ich den Senat zusammen rufen. Die Sache ist neu.“

„Ja, etwas ganz Neues zum neuen Jahre.“

„Biete Deine ganze Spürkraft auf, Safian, Du kannst nöthigen Falls Kirmsen, den Bettelvogt, requiriren, und erstatte mir sofort Bericht über den Schwarzen. Eine solche Gelegenheit, Deinen Kundschaftersinn in vollem Glanze zu zeigen, bietet sich so leicht nicht wieder. Laufe vor allen Dingen in den gehörnten Ochsen und sieh nach, ob er da ist. Vergreife Dich indeß nicht sogleich an ihm in Deiner gewohnten Hitze. Ein solcher Mensch hat seine Verbindungen. Wir könnten in Verwicklungen gerathen mit auswärtigen Höfen. Findest Du ihn jedoch im

gehörnten Ochsen nicht, so eile in die Thore und citire die Thorwächter hierher. Die müssen Auskunft wissen."

Safian setzte sich dienstbeflissen in Trab, während der Bürgermeister mit sorgenvoller Stirn in seinem Gemache auf und ab schritt.

„Das muß wahr sein," begann er nach einiger Zeit sein Selbstgespräch, „der geplagteste Mann in der Stadt ist der Bürgermeister. Heute haben wir das liebe Neujahr, und kaum ist die Sonne aufgegangen, geht Noth und Sorge an, ereignen sich Fälle, welche das angestrengteste Nachdenken zur Verzweiflung bringen."

Fortwährend hielt er dabei die Karte des Mohren in der Hand, den Blick darauf gerichtet.

„Ich begreife nicht, wo das hinaus will," fuhr er fort, „ich weiß nicht, was ich denken soll. Gratulirt mir der Mohr von Venedig zum Neujahr. Ich möchte wissen, ob so etwas einem deutschen Bürgermeister schon widerfahren ist?"

Nachdem Sebastian eine geraume Zeit mit den sonderbarsten Hypothesen ob des Mohren von Venedig sich abgeplagt und seinen eigenen Gedanken eine außerordentlich umfängliche Conferenz ertheilt hatte, deren Resultate freilich nicht sehr ergiebig waren, begann ein gewaltiges Stampfen im Vorgemach. Es waren die vier Thorwächter Meiselbach, Gallenbeck, Brandstrupp und Gottlob, die, Schnee abstäubend, der Safian'schen Citation Folge leisteten.

Auf erfolgtes Gebot marschirten sie in Colonne vor ihrem Gebieter auf, und das Examen begann.

„Meiselbach," erkundigte sich Sebastian, „wer ist seit gestern zum Schützenthore einpassirt?"

Der Gefragte nannte mehrere Personen, deren

Signalement keineswegs mit einem Mohren von Venedig zu vereinbaren war.

Verstimmt wandte sich das Oberhaupt der Bürgerschaft zu Gallenbeck. Es erfolgte ein gleiches unbefriedigendes Resultat.

Sebastian ward immer unwirscher. Die Reihe kam an Brandstrupp. Auch dieser wollte von einem Mohren von Venedig nichts gesehen und gehört haben.

Der Bürgermeister von Zuckelhausen hielt jetzt eine Donnerrede an die Thorwärter. Er beschuldigte sie der Unaufmerksamkeit und Nachlässigkeit in ihrem wichtigen Amte, er drohte mit Absetzung. Das Wort Absetzung klang dem Gottlob, dem vierten Wärter, welcher keineswegs in dem Renommée eines Genies stand, zu graulich, er faßte sich daher ein Herz und sprach: „Ich hab' ihn gesehen!"

Sebastian, welcher in seinem Eifer den vierten Thorwärter ganz übersehen hatte, frug daher rasch: „Wie, den Mohren?"

„Ja, den Mohren," erwiederte Gottlob herzhaft.

„Wann traf er ein, gewiß zur Nachtzeit?"

„Ne, an hellerlichtem Tage."

„Unbegreiflich. War er zu Fuß oder zu Pferde?"

„Zu Wagen."

Der Bürgermeister warf hier den andern drei Thorwärtern einen Blick zu, welcher besagte: da seht, ihr nichtsnutzigen Kerle, wie der wegen seiner Dummheit verschriene Gottlob aufpaßt.

„Nur weiter, Gottlob," munterte er auf: „sah der Kerl wirklich schwarz aus im Gesicht wie ein Essenkehrer?"

„Bewahre Gott," schüttelte Gottlob.

„Was? — wie war' denn die Fratze?"

„Ein Bischen gilblich."

„Ein Bischen gilblich blos? Kerl, Du weißt nicht, was Du sprichst. Hat man im Leben einen gilblichen Mohren gesehen? Was trug er denn auf dem Kopfe? Unbestritten etwas Türkisches, einen Turban?"

„Bewahre Gott!"

„Was denn?"

„Eine Haube!"

Jetzt ward's dem gestrengen Herrn Bürgermeister außerm Spaße.

„Esel," schrie er, „es war doch wenigstens ein Mann?"

„Bewahre Gott!"

„Electoralstier, wer denn?"

„Die Munscheln, die Hebamme, die aus der Prießnitzer Pfarre zurückfuhr, wo sie eine Paar Zwillinge gebracht hatte."

Sebastian's Grimm kannte jetzt keine Grenze. Der entrüstete Bürgermeister suchte in allen Ecken nach seinem spanischen Rohre. Meiselbach, Gallenbeck und Brandstrupp, welche die Entdeckungsfahrten ihres Gebieters mit den Augen verfolgten, ahnten, nach welchem Instrumente er umherfahre. Sie hielten es daher nicht für rathsam, den Moment des Findens abzuwarten, sondern traten nach einer tiefen Verbeugung den Rückzug an, welchem sich Gottlob instinctmäßig anschloß.

Da Sebastian den Spanier trotz alles Suchens nicht fand und dadurch seine Hitze einen um so höhern Grad erreichte, ergriff er endlich den großen Folianten, worin die Zuckelhausener Strafgelder und Steuerrestanten aufgezeichnet standen und bedrohte die sich zurückziehende Colonne mit den Worten: „Mir aus den Augen, nichtsnutziges Volk!" mit einem directen Bombardement.

Der Bürgermeister war auf seine Thorwärter, und namentlich auf Gottlob so aufgebracht, wie die Polizei des Festlandes auf Kossuth und Mazzini. Daher das schleunige Bombardement. Der Foliant mit den Strafgeldern fiel auch unmittelbar hinter Gottloben zur Erde. Es war sein Glück, daß er mit seinem Rücken das Gegentheil eines Katzenbuckels machte und das Rückgrat einzog, sonst würde die Schuldenlast der Zuckelhausener Steuerrestanten direct auf ihn gefallen sein.

„Ist solche Stupidität erhört worden," grollte Sebastian für sich, indem er den Folianten wieder in das Repositorium schob, „die Zuckelhausener Hebamme für den Mohren von Venedig anzusehen."

Die Thorwärter hatten kaum das gefährliche Gemach des Bürgermeisters verlassen, als Safian wieder sichtbar wurde.

„Im gehörnten Ochsen," berichtete dieser, „können die Mäuse Kirchweih halten, so leer ist's von Passagieren. Seit dem Lüneburger Stockfischmann hat sich keine Seele blicken lassen. Der Strichelius lamentirte, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen. Er kommt nicht auf den Pacht. Als er von dem Mohren von Venedig hörte, lief ihm das Wasser im Munde zusammen. Er meinte, solch' schwarzes Viehzeug sähe die Ducaten weniger an, als die getauften Weißlinge. Auch würde er sich als christlicher Gastgeber durchaus kein Gewissen machen, einen solchen schwarzen Hallunken das Fell über die Ohren zu ziehen."

„Zur Sache," unterbrach Sebastian, „also im gehörnten Ochsen war der Mohr nicht eingekehrt?"

„Mit keinem Schritte," betheuerte der Frohn. „Dann war ich auch," fuhr er fort, „in der bittern Pomeranze beim Gastwirth Hempel, wo zuweilen eben=

falls Honoratioren einkehren, wenn sie incognito reisen, das heißt, wenn sie nicht viel aufgehen lassen.“

„Auch da fand sich der Mohr nicht?“

„Auch da nicht.“

„Die Sache wird immer räthselhafter,“ gestand der Bürgermeister.

„Mir auch,“ gestand Safian.

„Die Thorwärter wußten von keinem Mohren,“ sprach Sebastian.

„Nicht?!“

„Kein Wort!“

„Dann hat er sich höchst wahrscheinlich weiß angestrichen,“ rieth der Rathsfrohn, „um sich unkenntlich zu machen.“

„Nicht unwahrscheinlich.“

„Und hat ein Privatlogis gemiethet, da er weder im gehörnten Ochsen, noch in der bittern Pomeranze aufzufinden.“

„Ohne Aufenthaltskarte wäre das doppelt strafbar,“ rügte Safian.

„Was wäre heutzutage nicht strafbar,“ moquirte sich der Frohn; „sie können am jüngsten Gericht nicht mehr strafen, als wir; fahre ich nicht wie der Engel Gabriel mit dem feurigen Schwerte umher; aber was hilft's, gehn die Strafgelder ein? Kein Mensch bezahlt.“

„Wenn wirst Du Dir Deine Abschweifungen abgewöhnen, Safian, eine Untugend, die ich schon so oft gerügt habe. Verwende Deine Zeit lieber, des räthselhaften Mohren von Venedig habhaft zu werden.“

Safian versprach, sich augenblicklich wieder auf die Beine zu machen und nicht eher zu ruhen, als bis er den Kerl kreuzweis geschlossen vor den gestrengen Herrn Bürgermeister gebracht hätte.

„Ich habe Dir gesagt, Du sollst Dich hinsichtlich

dieser räthselhaften Person vor der Hand in Deinem Diensteifer etwas moderiren."

„Aber wenn der Kerl seine eigene Frau erdrosselt hat, wie der gestrenge Herr Bürgermeister vorhin bemerkten."

„Nur Vermuthung, noch keine Behauptung, Venedig ist ein großer Ort, kann es da nicht mehrere Mohren geben?"

„Allerdings," gestand Safian zu, „ich glaube, wo sich dieses Unkraut einmal angesiedelt, giebt es desselben wie Sand am Meere. Die Mohren vermehren sich schnell, wie ich mir habe sagen lassen. Aber welche Polizeibehörde vermag da den Frauenwürger herauszufinden, wenn es schlechtweg heißt: der Mohr von Venedig?"

„Darum Vorsicht, Safian," wiederholte der Bürgermeister. „Ist es der Rechte, so soll er uns nicht entgehen."

„Gewiß nicht," betheuerte Safian; „ich will ihn schon fassen; wenn der Türkenhund nicht gesteht, werden Daumschrauben angelegt. Gegen Heiden ist die Folter noch erlaubt, wie ich mir habe sagen lassen."

„Du hast Dir wieder einmal etwas sehr Falsches sagen lassen," belehrte Safian, „nach der heutigen Gerichtsordnung sind Daumschrauben in keinem Falle erlaubt."

„Wie soll man aber der Wahrheit ohne Däumlinge auf die Spur kommen," seufzte Safian. „Die sind gewiß auch von den Herren Landständen hinwegdisputirt worden. Geprügelt soll auch nicht mehr werden. Ein Jammer!"

„Du gefällst Dir wieder in Deinen beliebten Abschweifungen, anstatt daß Du längst nach dem Mohren unterwegs sein solltest."

Safian erkannte die Richtigkeit dieser Worte und

gelobte doppelten Eifer. Er versprach eine Haussuchung, gegen die sich die jüngste wegen des Schweinediebstahls verstecken sollte. — Er war im Begriff, sich zu entfernen, als es an die Thür klopfte und auf des Bürgermeisters „Herein!“ eine lange, phantastisch gekleidete Gestalt mit kohlschwarzem Gesichte in's Zimmer trat, in welcher Sebastian und der Frohn nicht ohne geheimes Grauen sogleich den — Mohren von Venedig erkannten.

Safian wollte sich bei dieser grausigen Erscheinung, die ihm das Blut erstarren machte, durch eine Seitenthür entfernen; aber der Bürgermeister, dem ebenfalls icht wohl zu Muthe wurde, sprach: „Safian, Du bleibst!“

„Es ist nur wegen des Respects,“ entschuldigte sich dieser.

„Du bleibst,“ entschied Sebastian, und zog sich hinter sein Schreibpult zurück.

„Ich wollte die Conferenz nicht stören,“ tönte es zaghaft aus Safian's Munde.

„Keine Widerrede, Du bleibst!“

Der Frohn mußte gehorchen; doch näherte er sich so viel wie möglich der nach der Hausflur führenden Seitenthür, um nöthigen Falls mit einem Satze aus dem Bereiche des Mohren von Venedig zu sein.

Der Mohr von Venedig, nachdem er in's Zimmer getreten war, machte eine Verbeugung, wie sie bei Leuten vom hohen Anstand wahrgenommen wird und flößte dadurch dem Bürgermeister etwas mehr Muth und Geistesgegenwart ein.

„Hab' ich die Ehre,“ begann endlich der Schwarze in fremdländischem Dialecte, „den berühmten Staatsmann und Bürgermeister von Zuckelhausen — der Mohr sprach „Sückelhose“ — vor mir zu sehen?“

Diese Worte waren wieder mit einer plastischen Handbewegung begleitet, die nichts zu wünschen übrig ließ. Sebastian, obschon die ihm fremde Mundart und die schwarze Fratze imponirte, gewann so viel Courage, einzugestehen, daß er der berühmte Staatsmann und Bürgermeister von Zuckelhausen sei.

„Ich weiß genug," erwiederte der Mohr und machte abermals eine pantomimische Bewegung, die unfehlbar hohe Verehrung ausdrückte, dem Bürgermeister aber, wie auch Safianen etwas nach Türkenthum schmeckte. Da Sebastian an dem Schwarzen keine Waffe wahrnahm, hielt er sich zu der ergebensten Frage ermächtigt, welchem glücklichen Sterne er den seltenen Besuch zu verdanken habe? Safianen aber blieb der Mund offen; so höflich hatte er den Bürgermeister im Leben nicht gefunden.

„Kunstsinn, bloßer Kunstsinn," versetzte der Mohr.

„Ein schöner Sinn," gestand Sebastian.

„Den ich zum Rasendwerden liebe," platzte der Südländer mit aller Leidenschaftlichkeit seiner Zone heraus, daß Sebastian gerathen fand, den Schritt, den er bereits vorwärts gethan, wieder zurück zu thun. Auch Safian, dessen Naseweisheit sich bereits so weit verirrt hatte, das schwarze Naturspiel in der Nähe zu betrachten, sprang erschrecken zurück.

Der Mohr begann jetzt, mit solcher Exaltation sich über die Kunst zu expectoriren, ließ eine solche Menge orientalischer Hyperbeln einfließen, daß es weder der Bürgermeister noch sein Diener für gerathen fanden, diesen Redestrom zu unterbrechen oder zu dämmen.

„Ich lobe mir ein solides deutsches Temperament," seufzte Sebastian, als der Schwarze mit seiner göttlichen Kunst gar kein Ende finden wollte, „das artet nicht so aus." Sebastian benutzte die Pause, die der

Mohr in seinem begeisterten Vortrage eintreten ließ, zu der Frage: „was es wohl für eine geehrte Kunst sei, für die sich der Herr Mohr von Venedig so interessire, da es doch seines Wissens mehr als eine Kunst gebe?"

Safian gab durch eine Pantomime zu verstehen, daß er diese billige Wißbegier seines Herrn theile.

Der Schwarze nahm jetzt eine wahrhaft imponirende Stellung ein. „Die Kunst," sprach er mit erhobener Stimme, „der ich mein Leben seit dem ersten Athemzuge gewidmet habe, nennt sich die „electromagnetische-centripetale-subjectivobjective-transcendentale-hydrogasoxygene nach dem Mittelpunkt strebende hyperboräisch-pyramidale Expropriations-Kaleidopsie."

„Das muß eine außerordentliche Kunst sein," sprach der Bürgermeister.

„Eine stupende Kunst," gestand Safian.

„Das ist sie," fuhr der Mohr nicht ohne Selbstgefühl fort, „habe Kaiser und Könige damit entzückt."

„Das will ich glauben," versetzte Sebastian.

„Wenn der Herr Bürgermeister erlauben," sprach der Mohr, „bin ich nicht abgeneigt, einige Stücke dieser göttlichen Kunst auf der Stelle zu produciren."

Sebastian war nicht gerade neugierig, aber kein Mensch wird ihm verargen, wenn er nach einigen Productionen der nach dem „Mittelpunkt strebenden hyperboräisch-pyramidalen Expropriations-Kaleidopsie" Verlangen trug, zumal die Sache nichts kostete.

Safian, von gleichem Wissenstrieb beseelt, munterte den Mohren ordentlich auf: „Das ist schön! Lassen Sie was los," sprach er.

„Wohlan!" begann der Schwarze, indem er ein blankes Messer zückte, dessen Anwesenheit weder der Bürgermeister als hellsehender Chef der Zuckelhausener

Polizeibehörde noch der wachsame Safian geahnet, „so, werde ich eins der unbedeutendsten Experimente der Expropriations=Kaleidopsie zu produciren die Ehre haben; das Stücklein ist nicht ohne Anmuth.“

„Bin begierig,“ erwiederte Sebastian erwartungsvoll, obwohl ihn das funkelnde Messer ein wenig frösteln machte, doch konnte das Frösteln auch von der gespannten Gemüthsstimmung des Bürgermeisters herrühren.

„Sie sehen das blitzende Messer, Herr Bürgermeister?“

Der Mohr that damit einige Schnitte durch die Luft, die dem Bürgermeister durch und durch gingen.

„Siehst Du's auch, Giaur?“ wandte sich der Schwarze zu Safian.

„Und ob!“ meinte dieser.

„Eh bien, mit diesem scharfgeschliffenen Messer werde ich diesem Manne da“ — er zeigte auf den Frohn — „sofort das Haupt vom Rumpfe trennen, dasselbe durch das Fenster auf die Straße werfen, nach einiger Zeit heraufholen und an die vorige Stelle setzen und durch zwei Backenstreiche den Enthaupteten wieder in's Leben und zum Bewußtsein bringen. Allons vor, Giaur!

„Spalla walla Orient
Factum kakla Compliment!“

Safian hatte ob dieser entsetzlichen Rede seinen bedrohten Kopf bereits nach Möglichkeit in Sicherheit gebracht, ihn wie eine Schnecke eingezogen und mit solcher Vehemenz zwischen die emporgeschobenen Schultern gepreßt, daß er von letztern fast überragt ward und nur der emporgesträubte Haarwuchs von dem Dasein des versunkenen Himmelsglobus Kunde gab. Wenn der Mohr nicht einen Riesenkorkzieher

besaß, war keine Möglichkeit vorhanden, den Kopf des Frohn in diejenige Lage zu bringen, die ihn für das projectirte Object tauglich machte.

„Allons vor, Giaur," wiederholte der Schwarze und wetzte sein Messer an dem Stiefel.

„Da müßt' ich Dinte oxhoftweise gesoffen haben," replicirte der Frohn.

„Du mußt wissen, Safian," belehrte der Bürgermeister, „daß das Ganze auf einer optischen Täuschung beruht. In Wirklichkeit wird Dir Dein Kopf nicht abgeschnitten. Das ist ja eben die Kunst der „Expropriations-Kaleidopsie," daß es blos den Anschein hat, als würdest Du decollirt, während Dir im Grunde nichts geschieht."

„Der Teufel auch," brummte Safian.

„Allerdings," wendete sich der Bürgermeister zum Mohren von Venedig, welcher unabläßig wetzte, „für den Kopf auf die Gasse werfen, wär' ich auch nicht. Die Sache macht zu viel Aufsehen und bei uns giebt es des unverständigen Volks genug, welches der erforderlichen wissenschaftlichen Einsicht entbehrt und Zetermordio schreien würde."

„Ja wohl," bestärkte der Frohn, „mein Kopf, nämlich ohne den dazu erforderlichen Corporempumpus, würde außerordentliches Aufsehen machen und könnte die schlimmsten Folgen für die Stadt nach sich ziehen."

„Ein abermaliger trauriger Beweis," radotirte der Mohr, „wie die göttliche Kunst der nach dem Mittelpunkte strebenden hyperboräisch-pyramidalen Expropriations-Kaleidopsie wegen Pöbelsatzung ihre schönsten Blüthen nicht zu entfalten vermag."

„Ja, man ist bei uns leider noch weit zurück," gestand der Bürgermeister.

„Sehr weit," bekräftigte Safian.

„Wohlan!“ fuhr der Mohr von Venedig nach einigem Nachsinnen fort, während Sasian's Kopf gemächlich aus den Schultern hervorwuchs, „so möge ein anderweites nicht minder geniales Experiment die Großartigkeit der Expropriations=Kaleidopsie außer allen Zweifel setzen.“

Da Sebastian gegen ein anderweites Kunststück des schwarzen Künstlers, wobei kein Menschenkopf durch das Fenster auf die Straße geworfen wurde, nichts einzuwenden hatte, wandte sich der Mohr von Neuem zu Sasian und winkte ihm, näher zu treten.

„Was soll's denn schon wieder?“ frug dieser, der dem Mohren nicht über den Weg traute.

„Ich werde jetzt eine ganz geräuschlose Kunstleistung produciren.“

„Das soll mir lieb sein,“ sprach der Bürgermeister.

„Mir auch,“ meinte Sasian.

„Also näher, Giaur!“

„Ja,“ zögerte dieser, „da möcht' ich doch zuvor bitten, was Ew. Hochwohlgeboren unter dem „geräuschlosen Kunststück“ verstehen?“

„Das wirst Du sehen.“

„Das glaub' ich — aber —“

„Kein Wort, entblöße die Brust!“

„Wollten Sie aber da zuvor das Messer wegthun.“

„Dummkopf, das brauch' ich.“

„So? gehorsamer Diener!“

„Knöpfe getrost auf, Sasian,“ sprach mit Salbung Sebastian, „was kann Dir unter den Augen Deines Chefs und Gönners Uebles widerfahren?“

„Es ist nur, gestrenger Herr Bürgermeister,“ entschuldigte sich Sasian, „der Marattenkönig sticht zu, wenn ich geduldig hinhalte. Alle Mohren sind blut=

gierig, das ist eine bekannte Sache. Und bin ich weg, geht's über Sie her."

Der Bürgermeister, welcher durch diese Worte einigermaßen nachdenklich geworden, erkundigte sich jetzt gleichfalls eines Nähern nach dem „geräuschlosen" Kunststücke.

„Ist sehr einfach," erwiederte der Mohr von Venedig, „ich schneide diesem Giaur die Brust auf, löse das Herz ab, präsentire es dem verehrten Herrn Bürgermeister auf dem Knöchel meines linken Daumen, balancire es sodann auf der Nasenspitze und spiele später ein wenig Fangball damit."

„Und das nennt er ein geräuschloses Kunststück?" schauderte Safian, „er begreift nicht, daß ich wie ein Stier brüllen würde."

„Nicht mucken würdest Du," versicherte der Künstler.

„Also gleich todt?! Gehorsamer Diener."

„Ein Schnitt und die Sache ist abgemacht."

„Mit einem Schnitte kann allerdings viel abgemacht werden; ich mag mich aber nicht schneiden lassen."

„Mein Gott," belehrte der Bürgermeister, „begreifst Du denn gar nicht, daß es bei diesem orientalischen Kunststücke weder auf Dein Herz, noch auf Dein Leben abgesehen ist; würde ich sonst, als Chef der Polizeibehörde, ein solches Attentat geduldig zulassen? Es ist Alles ja nur Schein."

„Schein trügt," sprach Safian, „man soll den Teufel nicht an die Wand malen."

„Also," fuhr der Magier fort, „der Giaur will sein Herz nicht hergeben?"

„Und wenn Sie mir sonst was böten."

„Wohlan! so leihe Er seinen Bauch her zu einer

andern nicht minder beachtenswerthen Production, die ich bis jetzt noch vor Niemandem gezeigt habe."

Die Neugier des Bürgermeisters wuchs von Neuem. „Diesmal, guter Safian," sprach er, „würde ich mich nicht länger weigern, dem Wunsche des Künstlers nachzukommen; Du siehst, wie seine Anmuthungen immer billiger werden. Der Bauch ist ein Organ von weit geringerer Empfindlichkeit als Kopf und Herz."

„Was soll denn mit meinem Bauche vorgenommen werden?" frug Safian nach einigem Besinnen ziemlich unwirsch.

„Ich will den Wanst aufschneiden —"

„Schon wieder schneiden?"

„Nur zum Schein, guter Safian, nur zum Schein," erinnerte der Bürgermeister.

„Einige Gedärme abtrennen," fuhr der Mohr fort, „dieselben reinigen, mit etwas aromatischem Gemengsel füllen und sie dem gestrengen Herrn Bürgermeister als schmackhafte Würste zum Frühstück präsentiren."

„Eine schöne Ehre für meine Därme," meinte der Frohn.

„Es wäre ein Meisterstück," rief der Bürgermeister in einem Anfall von enthusiastischer Wallung.

„Ja," sprach Safian für sich, „weil's was zu fressen giebt; ich mag ihn aber nicht mit meinem Leibe füttern."

„Es ist eine der seltensten Productionen meiner Kunst," meinte der Mohr von Venedig, „und noch von keinem Künstler gezeigt worden."

„Gewiß," gestand der Bürgermeister, „auch ich habe noch nie von solch außerordentlichem Kunststücke gehört."

„Es wäre mir lieb, wenn ich es produciren

könnte;" fuhr der Schwarze fort, „um den gestrengen Herrn Bürgermeister einen Begriff meiner schwachen Kunst zu veranschaulichen."

„Mir auch," sprach Herr Sebastian.

„Zumal da sich das Kunststück des Wurstmachens," fuhr der Künstler fort, „mehr für einen kleinern gewähltern Zirkel eignet."

„Ja wohl," gestand der Bürgermeister, „wir sind hier ganz entre nous; Safian, Du brauchst Dich nicht im Geringsten zu geniren. Schamhaftigkeit wäre hier am ganz unpassenden Orte. Ich kann mir ungefähr denken, wie Dein Bauch aussieht; und vor dem Herrn Mohren von Venedig brauchst Du Dich gleich gar nicht zu geniren. Der drückt gern ein Auge zu, wenn es zur Verherrlichung der Expropriations-Kaleidopsie geschieht."

Aber Safian hielt seinen Bauch mit beiden Händen umklammert.

„Und wenn mich der gestrenge Herr Bürgermeister vier Wochen lang bei Wasser und Brot in den Thurm sperren, an meinen Bauch laß ich mit dem scharfen Messer nicht kommen. Wie leicht kann bei den orientalischen mohrentalischen Faxen das Ding abrutchen und der Schaden ist da."

„Freilich," höhnte der Mohr von Venedig, „wenn der Giaur aus Hasenherzigkeit das ausgezeichnete Experiment, welches sich der Zufriedenheit des Herrn Bürgermeisters gewiß erfreuen würde (hier nickte Sebastian beistimmend mit dem Kopfe), an seinem Wanste nicht will vornehmen lassen, kann ich nicht dafür."

Safian, der sich wegen der Hasenherzigkeit in seiner Würde als Amtsfrohn beleidigt fand, wurde jetzt grob.

„Schneid' Er doch Seinen eigenen Leib auf“ rief er, „und mach' Er sich Würste d'raus, so viel Er Lust hat; ich begreife nicht, warum Er blos an mir herumschneiden will.“

Der Magier lächelte mitleidig ob dieser Zumuthung. Er gab dem Bürgermeister durch Pantomime zu verstehen, daß Safian spreche, wie er's verstehe.

Der Bürgermeister nickte verständnißinnig und sprach zu Safian: „Du mußt wissen, daß man Experimente der Expropriations-Kaleidopsie nicht an sich selbst wahrnehmen kann.“ Er wandte sich wieder zum Schwarzen. „Da sich der mißtrauische Safian,“ sprach er, „zu nichts verstehen will, könnten Sie nicht ein anderes Kunststück produciren, wobei er entbehrlich wäre?“

Der Mohr von Venedig sann einen Augenblick nach.

„Ich hätte noch ein possirlich Stücklein.“

„Rücken Sie heraus damit,“ munterte der neugierige Sebastian auf.

„Wenn mir der gestrenge Herr Bürgermeister seinen erlauchten Kopf dazu erlauben wollten.“

„Meinen Kopf? Wie soll ich das verstehen?“

„Ohne unsere Köpfe,“ meinte Safian, „scheint er gar nichts bewerkstelligen zu können.“

„Wenn mir der gestrenge Herr Bürgermeister das anmuthige Stücklein gestatten, so sollen binnen wenig Stunden zwei stattliche, weitausgreifende Ochsenhörner aus dem erlauchten Haupte emporwachsen.“

„Zwei Ochsenhörner? das wäre der Teufel!“ rief Sebastian und griff sich unwillkürlich nach dem Kopfe, um zu sehen, ob etwa das Gehörn schon ansetze.

„Ein possirlich Stücklein,“ gestand Safian, „der gestrenge Herr Bürgermeister müßten sich majestätisch ausnehmen zum neuen Jahr.“

In Sebastian kämpfte eine Zeit lang die Furcht, seine bürgermeisterliche Würde zu compromittiren, mit der Neugier, auf welche Weise das plötzliche Hörnerwachsen wohl vor sich gehen möchte.

Er frug daher: „Den Schäker kann ich doch abschütteln, sobald ich es für nöthig erachte?"

„Leider," bedauerte der Mohr von Venedig, „ist es eine Schattenseite dieses Experiments, daß die Hörner nicht so schnell wieder zu entfernen sind. Sechs Stunden bedarf ich wenigstens, um das gekrönte Haupt von seinem Schmucke zu befreien."

„Sechs Stunden?" seufzte Sebastian, „da werd' ich wohl auf das allerdings recht artige Kunststück verzichten müssen. Ich habe heut' den Herrn Superintendenten zu Tische und Sie begreifen —"

„Ei, du meine Güte," lachte Safian, „würde der Augen machen. Er hielte den gestrengen Herrn Bürgermeister für den leiblichen Gottseibeiuns und bekäme eine handgreifliche Idee, wie der Beelzebub aussähe."

Ein ernster Blick des Bürgermeisters strafte den Vorlauten und verwies ihn zur Ruhe.

„Seine Ehrwürden," sprach er, „würden trotz des Geweihs den Bürgermeister in mir erkennen und ehren. Aber die Sache würde zu reden geben, was ich vermeiden muß. Wie steht's aber mit Dir, Safian, Du hast lange nicht die Rücksichten zu nehmen, die mir, dem Stadtoberhaupte, auferliegen; wie wär's, wenn Du Dich auf die paar Stunden hörnen ließest?"

„Ich darf es gleich gar nicht wagen," protestirte Safian, „meine Frau geht im dritten Monat, sie könnte sich versehen und mir einen kleinen Ochsenkopf

in die Welt setzen oder sich sonst ein bös' Exempel an den Hörnern nehmen. —"

„Ich kann die Gründe nur ehren," versetzte der Magier, „welche den gestrengen Herrn Bürgermeister abhalten, sich hörnen zu lassen; ich bedaure aber, daß ich auf diese Weise außer Stande bin, eine Probe meiner Kunstfertigkeit abzulegen, und Letzteres hätt' ich gern gethan, da ich aus keiner andern Absicht gekommen bin, als den Herrn Bürgermeister um die Erlaubniß zu bitten, heute Abend eine außerordentliche Vorstellung meiner Kunst auf dem Rathskellersaale veranstalten zu dürfen; wobei ich zugleich so frei bin, zwei Freibillets dem Herrn Bürgermeister ergebenst anzubieten, in der Hoffnung, daß Hochdieselben, als Staatsmann und Kunstkenner rühmlichst bekannt, Ihre erhabene Gegenwart meinen schwachen Leistungen nicht entziehen werden."

Der geschmeichelte Sebastian nahm die Freibillets mit freundlicher Gravität entgegen.

„Obschon ich es," erwiederte er, „mit Seiltänzern, Comödianten, Bärenführern und Kameeltreibern sehr streng nehme, da dieses Volk den Leuten das Geld unnützerweise aus der Tasche stiehlt, welches dann stets nachtheilig auf die Abführung der Gewerb-, Malz-, Mahl-, Fleisch-, Kopf-, Fisch-, Frosch-, Fuchs-, Vogelsteuer wirkt, wie Sie sich aus diesen dickleibigen Folianten überzeugen können, so will ich doch in Betracht Ihrer wirklich großartigen Expropriations-Kaleidopsie diesmal eine Ausnahme gestatten."

„Küß' die Hand," dankte der Mohr von Venedig, „ich werde mich bestreben, der hohen Gnade mich würdig zu beweisen. Doch hab' ich alsdann noch eine anderweite Bitte an den gestrengen Herrn Bürgermeister."



„Sprechen Sie," sagte Sebastian.

„Daß meine Vorstellungen nur für Personen männlichen Geschlechts bestimmt sind."

„Ach, Sie fürchten," lachte der Bürgermeister, „daß unsere Zuckelhäuserinnen bei der Kopfabschneiderei in Ohnmacht fallen werden. Seien Sie unbesorgt, die hiesige Damenwelt hat starke Nerven und fällt nicht so leicht in Ohnmacht."

„Dies fürchte ich auch weniger; aber ich muß dem Herrn Bürgermeister noch ein Geständniß offenbaren."

Da Sebastian nichts lieber vernahm als Geständnisse, war er ganz Ohr.

„Sobald mich nämlich," offenbarte der Mohr von Venedig, „ein Frauenzimmer sprechen hört, ist es verliebt in mich, und will mich schlechterdings heirathen."

„Das wäre der Teufel," sprach der Bürgermeister.

„Das sage ich auch," meinte Safian.

„Ein wahrer Fluch, der auf mir ruht," fuhr der Mohr von Venedig fort, „Gräfinnen und Herzoginnen sind mir nachgereis't; ich habe mich wenigstens achthundert Mal mit eifersüchtigen Ehemännern duelliren müssen."

Der Bürgermeister konnte vor Erstaunen über diese neue außerordentliche Eigenschaft kaum zu sich kommen. Safian suchte sich die Sache auf natürlichem Wege zu erklären: „'s ein Mohr," sagte er, „und als solcher was Apartes und das lieben die Weiber."

„Wie unglaublich mir Ihre Mittheilung," sprach der Bürgermeister, „so werde ich doch die geeigneten Maßregeln treffen, daß Sie nur männliches Publikum vorfinden. Ich selbst werde meine Tochter

Friederike verhindern, der Vorstellung beizuwohnen, wie gern ich ihr den Spaß gestattet hätte."

„Thun Sie das, gestrenger Herr Bürgermeister, zumal wenn Demoiselle Tochter noch unverlobt sein sollte. Ueber eine Verlobte habe ich so gut wie keine Gewalt."

„Der ihr bestimmte Bräutigam trifft erst den hohen Neujahrstag ein, wo die Verlobung gefeiert werden soll," sprach Sebastian.

„Dann wahren Sie Ihr Kind," beschwor der Mohr, „blutige Thränen würd' ich weinen, sollte sie durch mich unglücklich werden."

„Wäre denn das Unglück wirklich so groß?" fragte der besorgte Vater.

„Unermeßlich," betheuerte der Mohr, „denn da ich aus Pflichtgefühl die Liebe der armen Kinder nicht erwiedern darf, verfallen sie entweder in Wahnsinn oder legen frevelhafte Hand an das eigene Leben."

Der Bürgermeister schauderte und Safian rief ergriffen: „O Weiber, Weiber, räthselhaftes, unerforschliches Geschlecht! Ich seh' es an meiner Alten."

„Um großem Unglück möglichst vorzubeugen," fuhr der Mohr fort, „und alles Aufsehen zu vermeiden, reise ich daher incognito, trage eine lichte Maske und steige in den unansehnlichsten und entlegensten Gasthöfen ab. So hab' ich auch vermieden, in hiesiger Stadt zu übernachten, ich logire im „blechernen Löffel" vor dem Thore."

Dem Bürgermeister wie Safian ging jetzt ein Licht auf, warum man des Schwarzen in der Stadt nicht hatte habhaft werden können.

Sebastian lobte des Mohren Klugheit und erkundigte sich zugleich, wie die Visitenkarte in seinen Kasten gelangt sei?

„Ich ließ sie durch den Hausknecht im „blechernen Löffel" befördern."

Dem Bürgermeister war jetzt manches Räthsel gelöst; indeß wünschte er auch über die außerordentlichen Kunstleistungen, z. B. über das Kopfabschneiden Hörnerwachsen einigen Aufschluß.

„Dies," erwiederte achselzuckend der Mohr von Venedig, „muß vor der Hand allerdings mein Geheimniß bleiben. Der gestrenge Herr Bürgermeister würde sich alle Illusion zerstören, wenn er das Wie und Warum vorher erführe. Doch stehe ich gern bereit, nach meiner heutigen Vorstellung alle mögliche Auskunft zu ertheilen."

Sebastian mußte sich hiermit beruhigen und der Mohr von Venedig empfahl sich zu geneigtestem Wohlwollen.

„Nun, Safian," begann der Bürgermeister, als sich der Schwarze entfernt hatte, „was sagst Du?"

„Ein Teufelskerl!"

„Das sag' ich auch. Uebrigens möcht' ich wissen, ob es jener Mohr von Venedig ist, von dem die Comödianten vor'm Jahre munkelten, daß er seine Frau erdrosselt habe."

„Ja, das möcht' ich auch wissen," gestand Safian.

„Die Sache interessirt mich."

„Mich auch."

„So lauf' ihm rasch nach," gebot der Bürgermeister, „er kann das Haus noch nicht verlassen haben, und lad' ihn ein, sich noch einmal herauf zu bemühen."

Mit einem „sogleich" eilte Safian davon.

„Ich bin nun fünfundzwanzig Jahre Bürgermeister von Zuckelhausen," begann Sebastian in der Stellung Napoleon's, die Hände auf dem Rücken im

Zimmer auf- und abschreitend, „aber solch' ein außerordentlicher Besuch wie der heutige ist mir noch nicht zu Theil geworden; ich glaube, der kommt auch einem deutschen Bürgermeister selten vor. Der gewaltige Eindruck, den er auf die Weiber macht, ist mir nicht unwahrscheinlich, denn manche Menschen im Oriente sollen die Gabe besitzen, Frauen und Mädchen durch das bloße Anschauen zu bezaubern. Das schwache Weibervolk ist leicht consternirt und geliefert, wie die kleinen Thiere durch die Augen der Brillenschlange."

Während sich der Bürgermeister in diesen und ähnlichen Betrachtungen gefiel, stürzte Safian athemlos in's Zimmer und lief unter den excentrischen Ausrufungen: „Ach, daß Gott! o du lieber Herr Gott! ach, daß sich Gott erbarm!" halb närrisch die Stube auf und nieder.

Sebastian erkundigte sich erschrocken nach der Ursache von Safian's Verzweiflung; aber es bedurfte geraume Zeit, ehe Jener sich von seinem Schmerze so weit erholte, daß er die Sprache wieder bekam.

„Bei Deiner Amtspflicht, Carl Heinrich Safian, rede!" beschwor Sebastian in einem fort, den auf- und ablaufenden Händeringer Schritt vor Schritt verfolgend.

„Mamsell Riekchen," heulte endlich der Frohn, „tanzt auf der Hausflur mit dem Mohren von Venedig."

Sebastian ward zur Salzsäule, während Safian fortfuhr wie toll auf und nieder zu rasen.

„Sie tanzt mit ihm?" hauchte der Bürgermeister ersterbend.

„Sie tanzt," gab Safian dumpf zur Antwort, ohne sich in seinem Wettlaufe und im Händeringen stören zu lassen.

„Aber —“ stammelte nach einer Pause Sebastian, „warum hast Du sie denn nicht auseinander gerissen?“

„Alles verhext — Alles verhext,“ meinte Safian, „der Mohr ist der größte Zauberer auf Gottes Erdboden, es ist mir selber in die Beine gefahren, Sie sehen, wie ich mich echauffire.“

Mit diesen Worten stieg er wo möglich noch schneller die Stube auf und ab.

„O Jammer und Herzeleid, das mich zum neuen Jahre treffen muß,“ lamentirte Sebastian, „sieh doch nach, guter Safian, ob sie noch tanzen; spring' dazwischen mit Händ' und Füßen als officieller Rathsbote; vielleicht bringst Du sie auseinander, und ich will Dein gnädiger Bürgermeister sein zeitlebens.“

Safian stürzte wieder nach der Thür, als diese sich aufthat und die schöne Friederike, des Bürgermeisters neunzehnjähriges Töchterlein ziemlich exaltirt hereineilte und ihrem Vater an den Hals flog.

„Väterchen,“ rief sie mit entschiedener Stimme, „ich heirathe den Mohren von Venedig.“

„Da haben wir die Bescheerung,“ meinte Safian.

„Aber meine Tochter,“ ermahnte der Vater.

„Ich heirathe den Mohren,“ beharrte Friederike mit seltener Festigkeit, „oder es wird nicht gut.“

„Aber so bedenken Sie die Nachkommenschaft, liebes Mamsellchen, wenn der Herr Bürgermeister einen kleinen Mohren auf den Krieen schaukeln sollte.“

„Es wäre mein Letztes,“ schauderte Sebastian.

Selbst Safian's eben angeführter triftiger Grund schien auf das bezauberte Mädchen keinen Einfluß zu üben. Sie blieb dabei: „Ich heirathe den Mohren.“

„Aber wie hat sich nur das Unglück zugetragen?“ jammerte der Bürgermeister.

„Ganz zufällig,“ war die Antwort der Tochter,

„ich ging die Stiege herab, als der Mohr über die Hausflur ging. Da trieb mich's mit unwiderstehlicher Gewalt, ihm an den Hals zu fliegen. Ich weiß selbst nicht, wie mir geschehen. Kurz, wir tanzten mit einander!"

„Unglückselig Kind," rief der Bürgermeister.

„Welche Verirrung der Natur!" rief Safian.

„Daß doch dieser Mohr in seinem Venedig geblieben und Zuckelhausen nimmer betreten hätte," seufzte der unglückliche Vater.

„Ich will gleich nach Hause springen und meine Frau provisorisch in den Keller sperren," meinte Safian.

„Sollte denn der Mohr, der so zu Hause in Hokuspokusmacherei, kein Mittel haben, den Zauber zu lösen?" sprach der Bürgermeister.

„Eine Frage stünde frei," meinte der Rathsdiener.

„Wohlan, guter Safian, so lauf' ihm nach, so schnell Dich Deine Füße zu tragen vermögen, und fleh' ihn in meinem Namen und der Menschheit Namen um ein Mittel; und soll mich's hundert Thaler kosten."

Safian galoppirte dem Mohren von Venedig nach, welcher wieder zu dem „blechernen Löffel" zurückgekehrt war, während die bezauberte Friederike fortwährend die Worte aussprach: „Ich heirathe den Mohren! Vater, laß mich den Mohren heirathen," daß dem Bürgermeister angst und bange um den Verstand seiner Tochter wurde und ihm der Angstschweiß in großen Tropfen auf die Stirn trat.

Nach Verlauf einer Viertelstunde kehrte der Bote Sebastian's aus dem „blechernen Löffel" mit einem Billet zurück, worauf von des Mohren Hand folgende Worte geschrieben standen:

„Das einzige Mittel, Dero Fräulein Tochter zu retten, besteht darin, daß Sie dieselbe noch heutigen Tages mit ihrem künftigen Gatten verloben. Daß ich so ganz unverschuldeter Weise solche Betrübniß in Hochdero Familie gebracht habe, hat mich dermaßen ergriffen, daß ich außer Stande bin, die angekündigte außerordentliche Vorstellung der Expropriations=Kaleidopsie auf dem Rathhaussaale zu geben. Ich stehe eben im Begriff, Zuckelhausen und Umgegend für immer zu verlassen. Leben Sie wohl und beklagen Sie

Ihren

ganz ergebensten

Mohren von Venedig.“

„Das einzige Mittel,“ sprach kopfschüttelnd der Bürgermeister, nachdem er gelesen, „meine Tochter vor dem bezaubernden Eindruck des Mohren zu bewahren, besteht darin, daß ich sie noch heute verlobe.“

„Ich glaube auch, das Mittel ist probat,“ meinte Safian.

„Zu einer Verlobung gehört aber vor allen Dingen ein Bräutigam.“

„Nun, Herr Tobias Pumphänel, der reiche Lachshändler,“ bemerkte der Diener.

„Leider Gottes kehrt der erst Groß=Neujahr zurück, sonst wären wir aus aller Verlegenheit. Ja, wenn der zugegen wäre, sollte auf der Stelle die Verlobung sein.“

„Aber Mamsell Riekchen scheint dem Lachshändler nicht gewogen,“ sprach Safian.

„Das bliebe sich gleich,“ erwiederte der Bürgermeister. „Pumphänel ist ein gemachter Mann, wiegt seine Dreißigtausend, da kann keine Aversion in Betracht kommen. Ach, daß er hier wäre, der Edle!“

„Den reichen Lachshändler müssen sich der gestrenge Herr Bürgermeister schon aus dem Sinne schlagen. Bis zu Groß-Neujahr wartet der Mohr nicht."

Sebastian war in Verzweiflung. Friederike wurde citirt und über einen anderweitigen Freier verhandelt. Der Papa brachte mehrere angesehene alte Junggesellen, die sich bereits vor Jahren zahllose Körbe geholt, in Vorschlag. Aber jedesmal gab das Mädchen ihre Aversion durch die Worte: „Ich heirathe den Mohren," unverholen zu erkennen.

Als Sebastian mit seinen Freiervorschlägen auch gar keinen Anklang finden wollte, ward er endlich desparat.

„Wohlan, so such' Dir selber einen, aber nur schnell, damit wir des Mohren ledig werden."

Friederiken ward hiermit das schätzbare Privilegium der Königin Victoria zu Theil, sich selbst den Bräutigam wählen zu dürfen. Sie zögerte auch nicht, davon Gebrauch zu machen, und wählte den Kaufmann Lindhardt, wobei sich ihr Geschmack freilich in besserm Lichte zeigte, als der ihres Herrn Vaters. Lindhardt war der liebenswürdigste junge Mann, dem überdies Kopf und Herz auf dem rechten Flecke saßen, nur daß er mit Vermögen in weit geringerem Grade bedacht war, als der Lachshändler Tobias Pumphänel.

Der Bürgermeister wollte aus der Haut fahren, als er Lindhardt's Namen hörte.

„Wie?" rief er, „diesen armen Schlucker, diesen Habenichts?"

„Diesen oder den Mohren," entschied Friederike mit männlicher Bestimmtheit.

Das war allerdings eine höchst traurige Alternative für den nach zeitlichem Gute gelüstenden Bürgermeister.

Wie ein Peter von Amiens predigte er gegen die gottlose Wahl, wie er sie nannte. Man hat nie den Bürgermeister von Zuckelhausen, weder vorher, noch später, in solchem demosthenischen Feuer gesehen. Himmel und Erde bot er auf, den Entschluß der Tochter wanken zu machen — half aber Alles nichts — „Lindhardt oder der Mohr!" war und blieb Friederikens Parole.

Endlich unterlag Sebastian. Seine einzige Hoffnung bestand nur noch darin, daß Lindhardt auf die ihm angetragene Friederike aus freien Stücken verzichten werde; aber zu eben so großer Verwunderung als Entrüstung des Bürgermeisters ward das Mädchen mit heißem Danke acceptirt. Jetzt blieb nichts übrig, es mußte zur Verlobung geschritten werden, die auch selbigen Tages erfolgte und durch den noch vom Diner anwesenden Herrn Superintendenten mit Salbung vollzogen ward.

Der Mohr von Venedig war spurlos verschwunden. Nach zwei Tagen erhielt derselbe nachstehende Zeilen von bekannter Hand:

„Theuerster Theodor!

„Du hast Deine Rolle vortrefflich gespielt. Unsere lang im Stillen genährte Liebe hat durch Deine Vermittelung alle Schwierigkeiten besiegt. Friederike ist meine Braut und der reiche Papa söhnt sich täglich mehr mit mir aus, indem er, meine beschränkten Vermögensverhältnisse übersehend, den Menschen in mir achten und lieben lernt. Auch meine glückliche Braut legt den schönsten Dank Dir zu Füßen. Ich bin ihr doch lieber als Tobias Pumphänel, obschon dies weiter keine Schmeichelei für mich sein soll. Unsere Hochzeit ist auf Pfingsten

festgesetzt, wozu Du vorläufig schon hierdurch eingeladen bist von Deinem

Dir zu ewigem Danke verpflichteten
Moritz Lindhardt."

Trotz aller Nachforschungen von Seiten des Bürgermeisters und Safian's hat man weder in Zuckelhausen noch Umgegend je wieder etwas von einem — Mohren von Venedig vernommen.

Druck von Alexander Wiede in Leipzig

Inhalt









PT
2527
.S6.A6
1857
v.7/9

